allg.
Gesch.

John Carter Brown
Library
Brown University

10091.70

VIII, 400 55

Wilhelm Thomas Raynals
philosophische und politische

Geschichte
der

Besitzungen und Handlung
der Europäer
in beyden Indien.

Sechster Band.

Nach der neuesten Ausgabe übersezt, und
mit Anmerkungen versehen.

Kempten, im Verlag der typographischen Gesellschaft
1786.

Württ. Landesbibliothek Stuttgart
Veräußerte Dublette
1931
G
31

Verzeichnis
der
abgehandelten Materien.

Eilftes Buch.

Die Europäer kaufen in Afrika Pflanzer für die Antillen. Auf welche Art dieser Handel getrieben wird. Welche Erzeugnisse wir der Arbeit der Sklaven zu danken haben.

		Seite
I.	Die auf den amerikanischen Inseln wohnenden Europäer holen Pflanzer in Afrika. . . .	1
II.	Nachrichten von der östlichen Seite von Afrika.	4
III.	Nachrichten von der nördlichen Küste in Afrika und von Aegypten insbesondere.	5
IV.	Veränderungen, die sich in Lybien zutrugen.	17
V.	Gegenwärtige Lage von Tripoli. . .	22
VI.	Gegenwärtige Lage von Tunis. . .	25
VII.	Gegenwärtige Lage von Algier. . .	31

VIII. Gegenwärtige Lage von Maroko. . 39
IX. Ursprung der Seeräuberey an der nördlichen Küste von Afrika. Mittel, sie zu unterdrücken. . . 45
X. Farbe der Bewohner auf der westlichen Küste von Afrika, die unter dem Namen Guinea bekannt ist. Was die Ursache dieser Erscheinung seyn kann? 52
XI. Wie ist der Boden von Guinea beschaffen? Welches sind seine Küsten? 65
XII. Entwurf der verschiedenen Regierungsformen, die in Guinea errichtet sind. 68
XIII. Auf welche Art in Guinea Krieg geführt wird? . . . 72
XIV. Welcher Gottesdienst ist in Guinea üblich? 75
XV. Sitten, Gewohnheiten, und Beschäftigungen der Völker in Guinea. . . 77
XVI. Ehemaliger Handel mit der Küste von Guinea. . . . 80
XVII. Der Handel von Guinea vergrößert sich durch den Sklavenhandel. 92
XVIII. Welches sind die Küsten, wo die fremden Seefahrer landen, um Sklaven zu holen. . . 98
XIX. In welcher Menge, zu welchem Preis, und mit welchen Waaren werden die Sklaven gekauft? . 117
XX. Welche Völker kaufen Sklaven? . 120

XXI. Art und Weise, wie man bey dem Einkauf, bey der Behandlung, und bey dem Verkauf der Sklaven verfahren soll. Betrachtungen über diesen Gegenstand. . . 130
XXII. Elender Zustand der Sklaven in Amerika. 135
XXIII. Wie man den Zustand der Sklaven erträglicher machen könnte? . . 150
XXIV. Ursprung und Fortgang der Sklaverey. Erdichtete Gründe, sie zu rechtfertigen. Antwort auf diese Gründe. 158
XXV. Die Ländereyen des amerikanischen Archipelagus sind bis daher nachläßig angebaut worden. . . 188
XXVI. Die Sklaven sind zuvörderst mit ihrem eigenen Unterhalt beschäftigt. Hernach fordert man reiche Erzeugnisse von ihnen. 198
XXVII. Von dem Bau des Roku oder Orleans. 203
XXVIII. Von dem Bau der Baumwollenstaude. 205
XXIX. Von dem Bau des Kaffees. . . 207
XXX. Vom Anbau des Zuckers. . . 211
XXXI. Gemüthsart der auf den Inseln wohnhaften Europäer. . . 223
XXXII. Krankheiten, denen die Europäer auf den Inseln ausgesetzt sind. . 233
XXXIII. Vortheile der Nationen, welche die antillischen Inseln besitzen. . . 238

Zwölftes Buch.

Niederlassungen der Spanier, der Holländer, und der Dänen auf den amerikanischen Inseln.

I. Bestimmung der wahren Ehre. . 241
II. Vorstellung, die man sich von der Trinitadinsel machen kann. . . 244
III. Von Kubagua und seinen Perlen. . . 246
IV. Schilderung der Margaretheninsel. . . 250
V. Eroberung von Porto-Rico durch die Spanier. 252
VI. Gegenwärtiger Zustand von Porto-Rico. 258
VII. Mittel, die Porto-Rico blühend machen würden. . . . 261
VIII. Welche Begebenheiten waren Ursache, daß Domingo von seiner erlangten Größe so sehr herabgesunken ist? 266
IX. Gegenwärtiger Zustand des spanischen Antheil von St. Domingo. . . 270
X. Beschreibung der auf Kuba errichteten spanischen Kolonien. Wichtigkeit dieser Insel. . . . 276
XI. Wichtigkeit, Regierung, Bevölkerung, Feldbau und andere Arbeiten von Cuba. . . . 279

XII. Worinn die Festungswerke von Kuba bestehen, was die Insel sonst noch für Vertheidigungsplätze hat. . . 297
XIII. Hat Spanien die dienlichen Mittel ergriffen, und ergreift es selbige noch, um seine Inseln nutzbar zu machen? 305
XIV. Würden die Nationen, die Kolonien in Amerika haben, es leiden, daß die spanischen Inseln in einen blühenden Zustand kämen? . 311
XV. Politischer Gang der Republik der vereinigten Provinzen bey ihrer Entstehung. . . . 315
XVI. Beschreibung der holländischen Insel Kurassao. 318
XVII. Beschreibung der holländischen Insel St. Eustachius. . . . 320
XVIII. Beschreibung der holländischen Insel Saba. . . . 321
XIX. Beschreibung der zum Theil holländischen, zum Theil französischen Insel St. Martin. . . 323
XX. Vortheile, welche Holland aus seinen Inseln für den Handel zieht. 327
XXI. Physische Betrachtungen über Guyana 331
XXII. Kolonien, welche die Holländer in Guyana an dem Surinam errichtet haben. Merkwürdige Umstände, die sich in dieser Kolonie zugetragen haben. . . . 335

XXIII. Welches waren die Grundfesten des Wohls der Kolonie von Surinam. 339
XXIV. Gegenwärtiger Zustand von Surinam, und Größe seiner Schulden. 344
XXV. Stiftung der Kolonie von Berbice. Ihre ehemaligen Unglücksfälle. Ihr gegenwärtiges Elend. . . 348
XXVI. Alter der Kolonie von Essequebo. Wie sie empor kommen konnte, nachdem sie so lange Zeit in Unthätigkeit gesteckt hatte. . . 353
XXVII. Unordnungen, die in den holländischen Kolonien vorgehen. . 355
XXVIII. Der Verlust, den Holland erlitten, sollte die Republik wegen ihrer Besitzungen in Amerika sehr aufmerksam machen. . . 364
XXIX. Begebenheiten, welche das Ansehen Dänemarks verändert haben. 374
XXX. Die Dänen lassen sich auf den Inseln St. Thomas, St. Johann, und St. Croix nieder. . . 379
XXXI. Unglücklicher Zustand der dänischen Inseln. Was die Regierung thun sollte, ihr Schicksal zu mildern? 387
XXXII. Flüchtige Uebersicht der dänischen Macht. 392

Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Eilftes Buch.

Die Europäer kaufen in Afrika Pflanzer für die Antillen. Auf welche Art dieser Handel getrieben wird. Welche Erzeugnisse wir der Arbeit der Sklaven zu danken haben.

I.

Die auf den amerikanischen Inseln wohnenden Europäer holen Pflanzer in Afrika.

Wir haben unermeßliche Reiche einnehmen und verheeren gesehen; wir erblickten ihre unschuldige und ruhige Einwohner entweder er-

mordet, oder mit Fesseln belegt; wir sahen eine abscheuliche Einsamkeit auf den Ruinen zahlreicher Völkerschaften entstehen; wilde Eroberer sich selbst erwürgen, und ihre Leichname auf die Leichname ihrer Opfer häufen. Was wird die Folge solcher Schandthaten seyn? Wieder neue, von andern begleitet, die vielleicht weniger blutig, aber mehr empörend seyn werden: der Handel mit verkauften Menschen, und durch Menschen gekauft. Vorzüglich die amerikanischen Inseln sind es, die zu diesem abscheulichen Handel angereitzt haben; wir werden sehen, wie dieses Unglück entstanden ist.

Einige unruhigen Landstreicher, die grösstentheils durch die Gesetze unehrlich gemacht, oder durch ihr liederliches Leben zu Grunde gerichtet worden, lassen sich in ihrer Verzweiflung einfallen, die spanischen und portugiesischen mit dem Raub der neuen Welt reich beladenen Schiffe anzugreifen. Wilde Inseln, die durch ihre Lage zu diesen Seeräubereyen sehr behülflich sind, dienen diesen Räubern zur Höhle, und werden bald ihr Vaterland. An das Morden gewöhnt, gehen sie mit der Zerstörung des einfältigen und zutrauensvollen Volkes, das sie aufgenommen hatte, um, und die gesitteten Nationen, deren Abschaum die Flibustier waren, nehmen dieses abscheuliche Vorhaben ohne Bedenken an; und es wird ausgeführt. Aber es kam nun darauf an, Nutzen von so vielen Verbrechen zu ziehen. Gold und Silber, das man noch nicht aufgehört hatte, als die einzigen kostbaren Erzeugnisse anzusehen, die man aus Amerika bekommen konnte, hatten sich

sich in verschiedenen dieser neuen Besitzungen niemals gefunden, oder fanden sich nicht mehr in so großer Menge da, als daß man Vortheil dabey gefunden hätte, sie hervor zu suchen. Einige, nicht so sehr als der große Haufen, durch Vorurtheile geblendete Grübler meynten, daß ein von den unsrigen so unterschiedener Boden und Himmelsstrich uns Produkte liefern könnten, die unserm Glücke mangelten, oder die wir zu theuer bezahlen mußten, und thaten den Vorschlag, sie dort zu bauen. Hindernisse, und zwar dem Schein nach unüberwindliche Hindernisse setzten sich der Ausführung dieses Entwurfs entgegen. Die alten Landeseinwohner lebten nicht mehr; und wenn sie noch nicht ausgerottet gewesen wären, so hätte die Schwachheit ihrer Leibesbeschaffenheit, die Gewohnheit an Ruhe, eine unüberwindliche Abneigung gegen die Arbeit nicht leicht erlaubt, geschickte Werkzeuge zum Dienst der Habsucht ihrer Unterdrücker aus ihnen zu machen. Diese Barbaren selbst, die unter einem gemäßigten Himmelsstrich gebohren waren, konnten die mühsamen Arbeiten einer Urbarmachung unter einer sengenden und ungesunden Luft nicht aushalten. Der an Mitteln erfinderische Eigennutz ersann, Pflanzer aus Afrika zu holen, welches immer den niederträchtigen und unmenschlichen Gebrauch gehabt hat, seine Bewohner zu verkaufen.

Afrika ist ein unermeßliches Land, welches mit Asien nur durch eine zwanzig Meilen breite Erdzunge zusammenhängt, die man die Landenge von Suez nennt: ein physisches Band, und eine politische Scheidewand, die das Meer wegen der

Neigung, die es hat, in den östlichen Gegenden, Meerbusen und Meerengen anzulegen, über lang oder über kurz durchbrechen muß. Diese Halbinsel, die durch den Aequator in zwey ungleiche Theile zerschnitten wird, bildet ein ungleiches Dreyeck, dessen eine Seite nach Morgen, die andere nach Mitternacht, die dritte nach Abend hingekehrt ist.

II.

Nachrichten von der östlichen Seite von Afrika.

Die östliche Seite, die sich von Suez bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung erstreckt, wird von dem rothen und vom Weltmeere bespühlt. Das Innere des Landes ist sehr unbekannt; und was man davon weis, kann weder die Habsucht des Kaufmanns, noch die Neubegierde des Reisenden, noch die Menschenliebe des Weltweisen sehr reitzen. Die Missionaren selbst, die in diesen Gegenden, zumal in Abyssinien etwas ausgerichtet hatten, sind durch die Art, wie ihnen manchmal begegnet wurde, abgeschröckt worden, und haben diese Nationen ihrem Leichtsinn und ihrer Treulosigkeit überlassen. Die Küsten sind gröstentheils nichts als erschreckliche Felsen, ein Haufen von brennendem und unfruchtbarem Sande. Diejenigen, wo sich etwas bauen läßt, sind unter den Landeseingebohrnen, den

Ara-

Arabern, den Portugiesen und den Holländern getheilt. Ihr Handel, der nur in ein wenig Elfenbein und Gold besteht, ist mit dem ostindischen verknüpft.

Die mitternächtliche Seite, die von der Landenge zu Suez bis nach der Meerenge von Gibraltar geht, hat das mittelländische Meer zur Gränze. Sie ist neun hundert Meilen lang, welchen Strich Landes die seit verschiedenen Jahrhunderten unter dem Namen Barbarey bekannten Länder und Aegypten, das unter dem ottomanischen Joch seufzte, ausmachten.

III.

Nachrichten von der nördlichen Küste in Afrika, und von Aegypten insbesondere.

Diese große Provinz gränzt gegen Morgen an das rothe Meer; gegen Mittag an Nubien; gegen Abend an die Wüsten von Barka, oder an Lybien; gegen Norden an das mittelländische Meer. Ihre Länge beträgt von Mitternacht gegen Mittag ungefähr 212 Meilen. Eine Felsenbank und eine Kette von Bergen, die ungefähr parallel laufen, lassen ihr bis nach Kairo nur eine Breite von 6 bis 7 Meilen. Von dieser Hauptstadt an bis an das Meer bildet das Land einen Dreyangel, dessen Fläche hundert Meilen beträgt. Dieser Dreyangel stößt an einen

andern, der unter dem Namen Delta berühmt ist, und den zwey Arme des Nils bilden, die sich in das mittelländische Meer ergießen, der eine 1 Meile von Roselle, der andere 2 Meilen von Damiate liegt.

Obwohl diese Gegend sehr heiß ist, so ist doch das Klima derselben insgemein gesund. Das gröste Uebel, das Aegypten eigen ist, ist ein sehr gewöhnlicher Verlust des Gesichts. Ein feiner Sand, den Mittagswinde im May und Junius erheben, macht, wie man sagt, so viele Blinde. Wäre es nicht wahrscheinlicher, diesen unglücklichen Zufall der Gewohnheit dieser Völker zuzuschreiben, neun Monate lang des Jahrs in freyer Luft zu schlafen? Es ist schwer, diese Meynung nicht anzunehmen, wenn man sieht, daß diejenigen, welche die Nacht in ihren Häusern, oder unter den Zelten zubringen, selten ein so großes Unglück erfahren.

Wenige Gegenden auf dem Erdboden sind so fruchtbar, als Aegypten. Der Boden liefert alle Jahr drey Erndten, deren jede nur eine Bearbeitung erfordert. Auf die Kornerndte kommen die Hülsenfrüchte, und auf diese das Gartengemüse. Diese glückliche Fruchtbarkeit ist dem Nil zuzuschreiben.

Dieser Fluß nimmt seinen Ursprung zuerst in Aethiopien, und hat seinen Wachsthum einem Gewölke zu verdanken, welches, wenn es als Regen herabfällt, sein periodisches Steigen verursacht. Es fängt mit dem Monat Junius an,

und

und nimmt bis zum Ende des Septembers zu, hernach aber fällt es allmählig. Nachdem dieser Strom einen weiten Raum in einem Zug durchgelaufen, so theilt er sich 5 Meilen unter Kairo in zwey Arme, welche nicht mehr zusammen treffen.

Es konnte demnach ein Land, in welchem nichts so selten, als eine Quelle, und nichts so ausserordentlich, als ein Regen ist, nur durch den Nil befeuchtet werden. Auch grub man in den allerältesten Zeiten bey dem Eingang in das Königreich 24 beträchtliche, und eine größere Anzahl kleinere Kanäle, welche ihr Wasser durch ganz Aegypten vertheilten. Alle, bis auf 5 oder 6 der tiefesten finden sich am Anfang oder mitten im Winter trocken; aber alsdann hat der Boden keine Befeuchtung mehr nöthig. Wenn es geschieht, daß der Fluß nicht 400 Zoll hoch steigt, so wird nur das niedere Land benetzt. Die andern, denen ihre Zieh- und Radbrunnen unnütz werden, schätzt man für selbiges Jahr unfruchtbar, und diese werden von aller Auflage befreyt.

Das Land ist in drey Klassen eingetheilt. Man betrachtet als die erste die der Vakupsi, oder die Güter der Moscheen und anderer Religionshäuser. Diese ist am schlechtesten angebaut, und wird am meisten mit Auflagen von einer unwissenden und abergläubischen Regierung verschont.

Die vornehmsten Civil- und Militärbedienten des Staats besitzen zur Nutznießung die zweyte Klasse. Sie lassen den Sklaven, die sie mit ihrem Schweiß benetzen, wenig davon, und geben der Schatzkammer selten das, was ihr gehört.

Die dritte Klasse ist unter eine große Anzahl gemeiner Bürger vertheilt, welche ihre kleinere oder grössere Besitzungen durch thätige und verständige Pächter bearbeiten lassen. Diese Ländereyen machen den Reichthum Aegyptens aus, und werden die Quelle des öffentlichen Schatzes.

Obwohl ein Drittheil der Länder ungebaut ist, so ist doch das Land nicht entvölkert. Man zählt 5 oder 6 Millionen Einwohner. Die zahlreichsten sind die Kopten, welche ihren Ursprung von den alten Aegyptiern haben, denen sie auch ziemlich gleichen. Einige haben sich unter das Joch des Alkorans begeben, andere blieben dem Evangelium unterworfen. Sie nehmen das obere Aegypten beynahe allein ein, und sind im untern sehr ausgebreitet. Viele derselben sind Ackersleute; viele treiben Künste. Die geschicktesten unter ihnen führen die Geschäfte reicher Leute, oder dienen den Staatsbedienten als Sekretäre. In diesen für beträchtlich gehaltenen Posten bemächtigen sie sich sehr bald einer unumschränkten Macht über Herren, die das Klima und die Wollust entnervt hat. Diese Art von Uebermacht setzt sie bald in den Besitz beträchtlicher Reichthümer, welche sie gemeiniglich in den niedrigsten Ausschweifungen verschwenden. Wenn sie der Geitz von den Vergnügungen entfernt hat, so werden sie vor dem Ende ihres unruhigen Lebens durch ihre Tyrannen, die sie betrogen haben, ihrer Schätze beraubt. Nichts ist so selten, als Kinder das Glück ihrer Eltern erben zu sehen.

Nach den Kopten sind die Araber das stärkste Geschlecht. Diese Abkömmlinge eines ehemals siegreichen Volks leben alle in der gröſten Schmach. In diesem verworfenen Zustand sind sie alle ohne Herzhaftigkeit; und man hat sie niemals den geringsten Antheil an allen den Unruhen nehmen sehen, welche diese Gegenden so oft in Bewegung setzen. In den Augen ihrer Herren sind sie nur als zum Feldbau nöthigen Thiere angesehen. Man befiehlt willkührlich über ihre Güter und über ihr Leben, ohne daß jemals die Regierung durch diese Handlungen der Ungerechtigkeit und Grausamkeit zur Rache wäre bewegt worden. Diese Unglücklichen tragen eine besondere Kleidung, wohnen auf dem Lande, verbinden sich untereinander, und ernähren sich blos mit Hülsenfrüchten und Milchspeisen. Diejenigen, die sich einige Bequemlichkeiten auch verschaffen könnten, dürfen es nicht, aus Furcht, eine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die ihnen früh oder spat zum Nachtheil gereichen könnte.

Den übrigen Theil der Bevölkerung machen Türken, Juden, Armenier, Menschen aus verschiedenen Ländern aus, die nach und nach nach Aegypten gekommen sind. Diese Fremden, die Ursache liege, woran sie wolle, hinterlassen selten eine zahlreiche Nachkommenschaft, und ihre Abkömmlinge sind selten glücklicher. Doch betrift diese erniedrigende oder schmerzende Unfruchtbarkeit am meisten die Mamelucken.

Vergebens sind diese Circassier, diese Georgier in ihrer Jugend unter der besten Mannschaft

ihrer

ihrer Provinz ausgelesen worden. Vergebens giebt man ihnen die schönsten Mädchen ihres Landes zu Weibern. Vergebens läßt man sie beyderseits in einem Ueberfluß, der alle Sorge und Unruhe entfernt, leben. Es entstehen beynahe keine Kinder aus diesen sowohl ausgesuchten Verbindungen, und die wenigen, die gebohren werden, sterben unterm Jahre. Man kennt nur zwey aus diesem Blut entsprungene Familien, und diese sind noch im zweyten Geschlecht.

Die Regierung Aegyptens sieht keiner andern gleich. Vor dem Einfall der Türken hatte dieses Land einen Befehlshaber, den die Soldaten erwählten, die alle als Sklaven gebohren waren, und die mit ihm die öffentliche Gewalt theilten. Ohne Zweifel hatte Selim gewünscht, diese neue Eroberung der nemlichen unumschränkten Macht zu unterwerffen, als seine andere Provinzen, aber die Umstände erlaubten diesen Stolz nicht. Er mußte sich mit den Rechten des entsetzten Sultans begnügen, und diesen stolzen Lieutenants die Vorrechte lassen, deren sie so lange genossen. Um dieser furchtbaren Militz das Gleichgewicht zu halten, ließ der Sultan 14000 Mann seiner besten Truppen ins Land marschiren. Weit entfernt, das Interesse der Pforte zu beobachten, arbeitete dieses Korps nur für sich. Es gelang ihm, alles nach seinem Kopf gehen zu machen, und es behielt diese Uebermacht, bis daß aus seinen durch das Klima geschwächten und unmächtigen Händen eine Macht hervorkam, die keine Festigkeit mehr hatte. Sie kam selbst ausgedehnter, als vorher jemals wieder an die Mamelucken.

Diese

Diese besondere Herrschaft besteht aus 10 bis 12000 Sklaven, die in ihrer Jugend aus Georgien oder Circassien hingebracht worden sind. Sie tretten in die Dienste der Grossen ihrer Nation, welche alle die Fesseln vor ihnen getragen, und sich früher oder später davon befreyt haben. Diese Freygelassene sieht man von Grad zu Grad bis zu der Stelle des Bey, über welchen keiner mehr ist, steigen.

Diese Beys befehlen über die 24 Provinzen des Königreichs. Ihrer sind selten mehr als 16 oder 17, weil die herzhaftesten unter ihnen mehr, als eine Provinz unter sich haben, und weil einige schwache Antheile des obern Aegyptens von undenklichen Zeiten her arabischen Chefs sind anvertraut worden. Obwohl sie alle gleich seyn sollten, so maßt sich doch der in der Hauptstadt gemeiniglich einer Obergewalt über die andern an, wenn er nicht von einem seiner Kollegen, der reicher, mächtiger und geschickter, als er ist, verdrängt wird. Das Gleichgewicht mag sich aber erhalten, oder zerrissen werden, so erhalten die freyen Türken niemals nichts anders, als die bürgerlichen oder geistlichen Bedienungen. Die Kriegsehrenstellen, die Regierungsstellen, und alle übrigen grossen Ehrenstellen sind einzig und allein für diese aus der Dienstbarkeit erhobenen Menschen. Der Divan, der aus den Bey's und ihren Kreaturen besteht, ist wirklich das Oberhaupt. Der Pascha, der den Sultan vorstellt, empfängt die Ehrenbezeugungen, die Befehle werden selbst in seinem Namen gegeben; aber unverschämte Sklaven schreiben sie ihm vor. Wenn er sich dem

widersetzt, was man verlangt, so wird er abgesetzt, und führt ein Privatleben, bis daß das Serail seinen Kopf fordert, oder ihn zurückruft.

Die wahre Gewalt in Aegypten ruht bey den Mamelucken. Da sie alle unter einem rauhen oder temperirten Himmelsstrich gebohren sind, und eine strenge Erziehung gehabt haben, so sind sie alle von guter Leibesstärke, und ihre Seelenkräfte sind nicht geschwächt. Sie machen verschiedene Haufen von Reuterey aus, die unter die Bey's, nach Maasgabe der Stärke und des Stolzes dieser mehr oder weniger geltenden Oberhäupter vertheilt sind. Diese mächtigen Menschen beherrschen fast eben so unumschränkt das türkische Fußvolk. Es ist weibisch, und hat gänzlich den Kriegsgeist verloren; es besteht fast aus nichts, als aus friedfertigen Künstlern, die sich einschreiben lassen, um der Vorrechte zu genießen, die mit dem Namen der Soldaten verbunden sind; aber wie diese auch seyen, so hängen doch ihre Officiere gänzlich von den Bey's ab, ohne deren Schutz sie keine Beförderung erhalten können.

Ohne die Auflagen zu rechnen, welche der Großherr in Natur, als Opfer nach Mekka und Medina sendet, oder die er an die Truppen vertheilen läßt, erhebt man verschiedene Auflagen in Geld. Die Ländereyen zahlen einen Tribut, und die Christen eine Kopfsteuer. Der Alleinhandel der Kassia, der Sennetblätter, des Leders, des Salmiacks wird ziemlich theuer verkauft. Man bezieht vieles von den Güterniederlagen. Diese vereinigte Gegenstände betragen wenigstens

10,000,000 Livres *), und selten kommt mehr als der vierte Theil davon nach Konstantinopel. Der oberste Bey behält das übrige, oder theilt es mit seinen Kollegen, wenn er nicht alles allein behalten kann. Das Einkommen des Pascha wird nicht mehr geschont, als das des Großherrn. Selbst die Militz erhält niemals ihren ganzen Sold, und die Bürger aus allen Klassen werden beständig geplündert.

Nichts als die Quellen eines ausländischen sehr vortheilhaften Handels machen so viele Plagen erträglich. Verschiedene Häfen stehen dazu offen. Alexandrien hat deren zwey, die ehemals, wie man sagt, zusammenstießen, die aber gegenwärtig durch eine schmale Landzunge getrennt sind. Der Hafen gegen Morgen, oder der neue ist leichter anzufahren, als der andere; aber er ist vom Sand beynahe, welchen das Meer antreibt, und durch die Schiffslasten, die man daselbst zu versenken gewohnt ist, angefüllt. Es ist noch keine hundert Jahr, daß man die Schiffe am Ufer anbinden konnte; gegenwärtig sind sie mehr als 200 Klaftern davon entfernt. Der Raum, den sie einnehmen können, ist so eng, daß man sie, damit sie nicht an einander stoßen, an verschiedene Anker befestigen muß. Diese Vorsicht ist nicht immer hinreichend. Oft genug stoßen bey dem Sturm diese Schiffe an ihre Nachbarn, und bringen sie zum Untergang, oder sie kommen elend mit einander um.

Der

*) Oder 4,583,333 fl. 20 kr.

Der Hafen gegen Abend, oder der alte ist geräumig und bequem. Die Kriegs- und die Kauffahrteyschiffe sind daselbst in gleicher Sicherheit, aber die Europäer sind davon ausgeschlossen. Die Eifersucht hat die türkische Schiffer eine Prophezeyhung erfinden lassen, die soviel enthält, daß die Stadt in die Gewalt der Christen fallen wird, sobald ihre Schiffe an dieses schöne Ufer gelassen werden.

Vier Meilen von diesem Ort ist Bequies, das keinen Handel treibt, und wo man nicht anländet, als wenn es die Winde nicht erlauben, Alexandrien zu erreichen, oder in den Nil einzufahren. Der Hafen ist sehr klein, aber vortrefflich; und die Kriegsschiffe würden daselbst sogar im Winter ausser aller Gefahr seyn.

Roselle erhält eine Stunde weit von der westlichen Seite der Mündung des Nils die Waaren, die den Fluß auf Schiffen, die man Machs nennt, herunterkommen, und die ihn wieder bis zum letzten Wasserfall, oder bis an das südliche Ende von Aegypten hinauffahren. Diese Stadt schickt selbst Erzeugnisse auf die wenig entfernten Schiffe, mit größern Barken, die im Lande unter dem Namen Germes bekannt sind.

Eine ähnliche Niederlage, die aber weit beträchtlicher ist, ist zu Damirte, nahe bey der östlichen Mündung. Dieß war vielleicht ehemals ein Hafen. Heut zu Tag sind die Schiffe genöthiget, im freyen Meer, zwey Stunden vom Ufer, aber in einem guten Grund zu liegen.

Wenn

Wenn stürmisches Wetter, das an diesen Ufern im Winter sehr häufig ist, sie nöthiget, sich zu entfernen, so ziehen sie sich nach der Küste von Cypern, von da aus sie nach vorübergegangener Gefahr auf ihren Standort zurückkehren.

Sieben bis acht hundert türkische und barbarische, oder christliche Schiffe, die für diese Völker fahren, kommen jährlich in Aegypten an. 140 oder 150 kommen von Syrien; 70 bis 80 von Konstantinopel; 50 bis 60 von Smirna; 30 oder 40 von Salonichi; 25 bis 30 von Candien; und alle übrigen von einigen Inseln, oder einigen weniger reichen oder fruchtbaren Gegenden des festen Landes. Ihre Ladungen werden eine in die andere auf 30,000 Livres a) geschätzt. Setzt man nun 750 Schiffe, die ankommen, so verbraucht das Land für 22,500,000 Liv. b) Erzeugnisse, die durch diese Schiffe herbeygeführt werden, aber es liefert dagegen an Reis, an Kaffee, an Flachs, an Leinwand, an Korn, an Hülsenfrüchten und andern Artikeln für den doppelten Werth dieser Summe. Es kämen ihm also 22,500,000 Liv. c) an baarem Geld zu gut.

Die Verbindungen der Europäer mit Aegypten sind nicht so lebhaft. Diejenigen unter ihnen, die welche errichtet haben, verkauffen Tücher, vergoldete Arbeiten, Seidenstoffe, Eisen, Bley, Zinn,

---

a) Oder 13,750 fl.
b) — 10,313,500 fl.
c) — 10,312,500 fl.

Zinn, Papier, Cochenille, Nürnberger = und Glaswaaren. Sie empfangen im Gegentheil Reis, Kaffee, Safran, Elfenbein, Gummi, Baumwolle, Sennetblätter, Cassia, Faden und Salmiack.

Im Jahr 1776 betrug die Einfuhr der Venetianer 755,035 Livres a), und ihre Ausfuhr 820,062 Livres b). Die Einfuhr der Toskaner und der Engländer, die ihre Geschäfte durch Livorno machen, überstiegen nicht die Summe von 2,143,660 Liv. c), und ihre Ausfuhr 2,099,635 Liv. d). Die Einfuhr der Franzosen belief sich nicht über 3,997,615 Liv. e), noch ihre Ausfuhr über 3,075,450 Liv. f). Die ganze Einfuhr betrug also nur 6,896,310 Liv. g), und die Ausfuhr 5,995,147 Liv. h).

Alle Waaren, welche die Europäer verkaufen, und die sie einkaufen, bezahlen 3 vom hundert. Diese Abgabe steigt bey dem Kaffee auf 6, und bey dem Reis, dessen Ausfuhr verboten ist, auf 10. Diese Räuberey geschieht zum Vortheil zwey Schiffe, die alle Jahr aus den Dardanellen abgesandt werden, um die ägyptischen Küsten vor den Einfällen der Korsaren zu beschützen, die aber nichts thun, als Kaufleute drücken, oder den Betrug begünstigen.

Europa

---

a) Oder 346,057 fl. 42 kr.
b) — 375,861 fl. 45 kr.
c) — 982,510 fl. 50 kr.
d) — 962,332 fl. 42 kr.
e) — 1,832,240 fl. 12 kr.
f) — 1,409,581 fl. 15 kr.
g) — 3,160,808 fl. 37 kr.
h) — 2,747,775 fl. 42 kr.

Europa gebraucht zu diesem Handel ungefähr 100 Schiffe; aber nur 50 bis 60 laufen in diejenigen Häfen wieder ein, wo sie ausgefahren sind. Die andern begeben sich in die Dienste jeder andern Nation, die ihnen Beschäftigung im Orient geben will.

Im Sommer ist die beste Zeit, von Europa nach Aegypten zu segeln, die Nord- und Westwinde, die alsdann fast beständig wehen, und die Reise kurz machen. Die Rückkehr muß im Frühjahr oder im Herbst geschehen. Im Winter ist die Schiffahrt an so niedrigen Küsten sehr gefährlich, weil man das Land auf zwey Stunden weit nicht entdecken kann, wenn das Wetter ein wenig trüb, oder der Himmel mit Wolken überzogen ist.

Wenn jemals Aegypten aus der Anarchie, in der es steckt, gezogen wird, wenn ein unabhängiges Regiment daselbst errichtet wird, und wenn die neue Einrichtung auf kluge Gesetze gegründet wird, so wird dieses Land wieder das, was es war, das arbeitsamste und fruchtbarste Land von der Welt. Es würde thöricht seyn, Lybien, das heut zu Tag durch barbarische Völker bewohnt wird, das gleiche Wohlergehen zu verkündigen.

IV.

Veränderungen, die sich in Lybien zutrugen.

Nichts ist mehr in Dunkelheit verhüllt, als die ersten Zeiten dieses unermeßlichen Strich Landes. Die Verwirrung fängt bey der Ankunft der

Karthaginenser sich zu entwickeln an. Diese aus Phönizien entsprungene Handelsleute legten hundert sieben und dreyßig Jahr vor Erbauung der Stadt Rom eine Stadt an, deren anfangs sehr eingeschränktes Gebiet sich mit der Zeit auf das ganze Land, das heut zu Tag unter dem Namen des Königreichs Tunis bekannt ist, und nachher noch weiter erstreckte. Spanien, die meisten Inseln des mittelländischen Meeres geriethen unter ihre Bothmäßigkeit. Viele andere Staaten sollten noch, wie es schien, die Masse dieser ungeheuren Macht vermehren, als ihre Herrschsucht mit der Herrschsucht der Römer zusammen stieß. Zu der Zeit dieses schröckliches Stoßes erhub sich ein so heftiger und erbitterter Krieg zwischen den beyden Nationen, daß man leicht absehen konnte, er würde sich nur durch die Zerstöhrung einer von beyden endigen. Diejenige, die in der vollen Kraft ihrer patriotischen und republikanischen Sitten war, gewann, nach den künstlichsten und hartnäckigsten Gefechten, eine ausgemachte Ueberlegenheit, über die, die durch ihre Reichthümer verdorben war. Das handelnde Volk ward der Sklave des kriegerischen.

Der Sieger blieb bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts in dem Besitz seiner Eroberung. Die Wenden, welche ihre erste Hitze über Spanien, dessen sie sich bemächtigt hatten, hinaustrieb, setzten über die herkulischen Säulen, und verbreiteten sich wie ein Strom in Lybien. Diese Barbaren hätten sich unstreitig in dem, was sie durch ihren Einbruch erobert hatten, erhalten, wenn sie den kriegerischen Geist, den ihnen

ihnen ihr König Genserich eingeflößt hatte, beybehalten hätten. Aber dieser Geist verschwand zugleich mit diesem Barbaren, der grosse Fähigkeiten hatte; die Kriegszucht erschlafte, und alsdann stürzte das Reich, das auf dieser einzigen Grundlage beruhete, ein. Belisar überfiel diese Völker in ihrer Unordnung, rottete sie aus, und verschaffte dem römischen Reich seine alten Rechte wieder, aber auch nur auf einen Augenblick. Die grossen Männer, die eine werdende Nation bilden und reifen können, sind nicht im Stande, eine veralterte und verfallene Nation wieder zu verjüngen.

Eine Menge Ursachen zeigen sich hierbey, die alle gleich wichtig sind. Der Stifter wendet sich an einen ganz neuen Menschen, der sein Unglück fühlt, dessen Unterricht ihn zur Gelehrigkeit geneigt macht; er darf nur die Mine und den Charakter der Wohlthätigkeit blicken lassen, um Gehör, Gehorsam und Liebe zu finden; die tägliche Erfahrung wirkt zu seiner Person, und zu der Stärke seiner Rathschläge Zutrauen. Bald wird man gezwungen, ihm eine große Uebermacht an Einsichten einzuräumen. Er predigt die Tugend, die allzeit um so eher ihre Macht beweisen wird, je einfältiger der Schüler ist. Es wird ihm nicht schwer, das Laster herabzusetzen, von dem der Lasterhafte schon das erste Opfer gewesen ist. Nichts greift er mit größrer Gewalt an, als die Vorurtheile, die er über einen Haufen werfen will. Er überläßt es der Zeit, die übrigen auszurotten, und die Unwissenheit, die den Zweck seiner Entwürfe nicht absehen kann, gewährt ihm den guten

Erfolg. Seine Staatskunst giebt ihm hundert Mittel an die Hand, in Erstaunen zu setzen, und bald erhält er allgemeine Verehrung. Alsdann befiehlt er, und seine Befehle werden nach Umständen von der Macht des Himmels unterstützt. Er ist Hoherprieſter und Gesetzgeber in seinem Leben. Nach seinem Tode erhält er Altäre; er wird angebetet; er wird Gott. Der Zustand eines Wiederherstellers einer verdorbenen Nation ist sehr verschieden. Dieser ist ein Baumeister, der auf einen mit Ruinen bedeckten Platz bauen will; ein Arzt, der die Genesung eines angesteckten Körpers unternimmt. Ein Weiser, der die Besserung Verstockten predigt. Er hat von dem itztlebenden Geschlecht nichts, als Haß und Verfolgung zu erwarten. Er wird das nachfolgende nicht sehen. Er wird mit vieler Mühe wenig in seinem Leben ausrichten, und nach seinem Tode nur ein unnützes Bedauern erregen. Eine Nation wird nur in einem Blutbad neugebohren. Sie ist das Bild des Aeson, dem die Medea die Jugend nicht anders wieder geben konnte, als indem sie ihn zerstückelte und kochte. Wenn sie in Verfall gerathen, ist ein Mann nicht im Stande, sie heraus zu heben. Es scheint dieses das Werk einer langen Reihe von Begebenheiten zu seyn. Der grosse Geist geht zu schnell dahin, und läßt keine Nachkommen.

Im siebenten Jahrhundert zwangen die durch ihre Gesetze und ihr Glück furchtbaren Saracenen, mit Schwerd und Alkoran bewaffnet, die Römer, die durch ihre Zwiste geschwächt waren, sich wieder über die See zu begeben, und schlugen das nörd-

nördliche Afrika zu dem weitläufigen Reich, das Muhamed gestiftet hatte. Die Statthalter der Kalifen raubten nachher ihren Herren diese reiche Beute, und machten aus den ihrer Aufsicht anvertrauten Provinzen unabhängige Staaten.

Diese Vertheilung der Stärke und Macht flößte den Türken den Stolz ein, sich von diesem großen Lande Meister zu machen. Ihr Glück war vielleicht schneller, als sie es gehofft hatten; aber ein neuer Vorfall setzte diese beträchtlichen Eroberungen bald auf nichts, oder sehr wenig herunter.

Die Paschas oder Vicekönige, welche die unterworfenen Länder regieren sollten, brachten jenen Geist der Verheerung hinein, von dem ihre Nation überall unauslöschliche Spuren hinterlassen hat. Nicht allein das gemeine Volk war den unaufhörlichen Räubereyen ausgesetzt, sondern die Unterdrückung erstreckte sich sogar auf die Soldaten, ob sie schon alle Ottomannen waren. Diese Soldaten, die geneigter waren, Ungerechtigkeiten zu begehen, als zu erdulden, stellten der Pforte vor, daß die Mohren und die Araber, durch so wiederholte Tyranneyen aufgebracht, ehestens rebelliren würden, daß Spanien seiner Seits sich zu einem nahen Einfall bereite; und daß die unvollständige und schlecht bezahlte Armee weder die Macht, noch den Willen hätte, diesen traurigen Begebenheiten zuvorzukommen. Man sahe nur ein wirksames Mittel vor sich, so vieles Unheil abzuwenden, dieß war eine besondere Regierung, welche unter dem Schutz der des Serails, und indem sie ihm einen Tribut be-

bezahlen sollte, selbst für ihre Erhaltung, und für ihre Vertheidigung sorgen mußte. Der vorgeschlagene Plan wurde nach einigen Schwierigkeiten angenommen. Algier, Tunis und Tripolk bekamen die gleiche Gesetzgebung. Es ist eine Art einer Aristokratie. Das Oberhaupt, das unter dem Namen eines Dey die Republik regiert, wird durch die Soldaten erwählt, die allzeit Türken sind, und die allein den Adel des Landes ausmachen; selten geschehen diese Wahlen ohne Blutvergießen, und gemeiniglich geschieht es, daß ein Mann, der während des Blutbads erwählt worden, nachher durch unruhige Köpfe, die sich seiner Stelle bemächtigen, oder sie verkaufen wollen, um selbst empor zu kommen, ermordet wird. Das Reich Maroko, obwohl es erblich ist, ist den gleichen Vorfällen unterworfen. Man wird sogleich sehen, zu welcher Erniedrigung diese Anarchie einen großen Theil von Europa gebracht hat.

V.

Gegenwärtige Lage von Tripoli.

Der Staat von Tripoli, der einer Seits an Aegypten, andrerseits an Tunis gränzt, hat 230 Meilen Küstenlänge. Obwohl er nicht ausserordentlich fruchtbar ist, so würde man doch seine Bevölkerung leicht zehnfach vermehren können, weil der Ueberfluß an Fischen die geringere Erndten ersetzen, und die Erndten selbst durch mehrere

Arbeit

Arbeit verbessert werden könnten. Das Innere des Landes ist nur eine Wüste. Man sieht nur hie und da einige mohrische, einige arabische Familien, die in den wenigen Gegenden wohnen, wo sie genug guten Boden gefunden haben, um sich einen mäßigen Unterhalt zu verschaffen. Dreyßig Tagereisen von der Hauptstadt ist das elende und zinsbare Königreich Felz, dessen Einwohner schwarz sind. Die wenige Verbindung, welche diese zwey Länder unter sich haben, kann blos mitten durch einen trockenen und beweglichen Sand geschehen, wo man nur sehr selten Wasser findet. Die Republik kann ein Einkommen von 2,000,000 Livres *) haben, das sich auf die Palmbäume, auf die Schöpfbrunnen des Landes, auf die Zuckerniederlagen, und auf die Münze gründet.

Die Karavanen von Gadem und Tombut brachten ehedem vieles Gold nach Tripoli. Seit einiger Zeit sind sie weniger reich und häufig. Die von Maroko kommt noch dahin, wenn sie nach Mekka geht, und wieder von diesem durch die Türken verheerten Ort zurückkömmt. Da aber die Anzahl der Reisenden sich merklich vermindert hat, so ist dieser Weg nimmer so erträglich. Aus allen diesen Ursachen ist der Handel zu Land auf nichts, oder doch blos auf wenig herabgesunken.

Der zu Wasser ist noch weniger beträchtlich. Die levantischen Schiffer nehmen zuweilen ihre Ladung auf einer der schlimmen Rheden, die auf dieser

*) Oder 916,666 fl. 40 kr.

unermeßlichen Küste verbreitet sind. Die meisten aber verrichten ihren Verkauf und Einkauf in dem Hafen der Hauptstadt, der besser, als alle andere ist, und wo sich die Waaren des Landes, und die fremden Waaren beysammen finden. Obwohl dieses Gewerbe nicht sehr wichtig ist, sind es doch die Verbindungen der Republik mit Europa noch weniger.

Nur die Toskaner und die Venetianer haben mit Tripoli einen dauernden Handel. Indessen werden die Waaren der einen jährlich nicht über 140,000 Liv. a), und der andern über 200,000 Liv. b) verkauft. Die erstern blieben allen Einrichtungen der Güterniederlagen unterworfen; die andern befreyten sich davon, indem sie der Schatzkammer jährlich 55,500 Liv. c) bezahlten. Die Franzosen haben diesen Handel verachtet, obwohl ihr Regent fortgefahren hat, einen Agenten daselbst zu unterhalten.

Tripoli war lange Zeit unter den barbarischen Staaten derjenige, dessen Raubschiffe am zahlreichsten und am besten bewaffnet waren. Sie fuhren von der Hauptstadt aus, die den nemlichen Namen, wie das Reich führt.

Diese Stadt, von welcher man nach verschiedenen und prächtigen Ruinen, und einer schönen noch gut erhaltenen Wasserleitung glaubt, sie sey das

---

a) Oder 64,166 fl. 40 kr.
b) — 91,666 fl. 40 kr.
c) — 25,437 fl. 30 kr.

das alte Orka gewesen, und die wenigstens eine griechische oder römische Kolonie gewesen seyn muß, liegt auf einer Ebene am Meer, die nur Datteln hervorbringt, und weder Quellen, noch Flüsse hat. Dieß war einer der ersten Plätze, welche die Araber, die durch Aegypten nach Lybien gekommen waren, besetzt haben. Die Spanier nahmen ihn im Jahr 1510 ein, und 18 Jahre hernach gab ihn Karl V. den Maltheserrittern, die ihn nur bis zum Jahr 1551 behielten. Er wurde indessen zweymal von den Franzosen bombardirt, ohne daß durch diese Züchtigung die Seeräuber etwas von ihrer Kühnheit verloren hätten. Die innerlichen Unruhen, die diese Gegend stäts verheerten, haben diese Seemacht allein zu schwächen und endlich zu stürzen angefangen.

VI.

Gegenwärtige Lage von Tunis.

Tunis hat ebenfalls seine Seemacht vernachläßigt, seitdem die Regierung mit den nordischen Mächten Bündnisse geschlossen hat, und Corsika unter französische Bothmäßigkeit gekommen ist. Man hat eingesehen, daß der Werth der Kapereyen kaum die Unkosten der Waffen ersetzen würde; und es sind nicht viel mehr, als die nothwendigen Schiffe beybehalten worden, um die Küsten vor den Landungen der Maltheser zu sichern.

Die

Die Landmacht hat keine Verminderung erlitten, 5 bis 6000 Türken oder abgefallene Christen sind allzeit die beste Stütze der Republik.

Ihre Kinder machen unter dem Namen der Kuloris eine zweyte Armee aus. Gleich bey ihrer Geburt stehen sie im Sold, die erste Zahlung, die sie empfangen, beträgt zwey Aspern, oder ungefähr sechs Pfenninge. Sie vermehrt sich mit dem Alter und mit den Graden bis auf 29 Aspern, oder ungefähr 20 Kr. Man vermindert sie um die Hälfte, wenn das Alter oder die Wunden diese Soldaten zur Ruhe nöthigen.

Sieben tausend Mohren machen die Reuterey des Staats aus. Ihr Sold ist sehr klein, und sie empfangen ihn sehr oft in Lebensmitteln. Ihre gewöhnlichste Beschäftigung ist, den Tribut von den Arabern einzutreiben.

Diese Truppen haben alle eine Flinte ohne Bajonet, und zwey Pistolen in ihrem Gürtel. Die Türken sind noch mit einem Dolch bewaffnet, und die Mohren mit einem Stilet. Ihre ungestümme Herzhaftigkeit muß den einen, wie den andern statt der Waffenübung und Kriegszucht dienen.

Keine Gegend des nördlichen Afrika hat so beträchtliche öffentliche Einkünfte als Tunis. Sie betragen 18,000,000 Liv. *). Dieses ganz neuerdings entstandene Wohlergehen war die Folge einer glücklichen Veränderung der Regierung. Der Dey, der mit seinen Türken regierte, wurde seiner grösten Macht beraubt, und durch einen mohrischen Prinzen ersetzt, welcher gegenwärtig unter dem Namen eines Bey die Geschäfte besorgt, und

*) Oder 8,250,000 fl.

und von einem klügern und gemäßigtern Rath unterstützt wird. Die Plackereyen haben sich sehr vermindert; man hat die Länder besser angebaut, und die Manufakturen haben eine gute Zunahme erhalten. Es war nicht wohl möglich, daß die Verbindung mit dem Innern von Afrika sich vermehrte. Sie wird allzeit nur in dem Umtausch einer kleinen Anzahl Gegenstände gegen den Goldstaub, der durch den unermeßlichen Sand und die Wüsten hergebracht wird, bestehen. Aber das Gewerbe zur See hat sich ausgebreitet. Die Levante hat mehrere Erzeugnisse erhalten, und der Handel mit Europa hat auch zugenommen.

Obschon England, Holland und Dänemark, Schweden, Venedig, Ragusa, und zuweilen Toskana ihre Consuln in Tunis unterhalten, so bedeutet doch der Einkauf und Verkauf dieser Nationen nicht viel. Selbst die Engländer machen wenig. Sie haben nur einen Agenten daselbst, um sich der Ruhe ihrer Flagge im mittelländischen Meer besser zu versichern, und um den Insulanern von Minorka einen Zufluchtsort weiter zu verschaffen. Die Franzosen allein übertreffen alle ihre vereinigten Nebenbuhler; und gleichwohl führen sie jährlich in die Besitzungen der Republik nicht für 2,000,000 Liv. *) Waaren ein. Dem Vortheil, den dieses Volk aus seinen Versendungen, aus seinen Rückfahrten, die allzeit beträchtlicher sind, zieht, muß man noch den Vortheil beyfügen, den die Schiffer machen, wenn sie die Waaren der Republik in die levantische Handelsstädte bringen, und dasjenige zurückführen, was diese

*) Oder 916,666 fl. 40 kr.

diese Gegenden zu ihrer Verproviantirung besitzen. Jedes der zahlreichen Schiffe, die zu dieser Küstenfahrt gebraucht werden, bezahlt 31 Liv. 10 Sols *) für seine Ladung, und eine gleiche Summe für seine Ausladung.

Was in den Staat eingeführt wird, zahlt nur 3 vom hundert, wenn es gerade von der Quelle herkommt. Aber die nordischen und andere Erzeugnisse, die in Livorno abgestoßen werden, bezahlen 8 vom hundert, wie diejenigen, die aus diesem berühmten Hafen selbst kommen, ja 11, wenn sie an Juden addreßirt sind. Ehemals hatte sich die Regierung den ausschließenden Handel mit dem Oel vorbehalten, das ein Theil von Europa zu seinen Saifenfabricken, und Aegypten, Algier und Tripoli zu anderm Gebrauch verlangt. Sie hat aber itzt diesem Alleinhandel entsagt, läßt sich aber das Opfer durch beträchtliche Abgaben ersetzen.

Obwohl Tunis in seinen Mauern einen großen Theil des Handels beysammen hat, so laufen doch auf den andern Rheden der Republik, die an einer Küste von 80 Meilen verbreitet sind, noch einige Schiffe ein.

Die nächste bey Tripoli ist unter dem Namen Sfax bekannt. Ihr Grund ist Thon. Sie hat so wenig Wasser, daß die geringsten Schiffe genöthiget sind, von weitem zu landen, ihre Ladungen in hohem Werth zu halten, oder sich in Fahrtunkosten zu schaden. Das Land selbst liefert keine

*) Oder 14 fl. 26 kr.

keine Waaren zur Ausfuhr. Aber in der Stadt, die hauptsächlich von Arabern bewohnt wird, sind sehr schöne Fabricken errichtet worden.

Die Rhede von Susa, die von drey Schlössern bestrichen wird, von denen selbst das neueste zerfällt, obwohl es noch nicht ausgebaut ist, ist sehr gefährlich. Die Ost- und Nordostwinde, die sie bestreichen, beunruhigen die Schiffe unaufhörlich, und verursachen bisweilen den Untergang derjenigen, die nicht Zeit gehabt haben, in die Bucht von Monoster zu fliehen. Dieser Unbequemlichkeit ungeachtet ist es der zweyte Platz der Republik. Der Menge seines Oels, und seiner Wolle hat sie ihr Gewerbe zu danken.

Tunis liegt in ungesunden Morästen am Fuß oder dem abhängigen Theil eines Hügels. Obwohl seine Luft nicht rein ist; obwohl die Wasser daselbst so schlecht sind, daß man trinkbares zwey oder drey Meilen weit herholen muß, so haben sich doch in seinen Mauern 150000 Einwohner, welche die wenigsten barbarischen aus ganz Afrika sind, vereinigt. Diese Stadt hängt mit dem Meer durch einen See zusammen, der nur sehr platte Schiffe, die man Sondals nennt, aufnehmen kann. Am Ende dieses Sees ist ein enger Kanal, der zu der Rinnen hinleitet, die man als die Rhede der Hauptstadt ansehen muß. Sie ist unermeßlich, sicher, von einer sehr seltenen Gleichheit in ihrem Grund und in ihrem Wasser, nur dem Nordostwind offen, und von zwey Reihen von Bergen eingeschlossen, die sich gegen Norden durch die zwey Vorgebirge Bon und Zebib endigen.

Bizerte

Bizerte war sehr berühmt, als der Staat eine große Anzahl Galeeren unterhielt. Von diesem Hafen aus wurden sie abgesandt, und in diesen Hafen brachten sie alle Früchte ihrer unaufhörlich wiederholten Seeräubereyen ein. Nach und nach hat sich der Kanal, der von der Rhede nach der Stadt führt, mit Schlamm angefüllt, und gegenwärtig können ihn nur Sandals befahren. Selbst keine Kaufmannsschiffe können mehr daselbst einfahren, und sie sind gezwungen, in einem ziemlich gefährlichen Grund Anker zu werffen.

Der Hafen Farine, der auf den Ruinen oder in der Nachbarschaft des alten Utika ist, war ehemals der geräumigste, sicherste und bequemste Hafen der mittelländischen See, und würde es unter einer andern Regierung, als die der Mohren, noch seyn. Es wird durch vier feste Plätze vertheidigt, und ist durch einen engen Zugang verschlossen, der kaum den kleinsten Schiffen noch offen ist, und der, wenn man fortfährt, ihn zu vernachläßigen, in kurzer Zeit durch den Sand, welchen das Meer beständig dahin wirft, gefüllt seyn wird. Er ist gleichwohl das Zeughaus und der Zufluchtsort der Seemacht, die heut zu Tag auf drey Halbgaleeren und fünf Chebecken herabgesetzt ist. Einige Meilen von dieser Stadt ist der Ort, wo Karthago gestanden ist. Die Ueberreste einer großen Wasserableitung, und einige ganz wohl behaltene Cisternen sind alles, was von einer so berühmten Stadt übrig ist. Sogar ihr Hafen ist so sehr vernichtet, daß das Meer eine Stunde Wegs davon entfernt ist.

Fast an der Mündung der Zaine, die den Staat von Tunis von dem algierischen scheidet, ist die Insel Galiti, die mit Heerden, vorzüglich mit Mauleseln bedeckt ist, die in der ganzen Levante gesucht werden. Ihre zahlreichen Einwohner sind alle Wollenweber oder Schwämmefischer. Nicht weit von dieser Insel ist die von Tabarka, welche die Familie Lomellini seit 200 Jahren besessen, als sie ihr im Jahr 1741 abgenommen wurde. Die Genueser zogen von diesen dürren Felsen eine grosse Menge der schönsten Korallen.

VII.

Gegenwärtige Lage von Algier.

Gegen Westen von Tunis ist die Republik Algier, deren inneres Land, das die Wüsten Sahara begränzt, (wie alle die Länder der Barbarey) mehrere Breite, Bevölkerung und Landbau hat, als man gemeiniglich glaubt. Man sieht wenige Städte daselbst, die meisten sind an den Küsten, deren Länge 120 Meilen beträgt.

Die öffentlichen Einkünfte sind der Anzahl Menschen, und der Menge von Erzeugnissen nicht angemessen. Die Tribute verlieren sich gemeiniglich in den Händen ungetreuer Leute, die sie einnehmen sollen. Die drey Bey oder Befehlshaber von Morgen, Mittag und Abend liefern der Schatzkammer nur 1,250,000 Livres *), und geben

*) Oder 572,916 fl. 40 kr.

geben nur 117,000 Liv. *) den Truppen. Was die Staatsausgaben mehr erfordern, liefern die Güterniederlagen, die Domainengüter, die Einkünfte von den Lebensmitteln und den Heerden, die mehr zufälligen Seeräubereyen, und der Verkauf der Sklaven.

Die Türken, und blos allein Türken machen die erste Militz des Landes aus. Sie sollte eigentlich an der Zahl 12000 seyn, aber ihr Anzahl ist niemals vollständig. Aus diesem mächtigen Korps wird der Dey, sein Lieutenant, und die Glieder des Divans erwählt.

Man nennt die Abkömmlinge dieser so privilegirten Menschen Kuloris. Sie machen eine Zahl von 60000 Menschen aus, die alle im Dienst der Regierung sind, und wie in Tunis bezahlt werden.

Die Reuterey, die ungefähr 20000 Mann beträgt, besteht nur aus Mohren. Sie haben einen schlechten Sold, sie mögen mit den Arabern Krieg zu führen haben, oder zur Vertheidigung der Provinzen, oder zur Eintreibung der Auflagen gebraucht werden.

Diese große Armee ungerechnet, die immer unterhalten wird, kann die Regierung, wenn es nöthig ist, die Mohren in der Ebene und auf den Bergen aufbieten. Die eine wie die andere begeben sich ohne Widerstand unter die Fahne, und stürzen auf den Feind mit vieler Verwegenheit ein.

Die

*) Oder 53,625 fl.

Die Seemacht ist bey weitem der Landmacht nicht gleich. Zur Zeit, wo wir schreiben, ist sie auf 17 Schiffe eingeschränkt; dabey 1 Schiff von 50 Kanonen, 2 Fregatten von 42 und 34, 5 grosse Barken, 2 Chebecken, 4 Halbgaleeren und 3 Gallioten sind. Verschiedene dieser Schiffe, die alle zur Seeräuberey bestimmt sind, gehören dem Staat, andere den Staatsofficieren, einige gemeinen Bürgern. Jeder Eigenthümer besorgt die Kosten seiner Ausrüstung, und theilt den Gewinnst mit der Schatzkammer und dem Schiffsvolk. Gemeiniglich läßt sich der Dey die Prisen, die in Bauholz oder Kriegsmunition bestehen, abgeben. Er sollte den Werth dafür bezahlen, aber niemals ist die Entschädigung dem Opfer gleich.

Die Seefahrer, denen das Land von Algier offen steht, können an 7 oder 8 Orten anlanden.

Der Hafen von Kalle, der wenig von den Gränzen von Tunis entfernt ist, ist ziemlich gut, er kann aber nur 5 oder 6 Schiffe einnehmen. Alle, die da hinein fahren, sind Franzosen. Einige Privatpersonen dieser Nation erhielten seit dem Jahr 1560 von dem mohrischen Prinzen, der damals diesen Kanton regierte, die Freyheit, Korallen zu fischen. Nachdem sie 8 Jahre hernach von den Türken verjagt worden, wurde sie im Jahr 1592 wieder eingesetzt, um nochmals verjagt zu werden. Im Jahr 1637 berief man sie von neuem, und es wurde ihr erlaubt, eine kleine Befestigung zu errichten, die ehemals unter dem Namen der französischen Bastion errichtet gewesen war. An einem so unbequemen Ort

bald verdrüßlich gemacht, versetzten die Interessenten ihre Wohnung nach Kalle, welches die Engländer zu verlassen gezwungen wurden. Sie wurden aber selbst bald wieder daraus verbannt, und man erlaubte ihnen, die Rückkehr nicht eher, als nach der Belagerung von Algier, die im Jahr 1682 und 1684 auf Befehl Ludwigs des XIV. unternommen wurde.

Im Jahr 1604 erhielt eine mächtigere Gesellschaft, als die vorhergehenden waren, einen ausschließenden Handel an einem ziemlich weiten Raum der Küste durch einen Traktat, der verschiedenemal erneuert worden, und wahrscheinlich beybehalten wird, weil die Bedingungen desselben der Militz günstig sind, denen der Tribut, der den Grund davon ausmacht, zugehört. Verschiedene Gesellschaften haben nach und nach diesen Alleinhandel mit mehr oder wenigerm Vortheil ausgeübt. Seit dem Jahr 1741 ist er in den Händen einer dergleichen, die zu Marseille ein Kapital von 1,200,000 Liv. a) in 1200 Aktien vertheilt, zusammen gelegt, davon 300 der Handlungskammer dieser berühmten Stadt gehören.

Die ersten Geschäfte der Gesellschaft waren unglücklich. Die Betrügereyen der Korsaren und der Eingebohrnen des Landes, der unterlaufende Schleichhandel, und eine verdorbene Regierung hatten ihr Kapital im Jahr 1766 bis auf 570,000 Liv. b) heruntergebracht. Nach diesem Zeit-

a) Oder 550,000 fl.

b) — 261,250 fl.

Zeitpunkt aber giengen ihre Geschäfte so glücklich, daß sie den letzten Christmonat des Jahrs 1773 4,512,245 Livres 3 Sols 4 Deniers c) hatte, ohne die zweifelhaften Schulden, den Werth ihrer Gebäude, und einiger Waaren, die unverkauft in ihren Magazinen lagen, zu rechnen.

Ihre Ausfuhr beträgt sehr wenig, und sie macht ihre Käufe von Korallen, Wachs, Wolle, Unschlitt, Leder, und vorzüglich Korn meistens mit baarem Geld. Im Jahr 1773 brachte sie in das Königreich 84336 Lasten Korn, 16173 Lasten Gerste, Bohnen und Hirse. 100 oder 220 Schiffe, deren Ausrüstung ungefähr 100,000 Thaler kostet, sind jährlich mit diesem Handel beschäftiget.

Obwohl sie Agenten in Bone und in Kalle hat, so ist doch Kalle eigentlich der Sitz ihres Gewerbes. Es ist ihr sogar erlaubt, einige Batterien und einige Soldaten in diesem befestigten Handelsort zu haben, um sich vor den Räubereyen der Kaper, und den Ueberfällen benachbarter Mohren zu schützen.

Der Hof von Versailles ist oft getadelt worden, daß er dieses Gewerbe in die Fesseln eines Privilegiums gelegt hat. Man hat noch nicht gesehen, daß die Erhaltung der Provence gesichert werden mußte, und daß nur dieses Mittel dazu vorhanden sey, weil in den barbarischen Staaten die Ausfuhr des Korns nur selten erlaubt ist.

c) Oder 2,088,112 fl. 7 kr.

Bone scheint das alte Hippone zu seyn. Man bemerkt einige schöne Ruinen mitten unter den Kühnheiten des mohrischen Geschmacks. Leicht wäre bey dieser Stadt ein bequemer Hafen anzulegen, der schon eine vortreffliche Rhede hat. Dieser neue Zufluchtsort würde genugsam durch die Werke beschützt seyn, die seit langer Zeit unter dem Namen der Genueserschanzen bekannt sind.

Bugie hat eine ziemlich große Niederlage von Oel und Wachs, die in den benachbarten Gegenden erzeugt werden, und vorzüglich von Eisen, das von weiter entfernten Gebirgen herbeygebracht wird, die an Erzen reich sind. Obwohl seine Rhede den Nordwinden zu sehr ausgesetzt ist, so erhielten sich doch die Geschwader der Republik daselbst, bevor sie im letzten Jahrhundert von den Engländern dorten zerstört worden sind.

Die Alterthümer, die Tedelis einschließt, beweisen genug, daß dieß ehemals ein beträchtlicher Platz war. Man bemerkt selbst an den Ufern die Spuren eines großen Molo, der wahrscheinlich in das Meer hinein gieng, und einen Hafen bildete. Gegenwärtig ist es nur eine schlimme Rhede, wo nur zu oft Schiffe, die daselbst Ladung einnehmen wollen, zu Grunde gehen.

Die Hauptstadt des Staats Algier liegt als Amphitheater an dem abhängenden Theil eines Hügels, auf dessen Spitze die Festung steht. Ihre Gegend ist durch Sklaven sehr gut angebaut, mit Korn, Reis, Hanf, Früchten, Hülsenfrüchten, Weinbergen von Mohren selbst angeb-

gepflanzt, mit Granaten unterstützt, und überdeckt. Der Eingang und Ausgang dieses Hafens sind sehr schwer. Er ist sehr enge, und hat nicht Wasser genug für Kriegsschiffe. Die Kauffahrteyschiffe sind sogar zur stürmischen Zeit daselbst nicht sicher. Sie stoßen oft an einander und scheitern zuweilen, wenn die Nord- und Nordostwinde mit Heftigkeit blasen. Die Rhede bildet einen Halbzirkel. Der Grund derselben ist gut. Da sie aber den nemlichen Winden ausgesetzt ist wie der Hafen, so werden die Schiffe zur stürmischen Zeit eben so beunruhiget.

Fünf oder sechs Meilen von Algier ist Serselles. Diese Stadt hat eine Krümmung oder kleine Bucht, wo viele Schiffe landen. Das Land ist dorten sehr niedrig, und der Strand sehr schön; und dieß ist der günstigste Ort dieser Küste zu einer Landung.

Arsew, dessen äußeres Ansehen niedlich ist, mag das Arsenaria der Alten seyn. Man findet daselbst sehr schöne Ueberbleibsel alter Denkmäler. Ihre Rhede ist sicher, bequem, und wird ziemlich besucht. Man würde daselbst mit wenigem Kosten einen Hafen errichten können, der die grösten Schiffe aufnehmen könnte. Es ist der nächste mohrische Platz von Oran, dessen sich die Spanier im Jahr 1509 bemächtiget haben, der ihnen aber im Jahr 1708 wieder abgenommen wurde, und den sie im Jahr 1732 wieder wegnahmen, um ihn nimmer zu verlieren.

Die Anzahl der europäischen Schiffe, die jährlich in den Staaten von Algier anlanden, verändert sich nach den Umständen. Sie ist niemals beträchtlich. Auch die reichsten Erndten ziehen nicht über hundert dahin. Ein französisches Schiff, groß oder klein, geladen oder leer zahlt für sein Ankern 143 Liv. a), und diese Taxe ist für andere Nationen noch stärker. Alle ohne Unterschied sollen 3 vom hundert für alle Waaren, die sie einführen, bezahlen. Diese Abgabe aber wird durch die Einrichtung, die man mit den Pächtern der Güterniederlagen macht, auf 2 gebracht. Bey der Ausfuhr sind die Waaren des Landes keiner Auflage unterworfen, weil die Regierung der einzige Handelsmann derselben ist.

Obwohl die Engländer, Dänen, Holländer, Schweden und Venetianer keinem Zwang auf der Rhede von Algier unterworfen sind, so machen doch diese Nationen wenig Geschäfte daselbst. Drey Viertheile der Handlung sind den Franzosen in die Hände gefallen, deren jährlicher Verkauf sich gleichwohl nicht über 200,000 Liv. b), noch ihr Verkauf über 600,000 Liv. c) erstreckt. 2650 Centner Wolle, 5000 Maaß Oel, und 16000 an Korn, 30000 Häute, dieß sind die Gegenstände ihrer Ausfuhr. In diese Rechnung sind die Geschäfte der königl. afrikanischen Gesellschaft nicht mitgebracht.

VIII.

---

a) Oder 65 fl. 42 kr.

b) — 91,666 fl. 40 kr.

c) — 275,000 fl. — —

VIII.

Gegenwärtige Lage von Maroko.

Maroko ist eben so oft, eben so grausam, als das übrige nördliche Afrika verheert worden, aber es kam nie unter das Joch der Türken. Selbst diejenigen Provinzen, die davon unter dem Namen Fetz, Suß und Tafilet abgerissen worden sind, wurden nach und nach wieder mit dem Hauptreich vereiniget. Ein einziger Despot regiert heut zu Tag dieses unermeßliche Land nach seiner Laune, einer Laune, die beynahe allzeit entweder ausschweifend, oder blutdürstig ist. Die verderbliche Gewalt, die man ihn hat mißbrauchen lassen, dauert ohne andere regelmäßige Truppen, als eine schwache Wache furchtsamer Negern, fort. Mit denen von seinen Sklaven, die er aufzufordern beliebt, führt er bey vorkommender Gelegenheit ganz allein den Krieg. Seine Seemacht ist nicht viel wichtiger. Sie besteht blos aus drey Fregatten, zwey Halbgaleeren, drey Chebecken und 15 Gallioten. Die Seeräuberey war bisher ihre einzige Beschäftigung. Man sollte glauben, daß diese Räuberey ein Ende nehmen sollte, wenn es vernünftig wäre, auf Treue und Glauben eines Tyrannen zu rechnen, oder zu hoffen, daß seine Nachfolger endlich menschlichere Gesinnungen ergreifen würde. In einem Lande, wo ewige Unruhe und Morden alles verheert, können die öffentlichen Einkünfte von wenigem Belang seyn.

Doch sind die Ausgaben noch geringer. Was man ersparen kann, dient zur Vermehrung eines unermeßlichen Schatzes, der schon sehr lange von der Plünderung Spaniens angelegt worden, und der durch eine lange Reihe von Regenten, die mehr oder weniger grausam waren, das Gold für alles, und das Glück der Völker für nichts hielten, Zuwachs erhalten haben.

Dieser brennende Durst nach Reichthümern hat sich vom Thron auf die niedrigsten Stände verbreitet. Alle Jahr reißt von Maroko, der Hauptstadt des Staats, bevor ihre Regenten ihr Mekinez vorgezogen haben, eine Karavane ab, die im obern Guinea Gold holt. Bevor sie dahin gelangt, hat sie einen Weg von 800 Meilen durchzureisen. 200 Meilen im Reich selbst, 200 durch die Wüste Sahara, und noch 200, nachdem diese zurückgelegt ist. Mitten in dieser Wüste, wo nichts als dürrer und aufgehäufter Sand ist, wo man nur des Nachts reisen kann, wo es also sehr langsam hergeht, und wo man mit Hülfe des Kompasses und der Gestirne den Weg finden muß, hat die Natur ein weniger wildes Land hingesetzt, das an Quellen und an Salzgruben reich ist. Man belädt die Kameele mit diesem nützlichen Mineral, und bringt es nach Tombut, wo man dagegen Gold empfängt.

Wenn dieses kostbare Metall zu Maroko angekommen ist, so kömmt es sehr selten daselbst in Umlauf. Es wird, wie in allen Regierungen, wo man seines Vermögens halber nicht sicher ist, vergraben. Und dieß ist auch das Schicksal des Geldes,

das

das die Europäer durch die 9 Rheden, die ihnen offen stehen, in das Reich bringen.

Die nächste an dem algierischen Staat ist Tetuan. Sie ist sicher, wenn nicht die Ostwinde mit Ungestümm blasen, das aber sehr selten geschieht. Der Fluß Busfega, der da hinein läuft, dient während des Winters einigen Korsaren zur Zuflucht. Die Besatzung von Gibraltar ließ ehemals daselbst das zu ihrem Gebrauch nöthige Vieh, Früchte und Hülsenfrüchte kaufen; aber diese Verbindung hat aufgehört, seitdem der Herr des Landes verlangt hat, daß der großbritannische Consul zu Tanger wohnen solle.

Diese Stadt, die im Jahr 1471 durch Portugal erobert worden, wurde im Jahr 1662 den Engländern übergeben, welche sie nach 22jährigem Besitz wieder verließen. Beym Abzug sprengten sie einen Molo, den sie erbaut hatten, und der die gröstten Schiffe in Sicherheit setzte. Die Ruinen dieses schönen Werks erschweren die Annäherung in der Bucht. Sie würde auch von keiner Wichtigkeit seyn, wenn nicht die Mündung eines Flußes, die man daselbst in der Tiefe sieht, den meisten Gallioten des Reichs zur Zuflucht diente. Tanger hat Tetuan zur Verproviantirung Gibraltars ersetzt. Die Verbindung dieser zwey mohrischen Städte wird durch die Festung Ceuta unterbrochen, die von Spanien, dem sie gehört, nur durch eine Meerenge von fünf Meilen getrennt ist.

Larrache ist der natürliche Paß für Aßgar, eine der grösten und fruchtbarsten Provinzen des Reichs. Dieser Vortheil, eine glückliche Lage, und die Güte seines Hafens müssen ihm früh oder spat einiges Gewerbe verschaffen. Itzt wird sie nur von Soldaten bewohnt. Seit der Unternehmung, welche die Franzosen im Jahr 1765 versuchten, hat man die Festungswerke, welche die Spanier erbaut hatten, als sie Herren des Platzes waren, wieder hergestellt.

Salee war vor nicht gar langer Zeit eine fast unabhängige Republik unter einem selbst erwählten Oberhaupt. Ihre Lage mitten im marokanischen Lande setzte sie in den Stand, viele Waaren zu sammeln. Ihre Einwohner waren zugleich Kaufleute und Seeräuber. Sie haben ungefähr um die Zeit aufgehört, diese beyde Beschäftigungen zu treiben, als sie unterjocht, und durch den gegenwärtigen Monarchen zu der Zeit, als sein Vater den Thron besaß, ihrer Reichthümer beraubt wurden. Eine Sandbank, die sich unaufhörlich zu vermehren scheint, erlaubt die Einfahrt in den Fluß nur Schiffen, die nicht über 6 bis 7 Fuß Wasser ziehen. Die Rhede aber ist vom Ende des Aprils bis zum Ende des Septembers sicher.

Muley Muhamed wollte in der Halbinsel Fedale eine Handelsstadt erbauen, und der gröste Theil der Gebäude war schon angefangen. Eine Rhede, die zu allen Jahrszeiten sicher ist, obschon das Meer dort in stäter Bewegung ist, hatte ihm den Gedanken zu dieser Schöpfung ein-

eingeflößt. Er entsagte aber selbigem, als man ihm begreiflich machte, daß es an einem Ufer, wo der Zugang überall leicht wäre, eine verlohrne Ausgabe seyn würde.

Im Jahr 1769 verließen die Portugiesen Mazagan, nachdem sie alle Werke desselben zerstört hatten. Seit dieser Zeit ist dieser Platz beynahe eine Wüste. Ihre Rhede ist im Sommer für kleine Schiffe bequem, aber die Kriegsschiffe müssen sich selbst in dieser Jahrszeit entfernt halten.

Safy hat eine weitläufige und sehr sichere Rhede durch einen Theil des Jahrs; aber im Winter ist sie der Gewalt der Süd- und Südwestwinde zu sehr ausgesetzt. Ihr Lage mitten in einer reichen, mit allem im Ueberfluß versehenen und bevölkerten Provinz hatte diese Stadt fast zum allgemeinen Handelsplatz des Reichs gemacht. Sie ist dieses Vortheils beynahe durch Mogodor beraubt worden, das an der äußersten westlichen Küste von Afrika erbaut worden ist.

Der Hafen dieser neuen Niederlage ist nur ein Kanal, den eine Insel bildet, die 500 Klafter vom festen Lande entfernt ist. Man fährt daselbst bey allen Winden aus und ein; aber er ist nicht tief genug, um grosse Schiffe aufzunehmen, und zur stürmischen Zeit ist das Ankern dort nicht sicher. Die Ströme sind so reissend, daß die Kriegsschiffe unmöglich an der Küste landen können. Obwohl das Land, das diesen Platz umgiebt, wenigen Anbau erlaubt, so hat doch der Eigensinn des unumschränkten Herrn,

der das Land regiert, den wichtigsten Handelsplatz seiner Staaten daraus gemacht, der noch beträchtlicher, als alle andere zusammen ist.

St. Croix im Königreich Suß, unterm 30sten Grad südlicher Breite gelegen, ist der letzte Seeplatz des Reichs. Seine Rhede ist bequem und sehr sicher, selbst für Schiffe von der Linie, aber nur den Sommer hindurch. Ehemals war dieß ein großer Handelsplatz, wo die Seefahrer alle Erzeugnisse einer weitläufigen und gut angebauten Gegend beysammen fanden, und wohin alles Gold, das man aus Tarudant, aus Tombut zieht, hingebracht wurde. Die Stadt kam aus den Händen der Portugiesen, und wieder unter die Herrschaft der Mohren, ohne ihre Wichtigkeit ganz zu verlieren. Ein Erdbeben, das im Jahr 1731 einen Theil derselben zerstörte, war ihr nachtheiliger, als jene Veränderung. Vielleicht hätte sie sich wieder erholt, wenn nicht Muley Muhamed in einem Anfall von Zorn, dessen Ursache man nicht weis, einige Jahre hernach die Einwohner daraus vertrieben, und eine Kolonie Negern dahin gesetzt hätte.

Nach Maroko kommen nur wenige europäische Schiffe. Sein Hafen ist verschiedenen europäischen Nationen verschlossen, und England, Holland und Toskana, die in den Traktaten mit dieser Macht stehen, nützen es sehr wenig. Um diesem Handel, der vielleicht zu sehr vernachläßigt wird, einiges Leben zu geben, wurde zu Kopenhagen im Jahr 1755 ein Kapital von

1,3=

1,323,958 Livres 6 Sols 8 Denier a) zusammen geschossen, und in 500 Aktien, jede von 2647 Livres 18 Sols 4 Deniers b) vertheilt. Diese Gesellschaft sollte 40 Jahre dauern; aber es sey aus welcher Ursache es wolle, so hat sie nicht die Hälfte dieser Zeit zurückgelegt. Obwohl die Verbindungen Frankreichs mit diesem Reich nicht über das Jahr 1767 steigen, so waren doch die Geschäfte dieser Krone immer die wichtigsten, und gleichwohl beträgt ihr Verkauf jährlich nicht über 400,000 Liv. c), noch ihr Einkauf 1200,000 Livres d).

Alles, was in den Staaten von Marokko eingeführt und ausgeführt wird, bezahlt 10 vom hundert. Jedes Schiff soll noch 500 Pfund Schießpulver und 10 Kugeln, von 10 bis 12 Pfund, oder 577 Livres 10 Sols e) an Geld liefern. Die spanische Münze geht am stärksten, aber alle andere nimmt man nach ihrem Gewicht und ihrem Werth an.

IX.

Ursprung der Seeräuberey an der nördlichen Küste von Afrika. Mittel, sie zu unterdrücken.

Das Gemählde, das wir so eben von den barbarischen Küsten entworfen haben, kann nicht anders,

---

a) Oder 594,314 fl. 13 kr.
b) — 1213 fl. 37 kr.
c) — 183,333 fl. 20 kr.
d) — 550,000 fl. — —
e) — 264 fl. 41 kr.

ders, als abscheulich scheinen. Der verzweifelte Zustand, in den man sie gestürzt sieht, war die nothwendige Folge des Hangs dieser Völker zur Seeräuberey. Dieser Hang, der in diesen Gegenden sehr alt ist, vermehrte sich sehr, nachdem sie das fremde Joch abgeschüttelt hatten. Er wurde zur Leidenschaft, als eine Begebenheit zu einer starken Vermehrung ihrer Seemacht den Anlaß gab.

Spanien, das den Schülern des Alkorans verschiedene Jahrhunderte unterworfen waren, gelang es, endlich seine Fesseln zu zerreissen, und im Gegentheil die Mahometaner zu unterjochen. Es wollte, daß sie Christen werden sollten. Ein unüberwindlicher Widerstand feuerte ihren Eifer an. Ihre Blindheit gieng so weit, daß sie den Staat entvölkerten, um ihn von verdächtigen Unterthanen, die einer feindlichen Religion zugethan waren, zu befreyen. Der gröste Theil dieser Vertriebenen suchte eine Zuflucht bey den Barbaren. Ihrem neuen Vaterland war der Handel und die Geschäftigkeit zu fremd, als daß sie daselbst ihre Talente hätten gebrauchen, und ihre Reichthümer benützen können. Die Rache machte sie zu Korsaren. Anfangs begnügten sie sich, die weitläufige und fruchtbare Ebene ihrer Unterdrücker zu verheeren. Sie überfielen die trägen Einwohner der reichen Ländereyen von Valenzia, Grenada und Andalusien in ihrem Bette, und führten sie in die Sklaverey. Da sie in der Folge den Raub, den sie auf demjenigen Lande machten, das ihre nervigten Arme ehedem gebaut hatten, verachteten, so bauten sie grosse

Schiffe,

Schiffe, beleidigten die Flagge anderer Nationen, und zwangen die grösten Mächte von Europa zu der Schande, ihnen jährliche Geschenke zu machen, welche, unter welchem Namen man sie auch verberge, ein wahrer Tribut sind. Zuweilen hat man diese Seeräuber bestraft, zuweilen gedemüthiget. Aber man hat ihren Räubereyen niemals Einhalt gethan. Gleichwohl würde nichts leichter seyn.

Die in den Wüsten herumirrenden Araber; die alten Bewohner des Landes, die das Feld bauen; die Mohren, die aus Spanien gekommen sind, und die meistens an den Ufern wohnen; die Juden, die man verachtet, unterdrückt und beleidigt; alle Völker dieses Landes verfluchen das Joch, das sie unterdrückt, und würden nicht den geringsten Widerstand thun, dessen Fortdauer zu erhalten.

Keine fremde Hülfe würde den Fall dieser Macht einen Augenblick verzögern. Die einzige Macht, die man in Verdacht haben könnte, daß sie ihre Erhaltung wünsche, der Sultan von Konstantinopel ist mit dem leeren Titel eines Beschützers, der ihm gegeben wird, zu wenig zufrieden, und nicht eifersüchtig genug auf den eines Oberhaupts der Religion, den man ihm beylegt, um sich deßwegen lebhaft ihrer anzunehmen. Vergebens würde man ihm mit Ehrerbietigkeit Vorstellungen machen, wozu die Umstände diese Räuber nöthigen wurden. Dieser Wunsch würde keine Macht zu Stande bringen. Seit zweyhundert Jahren hat die Pforte keine Seemacht, und ihre Militz verfällt in die gleiche Unthätigkeit.

Welchem

Welchem Volk ist es aber aufbehalten, die Fesseln zu zerreissen, die uns Afrika langsam schmiedet, und diese Schröckmittel auszurotten, davon unsere Seefahrer erstarren? Keine Nation kann es allein wagen, und wenn sie es könnte, so würde vielleicht die Eifersucht aller andern geheime oder öffentliche Hindernisse in den Weg legen. Es muß dieß also das Werk einer allgemeinen Verbindung seyn. Alle Seemächte müssen zu der Ausführung eines Vorhabens, das sie alle gleich stark interessirt, das ihrige beytragen. Diese Staaten, die alles einladet, sich zu verbinden, sich zu lieben, sich zu vertheidigen, sollten des Unglücks, das sie einander wechselsweise zufügen, müde seyn. Möchten sie doch, nachdem sie sich so oft zur wechselsseitigen Zerstörung vereiniget haben, endlich die Waffen zu ihrer Erhaltung ergreifen. Der Krieg würde endlich wenigstens einmal nützlich und gerecht seyn.

Man kann voraus vermuthen, daß er nicht lange dauern könnte, wenn er mit der nöthigen Einsicht und Einigkeit geführt würde. Da ein jedes Mitglied der Verbindung den zu bezwingenden Feind zugleich angreifen würde, so würde es nur schwachen Widerstand finden. Vielleicht fände es gar keinen. Vielleicht würde die edelste, die gröste Unternehmung Europa weniger Geld und Blut kosten, als die geringste Zänkerey, wodurch es sich beständig selbst aufreibt.

Man würde den Staatskundigen, die diesen Plan entwerfen, nicht die Beleidigung anthun, daß man sie im Verdacht hielt, sie schränkten ihren

Stolz

Stolz nur auf Ausfüllung der Rheden, auf Zerstörung der Festungen und Verheerung der Küsten ein. So kurzsichtige Vorstellungen wären zu sehr unter dem glücklichen Fortgang der menschlichen Vernunft. Die bezwungenen Länder wurden den Eroberern bleiben, und jeder der Mitverbundenen würde nach Maaßgabe der Hülfe, die er zu der gemeinsamen Sache beygetragen hätte, verhältnißmäßige Besitzungen erhalten. Diese Eroberungen würden um so gesicherter seyn, als das Glück der Ueberwundenen die Folge davon seyn müßte. Dieses Volk von Seeräubern, diese Scheusale des Meeres würden durch gute Gesetze und Beyspiele der Menschlichkeit zu Menschen gemacht. Wenn sie nach und nach durch die Mittheilung unserer Einsichten uns gleich gemacht würden, so würden sie mit der Zeit eine Schwärmerey abschwören, welche Unwissenheit und Elend in ihren Seelen genährt haben; sie würden sich allzeit mit Empfindung des merkwürdigen Zeitpunkts erinnern, der uns an ihre Ufer geführt hätte.

Sie würden eine ehedem so fruchtbare Erde nicht ferner ungebaut liegen lassen. Verschiedene Korn und Früchte würden dieses unermeßliche Land bedecken. Diese Erzeugnisse würden gegen die Werke unseres Fleißes und unserer Manufakturen vertauscht werden. Die europäischen Handelsleute, die sich in Afrika niedergelassen hätten, würden die Agenten dieses Handels seyn, der beyden Weltgegenden gleich nützlich seyn müßte. Eine so natürliche Verbindung zwischen Küsten, die einander vor Augen liegen, zwischen Völkern, die sich nothwendig begegnen müssen, würde, so

zu sagen, die Gränzen der Welt erweitern. Diese neue Art der Eroberung, die sich unsern ersten Blicken zeigt, würde eine schätzbare Entschädigung für diejenigen seyn, die seit so vielen Jahrhunderten das Unglück der Menschheit ausmachen.

Das gröste Hinderniß einer so glücklichen Veränderung war allzeit die Eifersucht der grossen Mächte, die sich hartnäckig geweigert haben, Ruhe auf unsern Meeren herzustellen. Die Hoffnung, dem Fleiß jeder Nation Einhalt zu thun, die keine große Macht hat, machte, daß sie gemeiniglich die Unternehmungen der Barbaren wünschten, ja selbst begünstigten. Es ist eine Schandthat, deren Schimpf sie sich erspart haben würden, wenn ihre Einsichten eben so groß, als ihre Habsucht gewesen wären. Ohne Zweifel würden alle Nationen aus diesem glücklichen Wechsel Nutzen ziehen; aber die reichsten Früchte davon würden unfehlbar den Seemächten nach Maaßgabe ihrer Stärke zufallen. Ihre Lage, die Sicherheit ihrer Schiffahrt, die Menge ihrer Kapitalien, hundert andere Mittel würden ihnen diese Uebermacht zusichern. Sie beklagen sich täglich über die Hindernisse, welche der Nationalneid, die Raserey der Verbote, die kleinen Entwürfe des Alleinhandels ihrer Geschäftigkeit unaufhörlich in den Weg legen. Die Völker werden nach und nach eines dem andern so fremd, als sie es in den barbarischen Zeiten waren. Das Leere, das aus diesem Mangel der Verbindung nothwendig entspringt, würde ausgefüllt seyn, wenn man Afrika in den Zustand versetzte, Bedürfnisse nöthig zu haben, und Quellen zu finden,

finden, diesen ein Genüge zu thun. Der Handel würde sodann seinem Stolz eine neue Laufbahn eröffnet sehen.

Wenn aber die Bezwingung und Entwaffnung der Barbaren nicht eine Quelle des Glücks für sie, wie für uns werden sollte; wenn wir sie nicht als Brüder behandeln wollen; wenn wir nicht darauf denken wollen, sie zu unsern Freunden zu machen; wenn wir bey ihnen die Sklaverey und die Armuth unterhalten und verewigen wollen; wenn die Schwärmerey noch jene gehäßigen Kreuzzüge hervorbringen könnte, welche die Philosophie zu spat der Verachtung aller Jahrhunderte preisgegeben hat; kurz, wenn Afrika das Theater unserer Barbarey werden sollte, wie es Asien und Amerika gewesen waren, und noch sind, so mag der Entwurf, den uns die Menschlichkeit hier zum Besten unsers Nebenmenschen in die Feder legt, in eine ewige Vergessenheit zurückfallen! Alsdann laßt uns in unsern Seehäfen bleiben! Es ist gleichgültig, ob Christen oder Muselmänner leiden. Nur der Mensch ist der Aufmerksamkeit des Menschen würdig.

Menschen, ihr seyd alle Brüder. Wie lange soll es noch anstehen, bis ihr euch erkennt. Wann werdet ihr einsehen, daß die Natur, eure gemeinschäftliche Mutter allen ihren Kindern die Nahrung in gleichem Grade darbietet? Warum wollt ihr euch unter einander zerfleischen, und warum sollen die Brüste eurer Säuganme unaufhörlich mit euerm Blut bedeckt seyn? Was euch bey den Thieren empören würde, das thut

ihr selbst seit euerm Daseyn. Fürchtet ihr, zu zahlreich zu werden? Ach! verlaßt euch auf euere ansteckende Krankheiten, auf die ungütigen Elemente, auf euere Arbeiten, auf euere Leidenschaften, auf euere Laster, auf euere Vorurtheile, auf die Schwäche euerer Organen, auf die Kürze eures Daseyns, in Ansehung der Sorge, euch zu vertilgen. Die Weisheit des Wesens, dem ihr euer Daseyn zu verdanken habt, hat eurer Bevölkerung, und aller lebendigen Wesen ihrer, Gränzen gesetzt, die sie niemals überschreiten werden. Habt ihr nicht an euern sich beständig erneuernden Bedürfnissen genug wider euch verschworne Feinde, ohne daß ihr euch mit ihnen verbinden dürft? Der Mensch rühmt sich seines Vorzugs vor allen Wesen der Natur, und aus einer Wildheit, die man nicht unter dem Tiegergeschlecht bemerkt, ist der Mensch die abscheulichste Plage des Menschen. Wenn sein geheimer Wunsch erfüllt würde, so würde bald nur einer auf diesem Erdenrund übrig bleiben.

X.

Farbe der Bewohner auf der westlichen Küste von Afrika, die unter dem Namen Guinea bekannt ist. Was die Ursache dieser Erscheinung seyn kann?

Dieses so grausame und so empfindsame, so hassens- und so achtungswürdige Wesen, unglücklich in dem nördlichen Theil von Afrika, erfährt ein

ein noch weit erschröcklicheres Schicksal in dem westlichen Theil dieses weitläufigen Landes.

Auf dieser Küste, die sich von der Meerenge von Gibraltar an bis an das Vorgebirge der guten Hoffnung erstreckt, sind die Einwohner alle schwarz, haben einen länglichen Kopf, eine breite platt gedrückte unten dicke Nase, aufgeworfene Lippen, krause Haare wie Schaafwolle. Sie werden weiß gebohren, und haben Anfangs nur den Umfang der Nägel und den Bogen um die Augen braun, nebst einem kleinen Fleck, der sich an den äußersten Enden der Geburtsglieder zeigt. Gegen den achten Tag nach der Geburt fangen die Kinder an, die Farbe zu verändern; ihre Haut wird braun, endlich völlig schwarz, aber ein wüstes fahles Schwarz, das beynahe schwarzblau ist, mit der Zeit aber lebhaft und glänzend wird.

Indessen haben das Fleisch, die Beine, die Eingeweyde, und alle innerlichen Theile die nemliche Farbe bey den Schwarzen, wie bey den Weissen. Die wässeriche Feuchtigkeit ist eben so weiß und flüßig; die Milch der Säugenden ist durchaus gleich.

Der auffallendste Unterschied unter beyden ist, daß die Schwarzen eine erhitztere Haut haben, die wie ölig ist, ein schwarzes Blut, sehr dunkelfarbige Galle, einen lebhaftern Puls, einen sehr starken und unangenehm riechenden Schweiß, eine Ausdünstung, welche oft Körper, die sie empfangen, schwärzt. Eine von den Unbequemlichkeiten dieser schwarzen Farbe, die das Bild

der Nacht ist, die alle Gegenstände verwirrt, ist, daß sie diese Völker gewissermassen gezwungen hat, sich Einschnitte in das Gesicht und in die Brust zu machen, und ihre Haut mit verschiedenen Farben zu bestreichen, um sich von Ferne zu erkennen. Es giebt Stämme, wo dieser Gebrauch allgemein ist. Bey andern scheint er ein Vorzug für die höhern Klassen zu seyn. Indessen, da man sie bey den Völkern der Tartarey, von Kanada, und bey andern wilden Nationen eingeführt sieht, so kann man zweifeln, ob sie nicht vielmehr zu ihrer herumschweifenden Lebensart, als zu ihrer natürlichen Farbe gehört.

Diese Farbe kommt von einer schleimigen Substanz her, die eine Art Netz zwischen der Hautdecke und der Haut bildet. Diese Substanz, die bey den Europäern weiß, bey den olivenfarbigen Völkern braun, bey den blonden oder röthlichen Völkern mit rothen Flecken besetzt ist, ist bey den Negern schwarz.

Die Begierde, die Ursachen dieser Farbe zu entdecken, hat viele Systeme zur Welt gebracht. Die Gottesgelahrtheit, die sich des menschlichen Geistes durch die Einbildung bemächtiget; welche die ersten Schröcken der Kindheit dazu angewendet, um die Vernunft mit unaufhörlichen Schröcknissen zu plagen; die alles, Erdebeschreibung, Sternkunde, Physik, Geschichte entstellt hat, die da hat haben wollen, alles sollte Wunder und Geheimniß seyn, damit sie das Recht hätte, alles zu erklären: die Gottesgelahrtheit hat ein Geschlecht von strafbaren und unglücklichen Menschen,

schen, Adams Fehltritts wegen, und hernach ein Geschlecht Menschen, die schwarz seyn sollten, um den Brudermord seines Sohnes zu bestrafen geschaffen. Von Kain stammen die Negern ab. Wenn ihr Stammvater ein Mörder war, so muß man gestehen, daß seine Kinder grausam für seine Verbrechen büßen; und daß die Nachkommen des friedfertigen Abels für das unschuldige Blut ihres Vaters volle Rache genommen haben.

Großer Gott! welchen abscheulichen Unsinn schreiben die Wesen nicht zu, die bloß durch eine beständige Wohlthat deiner Macht reden und handeln; und die dich nach den lächerlichen Grillen ihrer eigendünkelnden Unwissenheit reden und handeln lassen! Sind es böse Geister, die dich lästern, oder Menschen, die sich deine Diener nennen? Wenn man die Reden schwacher Geschöpfe, deren Wesen so weit von dir entfernt ist, und deren Stimme dir Hohn spricht, ohne gehört zu werden, wie der Wurm im Grase unter den Füßen des Menschen summt, der vorbeygeht, und es nicht hört, in Rücksicht auf dich, Lästerungen nennen mag.

Die Vernunft hat versucht, die Farbe der Schwarzen durch Gründe zu erklären, die aus chemischen Erscheinungen gezogen sind. Nach einigen Naturforschern ist es eine vitriolische Feuchtigkeit, welche die wässerigen Theile der Negern enthalten, deren Theile zu grob sind, um durch die Schweißlöcher der Haut zu entwischen, welche also in Gährung übergeht, und sich mit dem schleimichen Körper, den sie färbt, ver-

vermischt. Aber man fragt alsdann, warum sind die Haare krauß, und die Zähne der Neger so weiß? Und man denkt nicht daran, daß ein vitriolisches Salz, das so wirksam wäre, und so viel Kraft hätte, endlich die ganze Bildung zerstören müßte. Indessen ist diese Bildung eben so vollkommen bey den Negern, als bey den weissesten Menschen.

Die Zergliederungskunst glaubte, den Ursprung der Farbe der Schwarzen in den Zeugungssäften entdeckt zu haben. Mehr braucht es vielleicht nicht, um zu beweisen, daß die Neger eine besondere Gattung Menschen ausmachen. Denn, wenn je etwas den Unterschied der Gattungen, oder der Ordnungen in den Gattungen bestimmt, so ist es gewiß der Unterschied in dem Saamen. Aber bey mehrerer Aufmerksamkeit hat man den Irrthum erkannt, und diese Erklärung der Negerfarbe wurde bey Seiten gesetzt. Die Folgen, die man aus ihrer Gestalt zog, und aus der Gestalt der übrigen Völker, war nicht überzeugender. Einige dieser Gestalten kommen vom Klima her; der gröste Theil von alten Gewohnheiten. Man hat auch gedacht, daß diese Barbaren sich vielleicht ausschweifende Vorstellungen von der Schönheit gemacht haben; daß sie getrachtet haben, diese Annehmlichkeiten ihren Kindern zu verschaffen; daß diese Gewohnheit mit der Zeit zur Natur geworden, und daß itzt die Kunst nicht mehr, oder sehr wenig nöthig sey, um diese sonderbare Gestalten hervorzubringen.

Es sind noch andere Ursachen wegen der Farbe der Schwarzen vorhanden, die mehr Zufriedenheit geben. Diese Farbe sitzt, wie man gesehen hat, in einem Netz, das unter der Hautdecke liegt. Das Wesen dieses Netzes, das Anfangs schleimig ist, verwandelt sich in der Folge in ein Gewebe von Gefässen, deren Durchschnitt beträchtlich genug ist, um einen Theil der färbenden Bluttheile, oder der Galle, von der man behauptet, daß sie besonders stark gegen die äussere Haut dringe, durchzulassen. Daher kömmt bey den Weissen jene lebhaftere Farbe auf den Wangen, deren Netz lockerer ist. Daher kömmt auch jene gelbe oder Kupferfarbe, die ganzen Völkern eigen ist, während daß sie sich in einem andern Klima nur einzeln findet, und von einer Krankheit herrührt. Das Daseyn der einen oder der andern dieser Feuchtigkeiten ist hinlänglich, die Schwarzen zu färben, man füge übrigens noch bey, daß ihre Hautdecke und ihr Netz dicker, ihr Blut schwarz, ihre Galle dunkler, ihr Schweiß häufiger ist, und daß dieser daher weniger flüßig ist, sich unter der Hautdecke verdickt, und die Dichtigkeit der Farbe vermehrt.

Die Naturlehre dient noch zur Stütze. Sie bemerkt, daß die Theile des Leibes, die der Sonne ausgesetzt sind, mehr gefärbt werden; daß die Reisenden, die Landleute, die herumirrenden Völker, und alle diejenigen, die in der freyen Luft, und unter einem heißern Himmel leben, mehr braun gefärbt sind. Sie glaubt, daß man diesen Beobachtungen zufolge die erste Grundursache dieser Farbe der Schwarzen dem

Klima

Klima und der Sonnenhitze zuschreiben müsse. Es giebt, sagt man, Schwarze nur in den heißen Ländern. Ihre Farbe wird dunkler, je mehr sie sich der Mittagslinie nähern. Sie wird milder oder heller an den äußersten Enden der heißen Zone. Ueberhaupt wird das ganze menschliche Geschlecht bey dem Schnee weiß, und an der Sonne braun. Man sieht die Schattirungen vom weißen zum schwarzen, und von diesem zum weißen, so zu sagen gradweise nach den Linien bezeichnet, welche die Erde von der Mittagslinie an nach den Polen zu durchschneiden. Wenn die Zonen, welche die Erfinder der Erdkugeln erdacht haben, mit ihren wirklichen Gürteln vorgestekt wären, so würde man die Schwärze des Ebenholzes unmerklich nach der Rechten und nach der Linken bis an die Thierkreise abnehmen sehen; von da aus würde die braune Farbe bis nach den Polarzirkeln immer heller werden, und die Schattirungen des Weißen bis zum höchsten steigen.

Da aber die schwarze Farbe an den westlichen Küsten von Afrika dunkler, als in andern Gegenden ist, die vielleicht eben so heiß sind, so muß also dorten die Sonnenhitze durch andere Ursachen unterstützt werden, welche auf den Körperbau Einfluß haben. Diejenigen von den Europäern, die am längsten in diesen Gegenden gelebt haben, schreiben diese mehrere Schwärze den salpetrichen, schweflichen und metallischen Theilen, die beständig aus der Oberfläche oder dem Innern der Erde ausdünsten, der Gewohnheit nackend zu gehen, der Nähe des brennenden Sandes, und andern Umständen zu, die sich anderwärts nicht im gleichen Grade befinden.

Was

Was es zu bestärken scheint, daß die Farbe der Neger, die Wirkung des Klima, der Luft, des Wassers und der Nahrungsmittel von Guinea sind, ist, daß sie sich verändert, wenn man sie unter andere Nationen bringt. Die Kinder, die sie in Amerika erzeugen, sind weniger schwarz, als ihre Eltern. Nach jeder Zeugung ist der Unterschied merklicher. Vielleicht würde man nach zahlreichen Zeugungen, die aus Afrika herstammenden Menschen, von denen in dem Land, wo sie hin versetzt worden, nicht mehr erkennen.

Obwohl die Meynung, die dem Klima die erste Ursache der Farbe der Einwohner von Guinea zuschreibt, ziemlich allgemein angenommen ist, so hat man doch noch nicht alle Schwierigkeiten aufgelößt, die man gegen dieses System aufwerfen kann. Es ist ein Beweis von der Ungewißheit unserer Einsichten, der zu tausend andern gehört.

Und wie sollten unsere Einsichten nicht ungewiß und eingeschränkt seyn? Unsere Organen sind so schwach, unsere Mittel so kurz, unsere Studien so zerstreut, unser Leben so unruhig, und der Gegenstand unserer Untersuchungen so weitläufig. Arbeitet unermüdet, Naturforscher, Naturlehrer, Scheidekünstler, Weltweise, Beobachter aller Art; und nach Jahrhunderten von vereinigten und fortgesetzten Bemühungen werden die Geheimnisse, die ihr der Natur entrissen haben werdet, in Vergleich mit ihren unermeßlichen Reichthümern nur ein Tropfen Wasser seyen, den ihr dem Ocean entrissen habt. Der reiche Mensch

schläft,

schläft, der Gelehrte wacht, aber er ist arm. Seine Entdeckungen sind den Regierungen zu gleichgültig, als daß er Unterstützung verlangen, oder Belohnungen hoffen könnte. Man würde unter uns mehr, als einen Arioſt finden; aber wo ist der Monarch, der zu ihm sagen würde: Meine Macht steht zu deinen Befehlen; bediene dich meiner Schätze, und arbeite? Sage uns, berühmter Büffon, zu welchem Grade der Vollkommenheit du dein unsterbliches Werk gebracht haben würdest, wenn du unter einem Alexander gelebt hättest.

Der nachdenkende Mensch hat eine sitzende Lebensart; und der Reisende ist entweder unwissend oder Lügner. Derjenige, dem das Genie zu Theil geworden ist, verachtet die pünktliche Kleinigkeiten der Erfahrung; und derjenige, der Versuche macht, ist fast immer ohne Genie *).

Unter

*) Was Raynal hier behauptet, dem widerspricht gerade die Erfahrung. Woher kamen ehedem die häufigen lächerlichen Hypotheſen in der Naturlehre, der Naturgeschichte, der Chemie ꝛc. als weil so viele sitzende Gelehrte in ihren Zimmern träumte; ihrem eingebildeten Genie ein schwärmeriſches Feld öffneten, und dann Grillen für Wahrheiten hinschrieben, welche in unsern Tagen fleißige Beobachter auf Reisen und zu Haus, durch Erforschung der Beschaffenheit der Körper, durch Vergleichung, durch Verbindung der gefundenen Wahrheiten in ihr Nichts zurückgestürzt haben. Man sehe nur zum Beweis im Raynal selbst (4ten Theil Seite 120 ꝛc.) die lächerliche Grillen über die Entstehung der Gebirge, und selbst die des so berühmten Büffon. Man vergleiche sie mit den Erfahrungen und den genauen Untersuchungen der Natur selbst, der heutigen Naturforscher; man füge die Menge von Versuchen bey, welche den Aufschluß zur genauern Kenntniß der Körper und der Elemente gegeben haben; und träume dann noch mit Raynal, daß der Gelehrte von Genie nur im Zimmer sitzend gefunden werde.

Unter der Menge der Wirkungsmittel, welche die Natur anwendet, kennen wir nur wenige, und diese nur sehr unvollkommen. Wer weis, ob nicht die andern in ihrer Natur so beschaffen sind, daß sie unsere Sinnen, unsern Instrumenten, unsern Beobachtungen, und unsern Versuchungen entwischen? Die Natur der zwey Wesen, welche die Welt ausmachen, der Geist und die Materie werden immer ein Geheimniß bleiben.

Unter den physischen Eigenschaften der Körper ist keine einzige, die nicht eine Menge von Versuchen zu machen erlaubte. Sind aber diese Versuche alle möglich? Wie lange werden wir aber noch in dem Fall seyn, Hypothesen zu machen, die heute entstehen, und morgen wieder verworfen werden? Wer wird der analogischen Schlußart, die so reitzend, so bequem, so betrügerisch zum urtheilen ist, einen Zaum anlegen? Kaum entdecken wir eine Wahrheit, so bauen wir ein System, das den großen Haufen dahin reißt, und die Untersuchung der Wahrheit aufhält. Die Zeit, eine Hypothese zu entwerfen, und die Zeit, eine zu zernichten, sind beynahe gleich gut verlohren. Die Rechnungswissenschaften, die der Eigenliebe schmeicheln, die sehr gern Schwierigkeiten überwindet, und dem scharfdenkenden, der strenge Erfolge liebt, werden fortdauern, aber mit wenig Nutzen für das gemeine Leben. Die Religion, die Verachtung auf die Arbeiten eines Wesens im Puppenstande wirft, und die heimlich die Fortschritte der Vernunft fürchtet, wird ihre Müßiggänger vermehren, und den arbeitsamen Menschen durch die Furcht und den Zweifel zu-

rück-

rückhalten. In dem Maße, als eine Wissenschaft wächst, werden die Fortschritte schwerer; des Allgemeinen wird man müde, und es wird nur noch von einigen eigensinnigen fortgesetzt, die sich damit beschäftigen; es sey aus Gewohnheit, oder wegen der wohl oder übel gegründeten Hoffnung, sich einen Namen zu machen, bis auf den Augenblick, wo sich das Lächerliche darein mischt, und wo man mit dem Finger wie auf einen Narren oder einen Thoren auf denjenigen zeigt, der eine Schwierigkeit zu überwinden hoft, gegen welche einige berühmte Männer gescheitert haben. So verlarvt man die Furcht, daß es ihm etwa gelingen möchte.

Man hat in allen Jahrhunderten und bey allen Nationen die Wissenschaften entstehen, fallen, und in einer gewissen Ordnung auf einander folgen sehen. Diese Unbeständigkeit, diese Trägheit kommen nicht nur von einem Menschen her. Es ist ein Fehler der zahlreichsten der aufgeklärtesten Gesellschaften. Es scheint, daß die Wissenschaften eine Zeit der Mode haben.

Anfangs hatten wir nur Gelehrte. Nach den Gelehrten Dichter und Redner. Nach den Rednern und Dichtern Metaphysiker, die den Meßkünstlern Platz gemacht haben, denen die Naturlehrer und auf diese die Naturforscher und Scheidekünstler folgten. Der Geschmack an der Naturgeschichte ist an ihrer Abnahme. Wir hängen ganz an den Fragen, welche die Regierung, die Gesetzgebung, die Moral, die Staatskunst, und die Handlung angehen. Wenn mir eine Prophezeyhung erlaubt

erlaubt wäre, so kündigte ich an, daß die Köpfe sich in kurzem auf die Seite der Geschichte lenken werden, eine unermeßliche Laufbahn, wo die Philosophie noch keinen festen Fuß gesetzt hat.

Wirklich, wenn aus der Menge von Bänden die Blätter ausgerissen würden, die den grossen Mördern, den Eroberern gewiedmet sind, oder daß man sie auf so wenige Seiten einschränken würde, als sie kaum verdienen, was würde übrig bleiben? Wer hat uns vom Klima, vom Boden, von den Erzeugnissen, von den vierfüßigen Thieren, den Vögeln, den Fischen, den Pflanzen, den Früchten, den Mineralien, den Sitten, den Gebräuchen, dem Aberglauben, den Vorurtheilen, den Wissenschaften, den Künsten, dem Handel, der Regierung und den Gesetzen gesprochen? Was wissen wir von so vielen alten Nationen, das für die neuern Nationen von einigen Nutzen seyn könnte? Ist nicht ihre Klugheit und ihre Thorheit in gleichem Grade für uns verlohren? Ihre Jahrbücher unterrichten uns nie von den Gegenständen, die uns zu wissen die wichtigsten sind; über den wahren Ruhm eines Regenten, über den Grund der Stärke einer Nation, über die Glückseligkeit der Völker, über die Dauer der Reiche. Die schönen Reden eines Generals an seine Soldaten, vor dem Augenblick einer Schlacht mögen zum Muster der Beredsamkeit für einen Redner dienen, ich gebe es zu; aber wenn ich sie auch auswendig weis, so werde ich deßwegen weder billiger, noch standhafter, noch gelehrter, noch besser seyn. Der Augenblick naht herbey, wo die Vernunft, die Gerechtigkeit und

die

die Wahrheit den Händen der Unwissenheit und der Schmeicheley eine Feder entreissen werden, die sie nur zu lange geführt haben. Erzittert ihr, die ihr die Menschen nur mit Träumereyen speiset, oder sie unter der Unterdrückung seufzen macht. Ihr werdet euer Urtheil erhalten.

In Guinea kennt man nur zwey Jahrszeiten. Die gesündeste und angenehmste fängt im April an, und dauert bis den Oktober. Alsdann regnet es nie; aber dicke Dünste, die den Horizont bedecken, unterbrechen die Sonnenstrahlen, und mässigen deren Hitze; aber alle Nacht fällt ziemlich häufiger Thau, der fähig ist, den Wachsthum der Pflanzen zu unterhalten. In der übrigen Jahrszeit ist die Hitze lebhaft, und würde vielleicht ohne die schnell auf einander folgenden Regen unausstehlich seyn. Unglücklicherweise hat die Natur selten das Land zum Ablauf des zu häufigen Wassers eingerichtet, und die Kunst ist der Natur niemals zu Hülfe gekommen. Daher kömmt der Ursprung so vieler Moröste in diesem Theil der Welt. Sie sind die gewöhnlichen Mörder der Fremden, welche die Neubegierde in ihre Nähe führt. Die Eingebohrnen des Landes verbessern eine verdorbene Luft, an die sie übrigens von Kindheit an gewohnt sind, dadurch, daß sie alle Nacht Feuer bey ihren Wohnungen anzünden. Die kleinen Veränderungen, die der Nord und der Süd der Linie ausmachen, schwächen diese genauen Beobachtungen nicht.

XI.

Wie ist der Boden von Guinea beschaffen? Welches sind seine Küsten?

Von der Gränze des marokanischen Reichs an bis an Senegal ist der Boden ganz unfruchtbar. Eine lange Kette von Wüsten von Sahara, die sich vom atlantischen Meer an bis nach Aegypten, und gegen Mittag an alle barbarischen Staaten erstreckt, nimmt diesen grossen Raum ein. Mitten auf diesem brennenden Sand leben einige mohrische Familien in einer kleinen Anzahl Gegenden, wo sich wenig ergiebige Quellen gefunden haben, und wo es möglich war, Dattelbäume anzupflanzen, und Datteln einzusammeln. Ihre vornehmste Beschäftigung ist, Gummi zu sammeln, welches die Aufmerksamkeit von Europa auf diese Gegend auf sich gezogen hat. Sie bringen in das obere Guinea, und vorzüglich nach Bambuck eine große Menge Salz, das ihnen mit Gold, bisweilen mit Sklaven bezahlt wird.

Die Ufer des Nigers, der Gambra, der Sierra Leona, und der minder beträchtlichen Flüsse, die in dem großen Zwischenraume fließen, der diese Hauptflüsse von einander trennt, wären ganz ausserordentlich fruchtbar, wenn sie angebaut würden. Die Wartung der Heerden ist fast die einzige Beschäftigung der Einwohner. Sie nähren sich aus Lust von Pferdemilch, und reisen wenig, weil kein Bedürfniß sie aus ihrem Vaterlande treibt.

Die Einwohner vom Vorgebirge Monte machen eine vom übrigen Afrika ganz abgesonderte Nation aus, weil sie überall mit Sandebenen umgeben sind. Ihre ganze Nahrung und ihr einziger Reichthum besteht in dem Reis ihrer Moräste. Sie verkaufen eine geringe Menge davon an die Europäer, die ihnen mit Brantewein und Nürnbergerwaaren bezahlt wird.

Vom Vorgebirge Palma bis an den Fluß Volta sind die Einwohner Handels- und Ackersleute. Sie sind Ackersleute, weil ihr Land, wenn es schon steinig ist, die Mühe und den Vorschuß, um es urbar zu machen, reichlich bezahlt. Sie sind Handelsleute, weil ihnen Völker im Rücken wohnen, die ihnen Gold, Kupfer, Elfenbein und Sklaven liefern, und weil sich einem Verkehr zwischen den Bewohnern des festen Landes und der Küste nichts entgegen stellt. Das ist die einzige Gegend in Afrika, wo man weit und breit auf keine grossen Wüsteneyen oder tiefe Flüße stößt, und wo Wasser und Lebensmittel zu finden sind.

Die Küste zwischen dem Fluß Volta und dem Kalbary ist flach, fruchtbar, volkreich und wohl gebaut. Mit dem Lande aber, das sich vom Kalbary bis zum Gabon erstreckt, verhält es sich anders. Das ist fast ganz mit dicken Wäldern bedeckt, bringt wenig Früchte und kein Korn hervor, und ist mehr von wilden Thieren, als von Menschen bewohnt. Obgleich der Regen dort sehr häufig fällt, wie das unter dem Mittagszirkel nicht anders seyn kann, so ist das

Erd-

Erdreich doch so sandig, daß den Augenblick, nachdem es zu regnen aufgehört hat, keine Spur von Feuchtigkeit zu sehen ist.

Gegen Süden von der Linie bis an den Zairo zeigt die Küste einen reitzenden Anblick. Anfangs liegt sie niedrig, erhebt sich aber unmerklich, und zeigt dem Auge gebaute Felder mit immer grünen Wäldern vermischt, und Wiesen voll Palmbäume.

Von dem Zairo bis zum Coanza, und noch weiter hin ist die Küste meistentheils hoch und schrof. Weiter im Lande hinein findet man eine hoch liegende Ebene, deren Boden aus dickem fruchtbarem Sande besteht.

Ein wenig jenseits des Coanza und der portugiesischen Besitzungen erhebt sich ein unfruchtbares Land, das über zwey hundert Meilen lang ist, und an die Hottentotten angränzt. In dieser langen Strecke kennt man keine andere Bewohner, als die Cimbebas, mit denen man gar keinen Verkehr hat.

Der Abwechselungen ungeachtet, die man an den Ufern des westlichen Theils von Afrika bemerkt, haben sie doch alle einen sehr seltenen, vielleicht ihnen ganz eigenen Vorzug. An dieser ganz unermeßlichen Küste sieht man nirgends solche abscheuliche Felsen, deren Anblick den Seefahrer abschröckte. Ueberall ist das Meer ruhig, der Ankergrund sicher, ohne diese Vortheile aber könnte man sie auch nicht so leicht besuchen, weil sie sehr we-

Häfen hat, und weil fast zusammenhängende Sandbänke nöthigen, in der Ferne zu ankern.

Die Winde und die Ströme behalten sechs Monate im Jahre, nemlich vom April bis im November fast immer einerley Richtung. Jenseits der Linie herrscht der Südostwind, und die Richtung der Ströme geht nach Norden hin. Diesseits derselben herrscht der Ostwind, und die Ströme gehen nach Nordosten. In den sechs übrigen Monaten verändern die Stürme unterweilen die Richtung des Windes, aber er wehet auch nicht mehr so stark; die Triebfeder der Luft scheint erschlafft zu seyn. Die Ursache dieser Veränderung scheint auch auf die Richtung der Ströme einen Einfluß zu haben: auf der nördlichen Seite der Linie laufen sie nach Südost, jenseits der Linie aber nach Süden hin.

XII.

Entwurf der verschiedenen Regierungsformen, die in Guinea errichtet sind.

Die Begebenheiten, die sich im westlichen Afrika zugetragen, sind, wie die des übrigen Welttheils, gänzlich unbekannt; und es war auch in einer Gegend nicht anders möglich, wo das Schreiben stäts unbekannt war. Man hat selbst keine mündliche Sagen, die zu gut oder übel gegründeten Muthmaßungen Anlaß geben könnten. Wenn man die Völker dieser Gegenden fragt, warum sie

das

das Andenken desjenigen, was ihre Väter gethan haben, verlohren gehen lassen, so antworten sie, daß wenig daran liege, zu wissen, wie die Todten gelebt haben; die Hauptsache sey, daß die Lebenden tugendhaft seyen. Das Vergangene rührt sie so wenig, daß sie nicht einmal die Zahl ihrer Jahre zählen. Hieben würde man das Gedächtniß, sagen sie, mit einer unnützen Rechnung beschweren, weil man dadurch das Sterben nicht hindern könnte, und wir keine bessere Einsicht wegen des Endes des Lebens erhalten würden. Wenn man also von diesem Welttheil spricht, so ist man auf den Zeitpunkt eingeschränkt, wo die Europäer dieſe Küsten befahren haben. Man muß sich sogar auf die Küsten allein einschränken, weil kein Fremder, der Glauben verdient, bis in das Innere des Landes gedrungen ist, und unsere Seefahrer ihre Untersuchungen nicht weit über die Rheden, wo sie ihre Ladungen aufnahmen, ausgebreitet haben.

Alle Nachrichten bezeugen, daß die Regierungsform in den bekannten Theilen dieses Landes unumschränkt ist. Der Despot mag nun durch seine Geburt oder durch Wahl den Thron erhalten, so haben die Unterthanen kein anderes Gesetz, als seinen Willen.

Aber das möchte man wohl in Europa, wo die große Menge von erblichen Monarchien sich der Ruhe der Wahlreiche und dem Flor der Freystaaten widersetzt, sonderbar finden, daß die Gegenden, in welchen man das Recht behalten hat, das Oberhaupt zu wählen, gerade die sind,

wo sich die wenigsten Staatsveränderungen zutragen. Gemeiniglich fällt die Wahl auf einen Greis, dessen Weisheit allgemein bekannt ist. Die Art, wie sie geschieht, ist sehr ungekünstelt, aber sie kann auch nur in sehr kleinen Staaten gebraucht werden. Das Volk begiebt sich nach seinem Gutdünken in drey Tagen zu dem Mitbürger, der ihm am geschicktesten zum Regenten zu seyn scheinet. Sind die Stimmen getheilt, so ernennt derjenige, der die gröste Anzahl gehabt hat, am vierten Tage einen von denen zum König, die weniger Stimmen gehabt haben, als er. Jeder freye Mensch hat das Recht, seine Stimme dabey zu geben. Es giebt sogar einige Stämme, wo es die Weiber auch haben.

So ist, außer dem Erbkönigreich Juida und Benin, die Verfassung von der ganzen Menge kleiner Staaten, die nordwärts der Linie liegen. Südwärts findet man Mayombe und Quilingo, in welchen der Regent unter den Priestern gewählt wird; die Königreiche Loango und Congo, wo die Krone auf den männlichen Erben von der weiblichen Seite fällt; nemlich der älteste Sohn der ältesten Schwester des Königs erbet den erledigten Thron. Diese Nationen glauben, daß ein Kind viel zuverläßiger das Kind seiner Mutter sey, als des Mannes, den sie geheyrathet hat; sie trauen mehr dem Augenblick der Geburt, welche sie sehen, als dem Augenblick der Empfängniß, welche sie nicht sehen.

Diese Völker leben in einer gänzlichen Unwissenheit jener unter uns so verehrten Kunst, die

wir

wir Staatskunst nennen. Indessen unterlassen sie doch nicht, die Formalien und gewisse Ceremonien derselben zu beobachten. Gesandtschaften sind bey ihnen sehr im Gebrauch, entweder um Hülfe gegen einen mächtigen Feind zu suchen, oder eine Vermittelung bey Streitigkeiten zu verlangen, oder um über erhaltene Siege, über eine Geburt, über Regen nach einer langen Dürre Glück zu wünschen. Der Gesandte darf sich niemals länger, als einen Tag an dem Ort seiner Bestimmung aufhalten, noch des Nachts in dem Lande eines fremden Fürsten reisen. Er wandert mit einem Trommelschläger, der vor ihm herzieht, um seinen Stand von weitem anzukündigen, und unter Begleitung von fünf bis sechs seiner Freunde. Er wird an den Orten, wo er sich aufhält, um zu ruhen, mit Ehrfurcht aufgenommen; allein es kann vor Sonnenaufgang von da nicht wegreisen, und sein Wirth muß erst einige Personen zusammen gebracht haben, die da bezeugen können, daß ihm kein Leides geschehen sey. Uebrigens weis man von keinen solchen Unterhandlungen, die den geringsten verwickelten Zweck hätten. Niemals macht man etwas wegen des Vergangenen oder Zukünftigen aus. Alles geht aufs Gegenwärtige. Daraus kann man schließen, daß diese Nationen nicht den geringsten dauerhaften Verkehr mit den andern Welttheilen haben können.

XIII.

Auf welche Art in Guinea Krieg geführt wird.

Der Krieg ist eben so einfach bey ihnen, als die Staatskunst. Kein Staat unterhält Truppen im Sold. Das Kriegshandwerk ist jedes freyen Menschen Stand. Alle ergreifen die Waffen, um ihre Gränzen zu vertheidigen, oder um Beute zu holen. Die Anführer werden von den Soldaten erwählt, und diese Wahl wird von den Fürsten bestätigt. Das Heer setzt sich in Marsch, und gemeiniglich haben die den Morgen angefangenen Feindseligkeiten den Abend schon ein Ende. Wenigstens dauert der Einfall in Feindes Land niemals lange, denn da sie keine Magazine haben, so zwingt sie der Mangel an Lebensmitteln sich zurückzuziehen. Es wäre ein groß Unglück für diese Völker, wenn man sie die Kunst lehrte, vierzehn Tage hinter einander im Felde stehen zu bleiben.

Diese Lust, ihr Gebiet zu erweitern, giebt nicht den Grund zu den Fehden, die diese Gegenden oft genug plagen, ab. Eine in einer Feyerlichkeit angethane Beleidigung, ein heimlicher oder gewaltsamer Diebstahl, der Raub eines Mädchens; das sind die gewöhnlichen Ursachen zum Krieg. Den andern Tag nach der Schlacht geschieht sogleich die Lösung der Gefangenen von beyden

beyden Seiten. Man vertauscht sie gegen Waaren oder gegen Sklaven. Niemals tritt man das geringste vom Gebiet ab. Dieß gehört gänzlich der Gemeinde, und das Oberhaupt bestimmt den Theil davon, den jeder bauen und erndten soll.

Dieß ist nicht allein die Art, wie die kleinen Staaten ihre Streitigkeiten schlichten, welche zu weise und zu bejahrte Oberhäupter haben, als daß sie ihr Gebiet zu erweitern suchen, und den Frieden nicht liebten sollten. Die grossen Reiche sind auch gezwungen, gegen schwächere Feinde nach derselben zu handeln. Der Despot unterhält niemals Truppen auf den Beinen; und ob er schon nach Willkühr mit dem Leben der Statthalter seiner Provinzen verfährt, so schreibt er ihnen doch nicht die geringste Regel vor, nach der sie in ihrer Verwaltung verfahren sollten. Diese Statthalter sind kleine Regenten, die aus Furcht, in Verdacht des Ehrgeitzes zu kommen, und mit dem Tode bestraft zu werden, mit den kleinen Wahlvölkerschaften, an denen sie angränzen, in gutem Vernehmen leben. Die Eintracht unter den ansehnlichen Mächten und den andern Staaten wird zugleich durch die unermeßliche Gewalt, die der Landesherr über seine Unterthanen besitzt, und durch die Unmöglichkeit, worinn er ist, sich derselben, wie er gerne wollte, zu bedienen, befördert. Sein Wille ist nur ein Pfeil, der blos auf einen Fleck und einen Kopf auf einmal treffen kann. Er kann wohl den Tod seines Statthalters gebieten, und die ganze Provinz wird ihn auf seinen Befehl erdrosseln: aber wenn er den Tod aller Einwohner der Pro-

vinz geböte, so würde niemand diesen Befehl ausführen wollen; und sein Wille wäre nicht hinreichend, um eine andere Provinz gegen diese in die Waffen zu bringen. Er vermag alles gegen jeden insbesondere; aber er vermag nichts gegen alle zusammen.

Eine andere Ursache, welche die Eroberung der kleinen Staaten durch die grossen verhindert, liegt auch noch darinn, daß diese Völker nicht den geringsten Ruhm in Eroberungen setzen. Einen einzigen Menschen hat dieser Ruhm zu beleben geschienen: es war ein Sklavenmäkler, der in seiner Kindheit die europäischen Schiffe fleißig besucht hattte, und der bey reifern Jahren eine Reise nach Portugal machte. Das, was er sahe, und sagen hörte, feuerte seine Einbildungskraft an, und lehrte ihn, daß man sich oft einen großen Namen dadurch erwürbe, daß man großes Unglück anrichtete. Sobald er nach seinem Vaterland zurückkam, demüthigte es ihn, daß er Leuten gehorchen sollte, die weniger Einsichten hatten, als er. Seine Ränke brachten ihn dazu, daß er zum Oberhaupt der Akanis erwählt wurde, und er bewog sie, sich gegen ihre Nachbarn zu rüsten. Nichts konnte seiner Tapferkeit widerstehen, und seine Herrschaft erstreckte sich über hundert Meilen weit an der Küste, wovon Anamabu der Mittelpunkt war. Nachher starb er, und niemand wagte es, sein Nachfolger zu werden, also erschlafften alle Triebfedern seiner Gewalt auf einmal, und so trat alles in seinen alten Stand.

XIV.

Welcher Gottesdienst ist in Guinea üblich?

Die christliche und die mahometanische Religion scheinen den Theil des westlichen Afrikas, den die Europäer besuchen, bey beyden Enden zu halten. Die Mahometaner aus der Barbarey haben ihre Lehrsätze den Völkern auf dem grünen Vorgebirge zugebracht, die sie hernach selbst weiter verbreitet haben. So wie sich diese Lehrsätze von ihrer Quelle entfernt haben, sind sie auch so verunstaltet worden, daß jeder Staat, jedes Dorf, jede Familie verschiedentliche annimmt. Thäte es nicht die Beschneidung, die allgemein im Gebrauch ist, so sollte man kaum denken, daß sich diese Völker zu einerley Religion bekennen. Sie hat sich ausgebreitet bis an das Vorgebirge Monte, aber weiter nicht, weil die Bewohner desselben gar keinen Verkehr mit ihren Nachbarn haben.

Was die Araber dißeits der Linie für den Alkoran gethan hatten, das thaten die Portugiesen nachher jenseits derselben für das Evangelium. Sie machten im fünfzehnten Jahrhundert, daß dessen Herrschaft sich vom Lande Benguela bis an den Zairo erstreckte. Ein Gottesdienst, der sichere und leichte Mittel zur Büßung aller Sünden anbot, war nach dem Geschmack von Nationen, die eine nicht so trostreiche Religion besaßen.

saßen. Daß er nachher in verschiedenen Staaten ausgerottet wurde, ist ein Unglück, das man den Gewaltthätigkeiten der Beförderer desselben zuschreiben muß. Ja selbst an den Orten, wo man ihn beybehalten hat, ist er ganz entstellt worden. Einige geringfügige Gebräuche sind das einzige, was davon übrig geblieben ist.

Die Küsten, die dazwischen liegen, haben abergläubische Lokalgebräuche beybehalten, deren Ursprung sehr alt seyn muß. Sie bestehen in der Anbetung jener unendlichen Menge von Gottheiten oder Entischen, die ein jeder sich nach seiner Weise und zu seinem Gebrauch schafft; in dem Glauben an Wahrzeichen, an die Proben mit Feuer und siedendem Wasser, an die Kraft der Gri-Gri. Sie haben einen noch gefährlichern Aberglauben; das ist das blinde Vertrauen, welches man in Priester setzt, welche die Diener und die Beförderer des Aberglaubens sind; diese haben die National-Ueberlieferungen in Verwahrung, und treiben Wahrsagerkünste. Der Umgang, den sie der Meynung nach mit dem bösen Geist haben, macht, daß man sie als Gebieter der Frucht- und Unfruchtbarkeit der Ländereyen ansieht; und in dieser Rücksicht schenkt man ihnen immer die ersten Früchte. Alle ihre andern Irrthümer leiten den Menschen auf einen geselligen Endzweck, und zielen darauf ab, ihn sanfter und friedfertiger zu machen.

XV.

Sitten, Gewohnheiten und Beschäftigungen der Völker in Guinea.

Das Land ist durchgängig schlecht bevölkert. Selten findet man daselbst anderswo Wohnungen, als an den Flüssen, den Seen und den Quellen. In diesen Gegenden sind die wechselseitigen Bedürfnisse weniger die Ursache der gesellschaftlichen Verbindung der Menschen, als die Blutsfreundschaft, die sie hindert, sich zu trennen. Auch unterscheidet man in dergleichen Stadt, bisweilen in dem gleichen Dorf, kleine Horden, die eben so viele Familien ausmachen, denen ihr Patriarch vorstehet.

Nichts in diesen Bewohnungen trägt das Gepräge einer nur ein wenig vorgerückten Sittenbildung. Die Häuser sind von Baumästen oder von Schilfrohr, das um Pfeiler gebunden ist, die tief genug stecken, daß der Wind sie nicht umwerffe, aufgebaut. Selten sieht man Fenster daran. Das Dach ist nur eine Lage von Blättern, und zwar, wenn es seyn kann, eine Lage von Palmblättern, die tauglicher sind, der unangenehmen Witterung zu widerstehen. Die Hütten der Hauptstadt, selbst die Hütten der Despoten sind von den andern durch nichts, als ihre Größe unterschieden. Es ist nicht, daß der Mangel des besten und schönsten Holzes, oder eine zum Ziegelmachen dienliche Erde, welche die in diesem

Lande so seltenen Steine ersetzen würde, diese Völker nicht zu einer bessern Bauart anlocken sollte, sondern es ist ihnen niemals in den Sinn gekommen, daß man sich so viele Mühe bequem zu wohnen geben müsse.

Die Verzierung ist der Wohnung würdig. In den Städten, wie auf dem Lande, bey dem Fürsten, wie bey dem geringsten Bürger besteht sie in einigen Körben, in einigen irrdenen Töpfen, und in einigen Kürbisgefässen. Wenn nicht der Arme auf einer im Land gemachten Strohmatte, und der Reiche auf einem europäischen Teppich schliefe, so wäre alles einander gleich.

Die Nahrung ist auch durchgängig gleich. Reis, Maniok, türkisches Korn, Ignamen oder Pataten, nach Beschaffenheit des Erdbodens; wilde Früchte, Palmwein, Wildpret und Fische, das sich jeder nach Willkühr verschaft, dieß sind die Lebensmittel, die allen, selbst die Sklaven nicht ausgenommen, gemein sind.

Eine Gürtel um den Leib, der über die Lenden gelegt ist, und den wir Schürze nennen, macht die ganze Kleidung beyder Geschlechter aus. Glaskorallen, die man ihnen bringt, und sehr theuer verkauft, machen den Staat der meisten Weiber und der kleinen Anzahl Männer aus, die sich auszeichnen wollen.

Die Künste sind in diesem Lande unbeträchtlich. Man kennt daselbst nur die, die in den neu entstehenden Gesellschaften gewöhnlich sind,

und selbst diese sind noch in ihrer Kindheit. Die Kunst des Zimmermanns besteht darinn, Hütten zu errichten. Der Schmied hat nur einen sehr kleinen Hammer, und einen Ambos von Holz, um das wenige Eisen, das er aus Europa erhält, zu bearbeiten. Ohne Hülfe des Triebrades macht der Töpfer einige grobe irrdene Gefässe und Tobackspfeifen. Ein Kraut, das wild wächst, und keine Zubereitung erfordert, dient ganz allein zu den Schürzen. Seine Länge ist die Breite der Leinwand. Der Weber bearbeitet sie auf den Knien ohne Handwerkszeug, ohne Weberschiff, indem er den Eintrag zwischen jeden Faden des Aufzuges mit den Fingern durchzieht, auf die Art, wie unsere Körbmacher ihre Flechtarbeit machen. Die entferntesten Oerter erhalten ihr Salz von den Bewohnern der Küste, die es mit Hülfe eines großen Feuers vom Meerwasser absondern. Diese ruhigen Arbeiten sind das Erbtheil der Sklaven, und einer kleinen Anzahl freyer Menschen. Die andern leben in einem angewohnten Müßiggang. Wenn eine Grille oder die Langeweile sie aus dieser Unthätigkeit hervorlockt, so ist es, um auf die Jagd oder auf das Fischen zu gehen. Nie erniedrigen sie sich so viel, daß sie die Fruchtbarkeit der Erde zu erforschen begehren. Der Ackerbau, als die niedrigste Beschäftigung nach ihrer Meynung, bleibt den Weibern auferlegt. Man bewilligt ihnen kein anderes Vergnügen, als die Freyheit, nach drey Tagen strenger Arbeit einen Tag auszuruhen.

Die Völker von Guinea haben in ihren Sitten viele Gleichheit unter einander. In allen

Thei-

Theilen dieses großen Landes ist die Vielweiberey erlaubt. Sie muß aber gleichwohl daselbst sehr selten seyn, weil alle freye Menschen, und der gröste Theil der Sklaven Gefährtinnen finden. Die Söhne heyrathen nur nach ihrem Geschmack; ihre Schwestern aber müssen den Beyfall ihrer Mutter erwarten. Das Eheband steht insgemein in Achtung. Nur der Ehebruch kann es trennen, und nichts ist seltener, als diese Unordnung. Nur an der Küste von Angola haben die Töchtern der Oberhäupter des Staats das Recht, einen Gemahl zu erwählen, der ihnen ansteht, sollte er auch schon verbunden seyn; ihn zu hindern, andere Weiber zu halten, und ihn zu verabschieden, wenn er ihnen mißfällt, ja ihm sogar den Kopf abschlagen zu lassen, wenn er ungetreu ist. Diese Prinzeßinnen, wenn man sie so nennen kann, bedienen sich ihres Vorrechts mit einem verachtenden Stolz, und einer großen Strenge, als wenn sie sich an dem Unglücklichen, der ihnen unterworfen ist, wegen der Art Dienstbarkeit, zu der ihr Geschlecht verdammt ist, rächen wollten.

Ihr Schicksal ist bedauernswürdig. Die Weiber sind außer der Feldarbeit noch mit den häuslichen Arbeiten beladen. Sie allein müssen für den Unterhalt und alle Bedürfnisse der Familie sorgen. Niemals erscheinen sie vor dem Ehemann, als in einer demüthigen Stellung. Sie bedienen ihn allzeit bey Tisch, und leben hernach von dem, was er nicht hat essen können, oder essen wollen. Dieser mühesame und verworfene Zustand herrscht nicht allein unter dem Pöbel. Es ist auch der

Zu:

Zustand der Weiber in der Stadt, der Reichen, der Vornehmen, der Weiber der Regenten. Der Ueberfluß und der Rang ihrer Ehemänner erwirbt ihnen keine größere Annehmlichkeit, kein Vorrecht.

Während daß sie im Dienst ihrer Tyrannen die wenigen Kräfte, die ihnen die Natur gegeben, aufopfern, bringen diese Barbaren unnütze Tage in einer völligen Unthätigkeit zu. Unter dichtem Laubwerk versammelt rauchen, trinken, singen und tanzen sie. Diese Vergnügungen des einen Tages sind es auch wieder den folgenden. Zänkereyen stören diese Vergnügungen niemals. Es herrscht eine Wohlanständigkeit dabey, die man bey einem so wenig aufgeklärten Volk kaum erwarten sollte.

Man ist nicht weniger erstaunt, daß es ohne Eigennutz ist. An den Küsten ausgenommen, wo unsere Schelmereyen wieder Schelmen erzeugt haben, herrscht überall eine große Gleichgültigkeit für die Reichthümer. Selten denken selbst die klügsten an den folgenden Tag. Auch ist die Gastfreyheit ihrer aller Tugend. Derjenige, der nicht mit seinem Nachbarn, mit seinen Verwandten, mit seinen Freunden dasjenige theilen würde, was er von der Jagd oder vom Fischen nach Haus bringt, würde sich allgemeine Verachtung zuziehen. Der Vorwurf des Geitzes ist über alle andere Vorwürfe. Man macht ihn den Europäern, die nichts für nichts geben, indem man sie mit geschlossenen Händen auffordert.

So ist im Allgemeinen der Charakter der Völker in Guinea beschaffen. Es bleibt uns noch übrig, von den Gewohnheiten, welche die Völker einer Gegend von denen einer andern unterscheiden, zu reden.

An den Ufern des Nigers sind die Weiber fast alle schön, wenn die Richtigkeit der Verhältnisse, und nicht die Farbe die Schönheit ausmacht. Sie sind bescheiden, zärtlich und getreu; ein unschuldiges Wesen herrscht in ihren Blicken, und ihre Sprache hat etwas von ihrer Furchtsamkeit an sich. Die Namen Zilia, Kalipso, Fanny, Zame, welche Wollustnamen zu seyn scheinen, werden mit einem Accent der Stimme ausgesprochen, deren Weichlichkeit und Anmuth unsere Sprachwerkzeuge gar nicht fähig sind auszudrücken. Die Mannspersonen sind daselbst wohl gebaut; ihre Haut ist schwarz wie Ebenholz, ihre Züge und Gesichtsbildung angenehm. Die Gewohnheit, Pferde zu bändigen, und gegen die wilden Thiere Krieg zu führen, giebt ihnen einen edeln Anstand. Sie ertragen schwerlich einen Schimpf; aber das Beyspiel der Thiere, die sie erziehen, flößt ihnen eine gränzenlose Erkenntlichkeit gegen einen Herrn ein, der ihnen gut begegnet. Man kennt keine aufmerksamere, mäßigere Bediente, und die so eine leidenschaftsähnliche Ergebenheit gegen ihre Herren hegten; aber sie sind keine gute Ackersleute. Ihr Körper ist nicht daran gewöhnt, sich gegen die Erde zu beugen, um diese urbar zu machen.

Die

Die Farbe der Haut der Afrikaner wird lichter, so wie man nach Osten geht. Die Einwohner haben da meistentheils eine feste, aber kleine Bildung; einen Anschein von Stärke, der sich durch strenge Muskeln zeigt; breite Gesichtszüge ohne Physiognomie. Die Zeichen, die sie sich auf der Stirne und den Wangen mahlen, vermehren noch diese natürliche Häßlichkeit. Ein unfruchtbarer Boden, der selbst durch Arbeit nichts hervorbringen will, hat sie zur Fischerey gezwungen, obgleich das Meer, welches durch eine Brandung längst der Küste fast ganz unzugänglich ist, sie davon abzuhalten schien. Da beyde Elemente von ihnen, so zu sagen, nichts wissen wollten, so haben sie bey andern Nationen, denen sich die Natur günstiger erwiesen hat, Hülfe gesucht; diesen haben sie Salz verkauft, um ihren Unterhalt zu bekommen. Ihr Handlungsgeist hat sich seit der Ankunft der Europäer vermehrt, weil sich bey allen Menschen die Begriffe nach Verhältniß der Gegenstände vermehren, und weil mehr Ueberlegung dazu gehört, um einen Sklaven gegen vielerley Arten von Waaren zu vertauschen, als um ein Maaß Salz zu verkaufen. Uebrigens bey vieler Fähigkeit zu aller Arbeit, die nur starke Hände erfordert, schicken sie sich gar nicht zum innern Hausdienst. Dieser Stand ist der Gewohnheit ihrer Erziehung ganz entgegen, bey welcher sie den Lohn für alles, was sie thun, einzeln erhalten. Das beständige Verhältniß einer täglichen Arbeit und eines täglichen Lohns ist vielleicht eins der besten Mittel, um den Arbeitstrieb bey allen Menschen zu unterhalten. Die Frauensleute unter diesen handelnden

Negern besitzen weder die Anmuth, noch die Zurückhaltung, noch die Bescheidenheit, noch die Schönheit der Frauen am Nigerfluß, und sie scheinen auch nicht so feine Empfindungen zu haben. Wenn man beyde Nationen vergleichet, so sollte man denken, daß die eine das gemeine Volk aus einer gesitteten Stadt sey, die andere aber eine vorzügliche Erziehung genossen habe. Man findet Spuren ihrer verschiedenen Gemüthsart in ihrer Sprache. Die Töne der einen sind höchst sanft, der andern ihre sind hart und trocken, wie ihr Boden. Die Lebhaftigkeit klingt bey dieser wie Zorn, auch selbst in der Lust.

Jenseits des Flußes Volta, im Königreich Benin, und in den andern unter dem Namen der Goldküste bekannten Ländern ist die Haut der Bewohner glatt und dunkelschwarz; sie haben schöne Zähne, sind von mittler Statur, aber ganz wohl gebaut, und haben etwas stolzes in ihrem Anstande. Ihre Gesichtsbildung ist zwar angenehm, sie wäre es aber noch vielmehr, wenn die Frauensleute nicht die Gewohnheit an sich hätten, sich Narben im Gesichte zu machen, und die Mannspersonen, sich die Stirne zu brennen. Eine ihnen eigene Seelenwanderung ist die Grundfeste ihres Glaubens: sie bilden sich ein, daß, wenn sie sterben, oder sich auch selbst umbringen, sie mögen seyn, wo sie wollen, und man mag sie noch so weit wegbringen, sie nach ihrem Tode in ihr Land zurückkehren. Diese Ueberzeugung macht ihr Glück aus, denn sie betrachten ihr Vaterland als den glückseligsten Aufenthalt in der Welt. Ein so sanfter Irrglauben macht

sie

sie auch menschlich. Den Fremden, die sich in diesen Gegenden niederlassen, wird mit einer Achtung begegnet, die bis zur Ehrfurcht geht, weil man überzeugt ist, daß sie dahin kommen, um die Belohnung ihrer Tugenden zu empfangen. Dieß Volk hat eine Neigung zur Lustigkeit, die man an den benachbarten Nationen nicht bemerkt; Lust zur Arbeit; eine Billigkeit, von der sie durch die Umstände selten bewogen werden, abzugehen, un eine große Geschicklichkeit, sich nach fremden Gebräuchen zu bilden. Den Gewohnheiten, die aus seinem Handel entspringen, ist es mehr ergeben, auch wenn sie ihm nicht vortheilhaft sind. Die Art, mit ihm zu handeln, blieb lange so, wie sie Anfangs gewesen war. Das erste Schiff, das ankam, kaufte und verkaufte erst alles, was es brauchte, ehe ein anders anfangen konnte, zu handeln. Es gieng damit nach der Reihe. Was die Waaren dem einen gegolten haben, galten sie allen den übrigen. Erst seit kurzem hat sich diese Nation entschlossen, die Vortheile zu nützen, die ihnen die Mitwerbung der ihre Rheden besuchenden europäischen Nationen darbietet.

Die Völker, die zwischen dem Aequator und dem Zairo liegen, sind alle einander sehr ähnlich. Sie sind wohl gebauet. Ihre Leibesbeschaffenheit ist nicht so stark als derjenigen, die auf der nördlichen Seite des Mittagszirkels wohnen, ihre; und ob sie gleich einige Zeichen auf dem Gesicht tragen, so befinden sich doch niemals solche Narben darauf, deren erster Anblick dem Aug unangenehm fiele. Bey ihren Feyerlichkeiten kommen

kriegerische Spiele vor, die etwas ähnliches mit unsern ehemaligen Turnieren haben; nur mit dem Unterschied, daß sie in Europa die Uebung kriegerischer Nationen waren, in Afrika aber die Lustbarkeit eines feigen Volkes sind. Die Frauensleute nehmen an diesen öffentlichen Lustbarkeiten keinen Theil. Sie versammeln sich in einigen Häusern, und bringen da ihre Zeit geheimnißvoll zu, ohne daß eine Mannsperson zu ihren Versammlungen zugelassen würde. Die Rangsucht ist die Hauptleidenschaft dieser von Natur friedliebenden Nationen. Alles ist dort Etiket, so wohl am Hof der Fürsten, als in den Privathäusern. Bey der geringsten Ereigniß eilet man zu seinen Freunden, entweder um ihnen Glück zu wünschen, oder ihnen sein Beyleid zu bezeigen. Eine Heyrath giebt Gelegenheit zu drey Monate dauernden Besuchen. Das Leichenbegängniß eines angesehenen Mannes dauert manchmal zwey Jahre. Die Leute, die ihm auf irgend eine Art angehörig waren, tragen seine traurigen Ueberbleibsel durch verschiedene Provinzen. Der Haufe vermehrt sich auf der Wanderschaft; und keiner geht nach Haus, bis man den Leichnam mit dem Bezeugen des äußersten Schmerzens in das Grab gelegt hat. Eine so merkliche Neigung zu Ceremonien ist dem Aberglauben günstig gewesen, und der Aberglaube hat die Unthätigkeit befördert.

Vom Zairo bis an den Fluß Coanza trift man zwar wohl die alten Sitten an, allein man bemerkt da eine verwirrte Vermischung von europäischen Gewohnheiten, die man anderwärts nicht zu sehen bekommt. Es läßt sich ganz natürlich denken,

denken, daß die Portugiesen, die in diesen Gegenden grosse Besitzungen haben, und die christliche Religion dort einführen wollten, mehr Umgang mit den Bewohnern gehabt haben, als die andern Nationen, welche nordwärts von der Linie bloße Faktoreyen besitzen, und auf nichts, als auf ihren Handel bedacht gewesen sind.

Den Leser brauchen wir wohl nicht erst zu erinnern, daß alles, was hier von den Völkern in Guinea gesagt worden ist, nach der Strenge nur von der Gattung von Menschen verstanden werden muß, die in allen Ländern den Charakter einer Nation entscheidet. Die geringern Klassen, die Sklaven entfernen sich von der Aehnlichkeit, nach eben dem Verhältniß, wie sie durch ihre Beschäftigungen und nach ihrem Stand herabgesetzt, oder erniedriget worden sind. Indessen haben die scharfsichtigsten Beobachter bemerken wollen, daß der Unterschied der Stände bey diesem Volk nicht so merkliche Verschiedenheiten hervorbrächte, als wir in den an der Elbe und an der Tiber liegenden Ländern finden, denn so groß ist ungefähr die Küste vom Niger bis zum Coanza. Je mehr sich die Menschen von der Natur entfernen, je weniger müssen sie einander ähnlich seyn. Es ist eine gerade Linie, von der man durch hundert Wege abweichen kann. Die Rathschläge der Natur sind kurz und ziemlich gleichförmig; aber die Verführungen des Geschmacks, der Laune, des Eigensinns, des persönlichen Eigennutzens, der Umstände, der Leidenschaften, der Zufälle der Gesundheit und der Krankheit, selbst der Träumereyen sind so zahlreich und so

verschieden, daß sie niemals erschöpft seyn und werden können. Es bedarf nur eines tollen Kopfs, um hundert andere durch Nachgiebigkeit, Schmeicheley oder Nachahmungssucht zu verwirren. Eine Frau von angesehenem Rang hat einen körperlichen Fehler zu verbergen. Sie erdenkt ein Mittel, welches diejenigen mitmachen werden, die um sie her sind, ob sie schon nicht die gleiche Ursache dazu haben. Und so verbreitet sich eine Mode von Zirkel zu Zirkel, bis sie national wird. Dieses Beyspiel ist hinlänglich, um eine unendliche Menge kleiner Sonderbarkeiten zu erklären, wobey unsere Untersuchung ermüden würde, die Beweggründe dazu in Nothwendigkeit, Sorgfalt oder Vergnügen aufzusuchen. Die Verschiedenheit der bürgerlichen und politischen Anordnungen bringt nothwendig in dem moralischen Charakter und in den physischen Gewohnheiten Schattirungen hervor, die in einfachern Gesellschaften unbekannt sind. Ueberdem läßt die unter dem heißen Himmelsstrich gewaltsamer, als unter den gemäßigten, gebietende Natur dem moralischen Einfluß wenigere Kraft zu wirken; die Menschen sind einander dort ähnlicher, weil sie alles von der Natur, und fast nichts von der Kunst erhalten haben. In Europa vermehrt und vervielfältigt ein ausgebreiteter und verwickelter Handel die Genußmittel, das Vermögen und die Stände, und vermehrt also auch die Verschiedenheiten, welche das Klima, die Gesetze und die Vorurtheile bey thätigen und arbeitsamen Völkern hervorgebracht haben.

XVI.

Ehemaliger Handel mit der Küste von Guinea.

Der Handel hat auf der Küste von Guinea keine große Veränderung in den Sitten hervorbringen können. Ehedem bestand er blos in einem Umtausch von etwas Salz und getrockneten Fischen, das die von der Küste entfernten Nationen verzehrten. Dagegen gaben sie Stücken Zeuges, die aus einem Faden gemacht waren, der weiter nichts ist, als ein holziges Wesen, das unter der Rinde eines den dortigen Gegenden eignen Baums klebt. An der Luft wird es hart, und ist zu allerhand Gewebe zu gebrauchen. Man macht Mützen, Arten von Scherfen, Schürzen um die Lenden daraus, deren Gestalt nach der Mode, die jede Nation angenommen hat, verschieden ist. Die natürliche Farbe dieses Fadens ist abgebleicht grau. Der Thau, an dem unser Leinen bleicht, giebt diesem eine Citronfarbe, welche die reichen Leute am liebsten haben mögen. Die schwarze Farbe, die das gemeine Volk am meisten trägt, erhält der Faden von der Rinde seines Baums selbst, die man blos in Wasser einweicht.

Die ersten Europäer, welche die östliche Küste von Afrika besuchten, gaben dem Wachs, dem Elfenbein, dem Gummi, dem Farbholz, welches alles vorher nicht geachtet wurde, einen Werth.

Ihre

Ihre Seefahrer erhielten auch zum Auswechsel einen schwachen Antheil an Gold, welches vorher die Karavanen, die von den barbarischen Staaten ausgiengen, wegnahmen. Es kam vom Innern des Landes, und vorzüglich von Bambuck, einer Aristokratie, die unter dem 12ten und 13ten Grad südlicher Breite liegt, und wo jedes Dorf durch einen Vorsteher, den man Farim nennt, regiert wird. Dieses reiche Metall ist in dem Lande so gemein, daß man fast überall welches findet. Man braucht manchmal nur, um welches zu bekommen, die Oberfläche einer thonigen, leichten, und mit Sand vermischten Erde aufzukratzen. Ist die Ader sehr reich, so wird sie einige Fuß tief gegraben, aber niemals weiter, ob man gleich bemerkt hat, daß sie ergiebiger würde, je tiefer man grübe. Die Bergleute sind zu faul, um eine Arbeit fortzusetzen, die immer müheseliger wird, und zu unwissend, um den Hindernissen abzuhelffen, die sie unfehlbar nach sich ziehen würde. Ihre Nachläßigkeit und Ungeschicklichkeit geht so weit, daß sie nur die grösten Stücke Golds behalten, wenn sie es waschen, um es von der Erde zu sondern; die leichtesten gehen mit dem Wasser fort, das von einer schrägen Fläche abläuft.

Die Einwohner von Bambuck bearbeiten die Bergwerke weder zu allen Zeiten, noch wenn sie Lust haben. Sie sind verbunden zu warten, bis persönliche oder öffentliche Bedürfnisse die Farims bewegen, die Erlaubniß dazu zu ertheilen. Wenn diese angekündigt ist, so begeben sich alle diejenigen, die sie nützen wollen, an den angewiesenen Ort.

Ort. Nach geendigter Arbeit geschieht die Vertheilung. Die Hälfte des Golds kömmt dem Herrn zu, und das übrige wird unter den Arbeitern zu gleichen Theilen vertheilt. Diejenigen, die zu einer andern Zeit, als bey so einem allgemeinen Goldgraben, welches haben wollen, suchen es in den Bergflüssen, wo es gemein ist.

Verschiedene Europäer suchten in ein Land einzudringen, das so viele Schätze enthält. Zwey oder drey unter ihnen, denen es geglückt hatte, dahin zu kommen, wurden unbarmherzig zurückgetrieben. Herr David, französischer Befehlshaber in Senegal hatte im Jahr 1740 den Einfall, die Ufer des Feleme verheeren zu lassen, woher Bambuck alle seine Lebensmittel zog. Dieses unglückliche Land war mitten in seinem Haufen Goldes auf dem Punkt des Verderbens, als der Urheber dieses Unglücks ihnen den Vorschlag machte, daß er ihnen Lebensmittel von der Festung Galam aus senden wolle, die nur 40 Meilen davon entfernt ist, wenn sie ihn aufnehmen, und den seinigen erlauben wollten, ihre Goldgruben zu bearbeiten. Diese Bedingungen wurden angenommen, und derselben Beobachtung dem Urheber dieses Projekts selbst zugeschworen, der vier Jahre hernach in diese Provinzen zog. Aber der Vertrag hatte keinen Erfolg. Nur das Andenken des ausgestandenen Uebels, und dessen, das man befürchtete, brachte diese Völker zu dem Entschluß, Erzeugnisse auf einem Boden anzubauen, der nur an Metalle reich war. Es scheint, daß man das Gold aus der Acht gelassen, um sich blos allein mit dem Sklavenhandel zu beschäftigen.

XVII.

XVII.

Der Handel von Guinea vergrößert sich durch den Sklavenhandel.

Das Eigenthumsrecht, das einige Menschen in Guinea sich über andere erworben haben, ist eines sehr alten Ursprungs. Es ist da allgemein eingeführt, außer in einigen kleinen Winkeln, wo die Freyheit sich hingeflüchtet und verborgen hat. Indessen hat kein Eigenthumsherr das Recht, einen Menschen, der im Sklavenstande gebohren ist, zu verkaufen. Er kann nur die Sklaven veräussern, die er entweder im Krieg, wo jeder Gefangene, wenn er nicht ausgewechselt wird, ein Sklave ist; oder als eine Buße, für ein ihm angethanes Unrecht; oder wenn er sie als ein Zeichen der Erkenntlichkeit empfangen hat, erwirbt. Dieses Gesetz, welches zum Besten der gebohrnen Sklaven gemacht zu seyn scheint, um ihn seine Familie und sein Vaterland genießen zu lassen, ist, seitdem die Europäer die Ueppigkeit auf den Küsten von Afrika eingeführt haben, unzulänglich. Es wird täglich durch die abgeredten Streitigkeiten kraftlos gemacht, die zwey Herren gegen einander erregen, damit sie wechselsweise zu einer Buße verurtheilt werden, die sie an gebohrnen Sklaven bezahlen, mit denen sie nachher vermöge desselbigen Gesetzes, nach Gefallen schalten können.

Das

Das Sittenverderben ist seinem natürlichen Lauf zuwider von den Privatpersonen auf die Landesfürsten gekommen. Sie haben häufigere Kriege mit einander angefangen, um Sklaven zu bekommen, wie man dergleichen in Europa erregt, um sich Soldaten zu verschaffen. Sie haben die Gewohnheit eingeführt, nicht nur diejenigen, die einen Angriff auf das Leben oder das Eigenthum eines Mitbürgers gethan hatten, mit der Sklaverey zu bestrafen, sondern auch diejenigen, die außer Stand waren, ihre Schulden zu bezahlen, und diejenigen, welche die eheliche Treue verletzt hatten. Dieses ist mit der Zeit die Strafe der geringsten Vergehungen geworden, da sie Anfangs bloß für die grösten Verbrechen bestimmt war. Man hat nicht aufgehört, die Verbote selbst der gleichgültigsten Dinge zu vermehren, blos um auch das Einkommen aus den Strafen zugleich mit den Uebertrettungen zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat ferner weder Ziel noch Maaß gekannt. Fern von den Küsten befinden sich Oberhäupter, die alles, was man um den Dörfern herum findet, aufheben lassen. Man steckt die Kinder in Säcke, den Manns- und Frauensleuten steckt man einen Knebel in den Mund, um ihr Geschrey zu dämpfen. Wenn die Räuber durch eine stärkere Mannschaft in Verhaft genommen werden, so führt man sie zu dem Landesherrn, der den Auftrag, den er gegeben hat, immer verleugnet, und unter dem Vorwand, Recht darüber ergehen zu lassen, den Augenblick diese seine Abgeschickten an die Schiffe verkauft, mit denen er einen Handel geschlossen hat.

Ungeachtet dieser verhaßten Kunstgriffe sind die Völker an der Küste außer Stand gewesen, der Nachfrage der Kaufleute ein Genüge zu leisten. Es ist ihnen so ergangen, wie es jeder Nation ergehen muß, die nur mit ihrem baarem Geld handeln kann. Die Sklaven sind für den Handel der Europäer in Afrika, was das Gold in dem Handel ist, den wir mit der neuen Welt treiben. Die Negerköpfe stellen das baare Geld der Staaten an der Küste von Guinea vor. Alle Tage wird ihnen das baare Geld weggenommen; und man läßt ihnen dafür nur Sachen, die sich verzehren lassen. Ihr Kapital verschwindet nach und nach, weil es sich nicht nach Verhältniß des Verbrauchs wieder hervorbringen läßt. Auch wäre der Sklavenhandel schon gesunken, wenn die Küstenbewohner nicht die Völker weiter im Lande hinein mit ihrer Ueppigkeit angesteckt hätten, von denen sie fast alle Sklaven herbekommen, die sie uns liefern. Auf diese Art hat der Handel der Europäer immer weiter die handelsfähigen Reichthümer dieser Nation fast gänzlich erschöpft.

Diese Erschöpfung ist schuld daran, daß die Sklaven seit zwanzig Jahren fast auf einen viermal so hohen Preis gestiegen sind, und zwar folgender Gestalt. Man bezahlt sie grösstentheils mit ostindischen Waaren, die in Europa doppelt so theuer geworden sind, als ehemals. Man muß in Afrika doppelt so viel dieser Waaren geben. Also sind die amerikanischen Pflanzörter, wo der letzte Handel mit Negern geschieht, genöthigt, diese verschiedenen Preiserhöhungen zu tragen, und folglich viermal so viel zu bezahlen, als ehemals.

Unter-

Unterdessen empfängt der entfernte Herr, der seinen Sklaven verkauft, weniger Waaren, als vor fünfzig Jahren der bekam, der den Seinigen nahe an der Küste verkaufte. Die Profite der Mittelsmänner; die Kosten der Reise; die bisweilen auf drey Procent steigenden Abgaben, die man an die Herren bezahlen muß, durch deren Lande man zu ziehen genöthigt ist, nehmen die Differenz der Summe hin, die der erste Verkäufer empfängt, und der, die der europäische Kaufmann bezahlt. Diese Kosten steigen täglich wegen der Entfernung der Oerter, wo es noch Sklaven zu verkaufen giebt. Je weiter dieser erste Markt entfernt seyn wird, je größer werden die Kosten der Reise werden. Sie werden so hoch steigen, daß so wenig von dem, was der europäische Kaufmann geben kann, übrig bleiben wird, um es dem ersten Verkäufer zu bieten, daß dieser seinen Sklaven lieber wird behalten wollen. Alsdann wird der Sklavenhandel aufhören. Wenn man ihn dann durchaus erhalten will, so werden unsere Kaufleute übermäßig theuer einkaufen, und verhältnißmäßig an die Kolonisten verkaufen müssen; diese werden alsdann ihre Produkte nicht anders, als zu einem ungeheuern Preise liefern können, und daher keine Käufer mehr finden. Aber bis zu der Zeit, die vielleicht nicht so weit entfernt ist, als die Kolonisten denken, werden sie ruhig vom Blut und vom Schweiß der Negern leben. Sie werden Seefahrer finden, die hingehen, und welche einkaufen, und diese hinwiederum Tyrannen, die ihnen welche verkaufen.

Die

Die Menschenhändler tretten in Gesellschaft zusammen, und machen Arten von Karavanen aus, indem sie auf zwey, drey hundert Meilen weit verschiedene Kuppeln von dreyßig bis vierzig Sklaven herführen, die alle das nöthige Wasser und Korn tragen, um in den dürren Wüsten, durch welche man reisen muß, leben zu können. Die Art, sich ihrer zu versichern, ohne ihren Marsch gar zu mühsam zu machen, ist künstlich ausgedacht. Man hängt jedem Sklaven eine acht bis neun Schuh lange hölzerne Gabel an den Hals. Diese Gabel ist hinten mit einem vernieteten Nagel so zugemacht, daß der Kopf nicht durch kann. Der Stiel der Gabel, der von sehr schwerem Holz ist, fällt vornen her, und ist dem, der sie am Hals hat, so beschwerlich, daß, ob er gleich freye Arme und Beine hat, er weder gehen, noch die Gabel aufheben kann. Wenn man sich in Marsch setzen will, stellt man alle Sklaven hinter einander. Jede Gabel legt und befestigt man mit dem Ende auf die Schulter des Vordermannes, und das geht so von einem Sklaven zum andern, bis auf den allervordersten, dessen Gabel durch einen von den Führern getragen werden muß. Selten kann man andern Fesseln anlegen, ohne selbst die Last davon zu empfinden. Aber um die Ruhe des Schlafes ohne Sorgen genießen zu können, binden diese Kaufleute die Arme eines jeden Sklaven an dem Stiel der Gabel, die er trägt, fest. Auf die Art kann er weder fliehen, noch das geringste zur Widererlangung seiner Freyheit versuchen. Diese Sorgfalt hat man unumgänglich gebrauchen müssen; denn wenn der Sklav einmal seine Ketten

abwer-

abwerfen kann, so ist er frey. Die Gesetze, die dem Eigenthümer den Besitz seines Sklaven versichern, und die ihm denselben zu allen Zeiten wieder in die Hände liefern, schweigen zwischen den Sklaven und dem Sklavenhändler, der das verachteteste unter allen Gewerben treibt.

Wenn ihr diese abscheulichen Umstände vernehmt, meine Leser! erfüllt sich nicht eure Seele mit dem nemlichen Widerwillen, den ich empfinde, indem ich sie niederschreibe? Stürzt ihr nicht mit Wuth auf diese niederträchtigen Führer los? Zerreißt ihr nicht diese Gabeln, welche diese Unglücklichen zusammen fesseln, und gebt ihnen die Freyheit wieder?

Die Sklaven kommen immer in großer Anzahl, zumal wenn sie von entfernten Gegenden herkommen. Diese Einrichtung ist nothwendig, um die Unkosten, die ihr Transport erfordert, zu vermindern. Die Zwischenzeit von einer Reise zur andern, die wegen dieser Sparsamkeit schon lange ausfallen muß, währt oft aus besondern Ursachen noch länger. Die gewöhnlichste derselben ist der Regen, der da macht, daß die Flüsse austretten, und daß der Handel darnieder liegt. Die gute Jahrszeit, um im Innern von Afrika zu reisen, fällt zwischen den Monat Februar und September; vom September bis in März findet man bey der Rückkehr der Kaufleute den grösten Ueberfluß dieser Waare an der Küste.

XVIII.

Welches sind die Küsten, wo die fremden Seefahrer landen, um Sklaven zu holen.

Der Handel der Europäer erstreckt sich gegen Norden und Süden von der Linie. Die erste Küste fängt vom weißen Vorgebirge an. Nahe dabey liegen Arguin und Portendick. Die Portugiesen entdeckten sie im Jahr 1444, und setzten sich das folgende Jahr daselbst fest. Im Jahr 1638 nahmen sie ihnen die Holländer weg, welche sie im Jahr 1656 wieder den Engländern überlassen mußten, einige Monate hernach aber wieder zum Besitz gelangten. Zu Anfang des Jahrs 1678 jagte sie Ludwig XIV. nochmals heraus, und begnügte sich damit, die Werke zu schleifen.

In diesem Zeitpunkt dachte Friedrich Wilhelm, dieser große Fürst von Brandenburg darauf, seinen Staaten mehrere Thätigkeit zu verschaffen, die bis dahin durch selten unterbrochene Kriege hartnäckig verheert worden waren. Einige Kaufleute der vereinigten Niederlande, die über das Monopol, das sie von dem westlichen Afrika ausschloß, unzufrieden waren, beredeten ihn, Festungen in dieser weitläufigen Gegend zu bauen, und daselbst Sklaven zu kaufen, die er mit Vortheil in der neuen Welt verkaufen würde. Man hielt diese Absicht für nützlich. Und die Gesellschaft, um selbige zu befolgen, errichtete im Jahr 1682

drey

drey Niederlassungen an der Goldküste, und eine auf der Insel Arguin drey Jahre nachher. Die neue Gesellschaft wurde aber allmählig durch die Hindernisse der darüber eifersüchtigen Nationen, durch die Untreue oder Unerfahrenheit ihrer Agenten, und durch die Plünderung der Korsaren zu Grunde gerichtet. Da nichts mehr als der Name übrig blieb, so verkaufte der König von Preußen im Jahr 1717 der holländischen Gesellschaft die Besitzungen, die seit langer Zeit unnütz geworden waren. Kaum hatten diese Republikaner Besitz von Arguin genommen, als im Jahr 1721 es neuerdings auf Befehl des Hofes von Versailles angegriffen und weggenommen wurde, welchen der Vertrag von Nimwegen in dieser Eroberung unterstützte. Er steckte seine Flagge daselbst auf, aber mußte sie im Jahr 1724 wieder abgenommen sehen.

Von diesem Zeitpunkt an wurde Frankreich in diesen Besitzungen bis zum Jahr 1763 nimmer gestört. Das brittische Ministerium, das den Nigerfluß als Opfer gefordert hatte, wollte damals, daß diese dazu gehörten. Diese Behauptung scheint uns aber ohne Grund zu seyn. Man darf nur die Vergünstigungen durchlesen, die den Gesellschaften gegeben worden, welche nach und nach den Alleinhandel in Senegal bekamen, um sich zu überzeugen, daß Arguin und Portendick niemals unter ihren Privilegien begriffen waren. Gleichwohl erlaubt England nicht, daß weder die Franzosen, noch andere Seefahrer sich diesen Ufern nähern. Ihre eigenen Unterthanen gehen nicht mehr dahin, seitdem die kostbaren Gummi, die sie wichtig machten, den Weg nach dem Niger nahmen.

Dieser Fluß, den man heut zu Tag gemeiniglich Senegal nennt, ist sehr beträchtlich. Einige Erdbeschreiber geben ihm einen Lauf von mehr als 800 Meilen. So viel ist erwiesen, daß er vom Junius an bis in den November 320 Meilen lang in seinem Lauf schiffbar ist. Der Sandbank, der die Mündung des Flußes verschließt, gestattet die Einfahrt nur Schiffen, die nicht über acht oder neun Fuß Wasser ziehen. Die übrigen sind genöthiget, nahe dabey in einem vortrefflichen Grund zu landen. Vom Fort St. Ludwig aus, das auf einer kleinen, nicht weit vom Meer entlegenen Insel gebaut ist, werden ihnen ihre Ladungen auf leichten Schiffen zugeführt. Sie bestehen in dem das Jahr hindurch gesammelten Gummi, und in 12 oder 1500 Sklaven. Das Gummi kömmt von dem linken Ufer, und die Sklaven vom rechten, dem einzigen, das man bevölkert nennen kann, seitdem die Tyrannen von Maroko ihre Grausamkeit bis in diese Gegenden verbreitet haben.

Seitdem der Frieden vom Jahr 1763 Großbritannien den Besitz von Senegal zugesichert hat, das seine Seemacht während des Kriegs erobert hatte, sind die Franzosen an das Ufer, das am weißen Vorgebirge anfängt, und sich am Fluß Gambia endigt, eingeschränkt. Ob sie schon nicht in der Behauptung sind gestört worden, ausschlüßlich in diesem großen Raum handeln zu können, so liefern ihnen doch ihre Handelsplätze Joal, Portudal und Albreda jährlich kaum drey oder vier hundert Sklaven. Gorea, das vom festen Lande kaum eine Stunde entfernt, und

nur

nur 400 Ruthen lang, und 100 breit ist, ist der Hauptort dieser elenden Niederlassungen. Während der Feindseligkeiten im Jahr 1756 wurde diese Insel, die eine gute Rhede hat, und leicht zu vertheidigen ist, dem englischen Joch unterworfen; aber die Verträge gaben sie ihrem ersten Besitzer wieder.

Bis zum Jahr 1772 war dieses Land allen Seefahrern der Nation offen. Zu dieser Zeit beredete ein unruhiger und heftiger Mann einige leichtgläubige Bürger, daß nichts leichter wäre, als durch bisher unbekannte Wege nach Bambuck und zu andern nicht weniger reichen Bergwerken zu gelangen. Ein unwissendes Ministerium unterstützte die Tyranney durch ein ausschließendes Privilegium, und man verschwendete beträchtliche Summen bey der Verfolgung dieses Traums. Die Verwaltung des Monopols kam zwey Jahre hernach in klügere Hände; und seitdem hat man sich mit der Erkaufung einiger Schwarzen, die nach Kayenne gebracht wurden, begnügt, wo die Gesellschaft einen unermeßlichen Besitz bekommen hat.

Der Fluß Gambia würde 200 Meilen weit in seinem Lauf für ziemlich grosse Schiffe schiffbar seyn, aber sie bleiben alle 8 oder 10 Meilen von seiner Mündung bey dem Fort James liegen. Dieser Platz, der in einem Jahrhundert sieben oder achtmal erobert, ausgelößt, und geplündert worden ist, liegt auf einer Insel, die keine Meile im Umfang hat. Die Engländer verhandeln daselbst jährlich 3000 Sklaven, die meistens wie in Senegal, aus den innern sehr entfernten Gegenden herkommen.

Nicht weit von diesen Küsten wurden im Jahr 1449 von den Portugiesen die zehn Inseln des grünen Vorgebirges, davon St. Jago die vornehmste ist, entdeckt. Dieser kleine Archipel, der, ob er wohl zerstreut, bergig und wenig bewässert ist, könnte alle Erzeugnisse der neuen Welt liefern, ernährt aber kaum und sehr schlecht einige wenige Schwarze, die meistens frey, und 400 Jahre lang der Tyranney entwischt waren. Die Last der Fesseln, die sie drückte, vermehrte sich noch, als man sie einer Gesellschaft übergab, die allein das Recht hatte, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, und dasjenige zu kaufen, was sie zu verkaufen hatten. Aber es schränkte sich auch die Ausfuhr dieses ziemlich beträchtlichen Erdreichs für Europa auf ein Kraut ein, das unter dem Namen Orseille bekannt ist, und das zu der Scharlachfärberey gebraucht wird; nach Amerika gehen einige Ochsen und einige Maulesel, und nach dem Theil von Afrika, der dem Lissabonerhof unterworfen ist, ein wenig Zucker, und viele baumwollene Decken. Das Schicksal dieses unglücklichen Landes sollte sich nichts ändern. Wer konnte zu seinem Besten Hülfe suchen, da vom General bis zum Gemeinen, vom Bischof bis zum Pfarrer alles im Dienst der Gesellschaft stand? Sie ist endlich aufgehoben.

Die Ufer der Flüsse Cassamanza und Cacheo, und der gröste, Bissao sahen bald verschiedene Portugiesen, die sich auf die Inseln des grünen Vorgebirges gesetzt hatten, ankommen. Ihre Abkömmlinge arteten mit der Zeit so aus, daß man sie von den ursprünglichen Einwohnern nicht mehr unter-

unterscheiden konnte. Jedoch behielten sie immer den Stolz bey, sich als Regenten eines Landes anzusehen, in welchem sie drey Dörfer und zwey kleine Festungen gebaut hatten. Andere eifersüchtigen Nationen haben diese Behauptung wenig geachtet, und haben niemals aufgehört, mit den Schiffen, die vom grünen Vorgebirge aus Brasilien und von Lissabon ankamen, zugleich zu handeln.

Serra Leona ist nicht unter britannischer Herrschaft, obwohl ihre Unterthanen alle Geschäfte in zwey besondere Häuser gezogen haben, die schon sehr lange bestehen. Ausser dem Wachs, dem Elfenbein und dem Gold, das man daselbst findet, beziehen sie auf diesem, oder auf den benachbarten Flüssen jährlich 4 bis 5000 Sklaven.

Nach diesem Handelsplatz kommen die Korn- und Zahnküste, und die Küste der Quaquas, die 250 Meilen einnehmen. Auf diesen kauft man Reis, Elfenbein und Sklaven. Die Seefahrer errichten hie und da Handelshäuser auf einigen dieser Ufer. Meistens aber erwarten sie vor Anker, daß die Schwarzen selbst auf ihren Booten kommen, und ihnen die Gegenstände des Tausches anbieten. Dieser Gebrauch, sagt man, sey erst festgesetzt worden, seitdem verschiedene Vorgänge von Grausamkeit die Gefahr des Landes gezeigt haben.

Die Engländer haben noch nicht lange eine Niederlassung auf dem Vorgebirge Appollonia errichtet, wo der Sklavenhandel beträchtlich ist. Aber sie haben noch keinen ausschließlichen Handel daselbst erhalten, wie sie es vielleicht wünschten und hofften.

Nach dem Vorgebirge Appollonia fängt die Goldküste an, die sich bis an den Fluß Volta erstreckt. Ihre Länge ist 130 Meilen. Da das Land in eine große Anzahl kleiner Staaten vertheilt ist, und ihre Einwohner die stärksten Leute von Guinea sind, so sind die Handelshäuser der handelnden Mächte von Europa daselbst ungemein vermehrt worden. Fünf gehören den Dänen, zwölf oder dreyzehn, davon St. Georg della Mina das vornehmste ist, besitzen die Holländer; und die Engländer haben neun oder zehn errichtet oder erobert, welche das Vorgebirge Korso für ihr Oberhaupt erkennen. Die Franzosen, die sich mit Verdruß aus einer so sklavenreichen Gegend ausgeschlossen sahen, wollten sich im Jahr 1749 Anamabu zueignen. Sie verschanzten sich daselbst mit Einwilligung der Eingebohrnen, als ihre Arbeiter mit Kanonenschüssen von den englischen Schiffen vertrieben wurden. Ein geschickter Unterhändler, der sich in London befand, als die Nachricht von dieser Gewaltthätigkeit ankam, bezeugte sein Erstaunen über ein so wenig gemäßigtes Betragen. Mein Herr, sagte ihm ein bey dieser aufgekärten Nation in grossem Ansehen stehender Minister, wenn wir gegen die Franzosen gerecht verfahren wollten, so könnten wir nicht dreyßig Jahre bestehen. In diesem Zeitpunkt setzten sich die Engländer in Anamabu fest, und seitdem haben sie keinen Nebenbuhler mehr auf diesem wichtigen Handelsplatz gelitten.

Acht Meilen vom Fluß Volta ist Lela, das reich an Lebensmitteln ist. Dahin begeben sich die Seefahrer, um Lebensmittel aufzunehmen.

Von

Von da aus senden sie ihre Boote, um sich nach dem Ort zu erkundigen, wo sie ihren Handel am tauglichsten machen können.

Der kleine Popo lockt sie oft an. Die Engländer und die Franzosen besuchen diesen Handelsplatz, aber die Portugiesen sind in viel größerer Anzahl; die Ursache ist folgende.

Diese Nation, die ursprünglich Afrika beherrschte, wurde mit der Zeit in einen solchen schwachen Zustand versetzt, daß sie, um die Freyheit zu behalten, an der Goldküste handeln zu dürfen, sich verbindlich machte, den Holländern den Zehenden von ihren Ladungen zu bezahlen. Dieser schädliche Tribut, den man stäts regelmäßig bezahlt hat, war seinen Seefahrern von Bahia und Fernambuck, den einzigen, die diese Küsten besuchen, so nachtheilig, daß sie unter sich übereinkamen, daß von jeder dieser zwey Provinzen in jedem Hafen niemals mehr als ein Schiff sich befinden solle. Die andern halten sich am kleinen Popo auf, wo sie warten, bis sie zum Handeln die Reihe trift.

Juida, das vierzehn Meilen vom kleinen Popo entfernt liegt, ist wegen der Zahl und wegen der Güte der Sklaven, die daher kommen, sehr berühmt. Es steht nur den Engländern, den Franzosen und den Portugiesen offen. Jede dieser Nationen hat daselbst eine Festung auf der Insel Gregor, zwey Meilen vom Ufer. Die Vorsteher dieser Handelshäuser machen alle Jahre eine Reise von dreyßig Meilen, um dem Regenten des

Landes

Landes ein Geschenk zu überreichen, das er als ein Ehrenopfer annimmt und fordert.

Acht Meilen von Juida ist Epee. Bisweilen sind viele Sklaven daselbst, gemeiniglich aber keine. Seine Rhede ist auch oft ohne Schiffe.

Ein wenig weiter ist Portonovo. Der Handel, der an andern Orten an den Meerufern ist, geschieht hier sieben Meilen weit im Lande. Diese Unbequemlichkeit hat es lange Zeit zurückgesetzt, aber gegenwärtig ist er sehr beträchtlich. Die Leidenschaft für den brasilianischen Taback, die in dieser Gegend noch stärker ist, als an dem übrigen Theil der Küste, giebt den Portugiesen einen großen Vorzug. Was von dieser ihren Ladungen übrig bleibt, davon machen die Engländer und Franzosen die ihrigen.

Badagry ist nur drey Meilen von Portonovo. Man führt viele Sklaven dahin. Als noch alle Nationen daselbst aufgenommen wurden, so machten die Seefahrer ihre Verkäufe und Einkäufe, nur einer nach dem andern. Seitdem die Engländer und Holländer von dort entfernt sind, so ist es den Franzosen und Portugiesen erlaubt, zu gleicher Zeit zu handeln, weil ihre Waaren sehr verschieden sind. Diesen Ort der Küste besuchen die französischen Seefahrer am meisten.

Ahoni, das von Badagry nur vierzehn bis fünfzehn Meilen entfernt ist, liegt in den Inseln von Kuramo, auf einer beschwerlichen, schlammigen und ungesunden Rhede. Dieser Handels-

platz

platz wird vorzüglich, und fast ausschließlich von den Engländern besucht, die auf grossen Schaluppen daselbst ankommen, und ihren Handel zwischen den Inseln und dem festen Lande machen.

Vom Fluß Volta an bis an diesen Archipel ist nicht an die Küste zu kommen. Eine Sandbank, an dem sich die Wellen des Oceans mit Heftigkeit zerschlagen, nöthigt die Seefahrer, die durch die Hoffnung des Gewinnstes in diese Gegend gezogen werden, sich der Boote und der Eingebohrnen des Landes zu bedienen, um ihre Ladungen ans Land zu senden, und dasjenige, was sie umtauschen, von daher zu erhalten. Ihre Schiffe landen ohne Gefahr in einem vortrefflichen Grund, drey oder vier Meilen von der Küste.

Der Fluß Benin, der Ueberfluß an Elfenbein und an Sklaven hat, führt auch Schiffe. Der Handel auf demselben ist fast gänzlich den Engländern in die Hände gefallen. Die Franzosen und die Holländer sind durch den Charakter der Landeseingebohrnen abgeschröckt worden, die weniger barbarisch, als die benachbarten sind, aber einen so sonderbaren Geschmack haben, daß man niemals weis, welche Waaren sie zum Umtausch annehmen wollen.

Nach dem Vorgebirge Formoso kömmt das neue und alte Kalbari. Die Küste liegt niedrig, wird sechs Monat lang im Jahr überschwemmt, und ist sehr ungesund; man findet nur verdorbenes Wasser daselbst; die Schiffbrüche ereignen sich dort häufig, und manchmal ist eine ganze

Schiffs-

Schiffsmannschaft das Opfer des veränderlichen Klima. So viel widrige Zufälle haben doch die brittischen Seefahrer nicht von dieser Küste abhalten können. Sie kaufen alle Jahre daselbst sieben bis acht tausend Schwarze, aber in sehr niedrem Preis. Die Franzosen, die ehedem selten an diesen Handelsplätzen landeten, fangen an, sich in größerer Anzahl dahin zu begeben. Die Schiffe, die mehr als 12 Fuß Wasser ziehen, sind gezwungen, nahe bey der Insel Panis Anker zu werfen, wo das Oberhaupt dieser barbarischen Gegenden sich aufhält, und ziemlich starken Handel hingezogen hat.

An dem Gabon gehen die Geschäfte viel stärker. Es ist ein großer Fluß, der eine unermeßliche Ebene bewässert, und der nebst vielen andern Flüssen, die weniger beträchtlich sind, eine Menge kleinerer oder größerer Inseln bildet, deren jede einen besondern Herrn hat. Es ist nicht bald ein reicheres, mehr überschwemmtes und ungesunderes Land. Die Franzosen, die mehr leichtsinnig als unternehmend sind, gehen, ungeachtet sie es nöthig hätten, wenig dahin. Die Portugiesen senden von den Prinzen- und St. Thomasinseln nur einige Schaluppen dahin. Die Holländer beziehen Elfenbein, Wachs und Farbholz daher. Die Engländer kaufen beynahe alle Sklaven, welche diese kleine Nationen, eine von der andern erobern, die immer einander zu zerstören bemüht sind. Es giebt dort keine große Niederlage, wo Auswechsel geschieht. Die Europäer sind gezwungen, sich mit ihren Schiffen fünfzig bis sechszig Meilen weit in diese ansteckenden

Moräste

Moräste zu wagen. Dieses verursacht eine ungemeine Langsamkeit, kostet einer Menge Matrosen das Leben, und verursacht vielen Mord. Diese Unglücksfälle würden aufhören, wenn auf der Papageyeninsel, die zehn Meilen von der Mündung des Flußes Gabon liegt, ein Hauptsammelplatz errichtet würde, weil daselbst grosse Schiffe landen können. Großbritannien versuchte es, ohne Zweifel mit dem Vorsatz, sich da zu verschanzen, und zu einem ausschließlichen Handel zu gelangen. Sein Agent wurde im Jahr 1769 ermordet, und die Sachen blieben wieder im alten Stande.

Man muß bemerken, daß die Slaven, die vom Benin, Kalbari und Gabon kommen, weit geringer geachtet sind, als die, so man anderwärts kauft. Auch liefern sie die Engländer, welche die schlechten Plätze mehr als andere Nationen besuchen, so viel es seyn kann, in fremde Kolonien. So ist der nördliche Theil von der Linie beschaffen.

Gegen Süden sind die Kaufplätze weniger häufig, aber gemeiniglich beträchtlicher. Der erste, der sich nach dem Vorgebirge Lope zeigt, ist Mayumba. Bis zu dieser Rhede ist das Meer unsicher, um zu landen. Eine Bucht, die zwey Meilen weit, und eine tief ist, giebt den Schiffen, die durch die Windstille und die Ströme, die in diesen Gegenden sehr gemein sind, beunruhiget werden, eine sichere Zuflucht. Die Landung ist dort leicht bey einem Fluß. Man kann glauben, daß das schlechte Klima und zu sumpfige

Gegend

Gegend die Europäer, und folglich auch die Afrikaner von diesem Ort entfernt. Wenn von Zeit zu Zeit einige Gefangene verkauft werden, so werden sie von den Engländern und Holländern, die sehr gewöhnlich daselbst ein rothes Farbholz laden, gekauft.

Am Vorgebirge Segundo ist eine andere sehr gesunde Bucht, die noch geräumiger und bequemer ist, als die von Mayumba. Man kann daselbst sicher und leicht wegen des Wassers und des Holzes sich aufhalten. So viele Vortheile würden wahrscheinlich einen großen Handel dahin gezogen haben, wenn der Zeitverlust und die Unkosten bis zum Ende einer so langen Erdzunge zu gelangen, nicht die Sklavenhändler ermüdet hätte.

Sie haben Loango vorgezogen, wo man acht oder neun hundert Ruthen weit vom Ufer bey drey bis vier Klafter tief Wasser, auf einem schlammigen Grund Anker wirft. Die Bewegung des Meers ist so stark, daß man nur mit Booten anländen kann. Die Handelshäuser der Europäer stehen auf einer Höhe, eine Stunde von der Stadt, die man für sehr ungesund hält. Daher kömmt es, daß, obwohl die Schwarzen dort wohlfeiler sind, daß, ob man schon in Ansehung der Waaren weniger Schwierigkeiten macht, die Seefahrer doch nie gern in Loango landen, als nur, wenn in den andern Seehäfen der Zulauf zu stark ist.

Zu Molembo müssen die Schiffe sich eine Stunde vom Ufer entfernt halten, und, um anzuländen, eine ziemlich gefährliche Sandbank überfahren. Die Geschäfte geschehen da auf einem sehr angenehmen Berg, der aber nicht leicht zu besteigen ist. Die Sklaven sind dort in größerer Anzahl und von besserer Beschaffenheit, als an dem übrigen Theil der Küste.

Die Bucht von Gabinde ist sicher und bequem. Das Meer ist daselbst ziemlich ruhig, daß man im Fall der Noth die Schiffe kalfatern könnte, wenn sie es nöthig haben. Man ankert vor den Häusern, und der Handel geschieht hundert und fünfzig Schritte vom Ufer.

Man hat schon lange gesagt, und wiederholt es unaufhörlich, daß das Klima mörderisch sey, sehr mörderisch in diesen drey Seehäfen, vorzüglich zu Loango. Laßt uns bemüht seyn, die Ursachen dieses Unglücks zu entwickeln, und sehen, ob sie unverbesserlich sind!

Das Gras, das am Ufer wächst, ist gemeiniglich vier bis fünf Fuß hoch. Es wird während der Nacht häufig mit Thau benetzt. Diejenigen Europäer, welche des Morgens durch diese Wiesen gehen, erfahren heftige und oft tödtliche Koliken, wenn man nicht ohne Verzug mit Brandtenwein die natürliche Wärme der Gedärme, die vermuthlich durch den Eindruck dieses Thaues erkältet sind, wieder herstellt. Sollte man nicht dieser Gefahr entgehen, wenn man sich von diesen Gewächsen so lange entfernte, bis daß die

Sonne

Sonne das auf ihre Zweige gefallene Gift zerstreut hätte.

An diesen Ufern ist das Meer ungesund. Seine Wellen, die gelblich, und mit Wallfischthran bedeckt sind, müssen die Schweißlöcher derjenigen stopfen, die sich da untertauchen. Dieß ist wahrscheinlich die Quelle der hitzigen Fieber, die eine so große Anzahl Matrosen wegnehmen. Um diese zerstörende Krankheiten zu entfernen, mag es vielleicht genug seyn, die Eingebohrnen des Landes die Dienste verrichten zu lassen, die man nicht, ohne ins Wasser zu gehen, thun kann.

Am Tag ist in diesen Gegenden eine erschröckliche Hitze; die Nächte sind feucht und kühl; der Wechsel ist nachtheilig. Man würde sich vor den schlimmen Folgen verwahren, wenn man Feuer in den Schlafzimmern anzünden wollte. Diese Vorsichtigkeit würde die zwey entgegen gesetzten Wirkungen näher zusammen bringen, und dem schlafenden Menschen die dienliche Temperatur verschaffen, der sich nicht in dem Verhältniß bedecken kann, als die Kühle der Nacht zunimmt.

Die Unthätigkeit und die Langeweile tödten die Schiffsmannschaft, die gemeiniglich vier oder fünf Monate an diesen Ufern zubringt. Man würde sie von dieser doppelten und beschwerlichen Last befreyen, wenn sie immer ein Drittheil, und wechselsweise auf dem Lande wäre. Die wenig mühsame Arbeit, die man ungeschickter Weise durch die Negern verrichtet, würde sie ohne Ermüdung beschäftigen.

Man

Man findet vielleicht, daß wir beständig für die Erhaltung des Menschen sorgen. Aber welcher Gegenstand soll uns ernstlicher beschäftigen? Das Gold und Silber, oder die Edelgesteine? Eine oder die andere schlechte Seele würde vielleicht so denken. Wenn sie die Kühnheit hätte, es in meiner Gegenwart zu gestehen, so würde ich ihr sagen: Ich weis nicht, wer du bist; aber die Natur hatte dich zum unumschränkten Herrn, zum Eroberer, oder zum Henker gebildet; denn sie hat dich aller Zuneigung zu deines gleichen beraubt. Geschieht es, daß wir in Ansehung der Erhaltungsmittel, die wir vorschlagen, fehlen, so kann man uns widerlegen; man kann etwas besseres ausfindig machen, und wir werden uns darüber freuen.

Indessen ist unser Zutrauen in die Rathschläge, die wir gegeben haben, desto größer, da sie auf Erfahrungen gegründet sind, die einer der verständigsten Seefahrer, die wir jemals gekannt haben, gemacht hat. Dieser geschickte Mann verlor in einem Jahr langen Aufenthalt zu Loango nur einen Bootsknecht, und selbst dieser Bootsknecht hatte blos die festgesetzte Ordnung verlassen.

Man findet in dem Lande von Angola einen sehr besondern allgemeinen Gebrauch, dessen Endzweck und Ursprung aber die Völker insgesammt nicht wissen. Die Könige dieser Provinzen dürfen europäische Waaren weder besitzen, noch berühren, ausgenommen Metalle, Waffen, hölzerne und elfenbeinerne Waaren. Es ist wahrscheinlich, daß einige ihrer Vorfahrer sich zu dieser Enthalt-

samkeit selbst verdammt haben, um die ungezähmte Leidenschaft ihrer Unterthanen für fremde Waaren zu vermindern. Wenn dieß der Beweggrund dieses Vorsatzes gewesen ist, so hat der Erfolg dieser Erwartung nicht entsprochen. Die niedrigste Klasse von Einwohnern berauscht sich mit unsern Getränken, wenn sie Mittel haben, sich solche zu verschaffen. Die Reichen, die Grossen, die Minister selbst bekleiden sich insgesammt mit unserer Leinwand und unsern Zeugen; nur tragen sie Sorge, diesen Staat abzulegen, wenn sie nach Hofe gehen, wo es nicht erlaubt ist, einen solchen blos den Despoten untersagten Luxus sehen zu lassen.

Von dem letztern Hafen an, von dem wir gesprochen haben, findet sich kein Ort mehr zum Landen, bis an den Zairo. Nicht weit von diesem Strom ist der Fluß Ambrith, in den einige Schiffe einlaufen, die aus Europa selbst dahin abgesandt werden. Beträchtliche Schiffe, die zu Loango, Molembo und Kabinde angelangt sind, senden auch zuweilen kleine Schiffe dahin, um Schwarze einzuhandeln, um ihren Aufenthalt an dieser Küste abzukürzen; aber die daselbst liegenden Schiffer leiden nicht allzeit diese Mitwerbung.

Diese Schwierigkeiten sind zu Massula, das für Schiffe unzugänglich ist, nicht zu befürchten. Die Engländer, die Holländer, die Franzosen, die ihren Handel in den beträchtlichen Seehäfen machen, senden ihre Schaluppen frey dahin, und fahren selten ohne einige Sklaven, die sie in einem mäßigern Preis, als auf den grossen Handelsplätzen erhalten haben, ab.

Nach

Nach Massula fangen die portugiesischen Besitzungen an, die sich an der Küste vom achten bis zum achtzehnten Grad südlicher Breite erstrecken, und oft hundert Meilen weit tief ins Land hinein gehen. Man theilt diesen großen Raum in verschiedene Provinzen ein, deren verschiedene Kantone durch lauter Oberhäupter regiert werden, die dem Hof zu Lissabon zinsbar sind. Sieben oder acht schwache Korps, jedes von 10 oder 12 Soldaten sind hinlänglich, so vieles Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Diese Neger sind als frey erkannt, aber die geringste Fehler stürzen sie in die Sklaverey. Mitten in ihren Wäldern an einem Ort, den man das neue Oeiras nennt, wurden vor wenigen Jahren reiche Eisenbergwerke entdeckt, deren Eisen an Güte alle andere auf dem Erdboden übertraf. Der Graf von Suza, damaliger Gouverneur des Landes, und itzt Abgesandter in Spanien, ließ sie bearbeiten, sie sind aber wieder verlassen worden, seitdem das Hauptland vom Joch der Tyranney zum Joch des Aberglaubens übergangen ist. Dieser thätige Befehlshaber erweiterte auch die Gränzen des seinem Befehl unterworfenen Reichs. Sein Ehrgeitz erregte in ihm den Wunsch, bis zu den reichen Erzgruben von Monomotapa zu gelangen, und seinen Nachfolgern den Weg, ihrer Eroberungen bis an die Besitzungen auszudehnen, die seine Nation am Mozambique hat, zu bahnen.

Andere mögen von der Möglichkeit oder der Unmöglichkeit, dem Nutzen oder vergeblichem Bemühen dieser Vereinigung urtheilen; uns ist genug, zu bemerken, daß die erste Niederlassung der Portugiesen nahe am Ocean, Bamba

sey, dessen Hauptbeschäftigung ist, Holz nach St. Paul von Loanda zu liefern.

Diese Hauptstadt des portugiesischen Afrika hat einen sehr guten Hafen. Er wird durch eine Sandinsel gebildet, und bey seiner sehr engen Einfahrt von regelmäßigen Befestigungen und einer Besatzung vertheidigt, die, wenn sie nicht aus Officieren und Soldaten bestände, die durch die Gesetze beschimpft, oder wenigstens Landesverwiesene wären, hinreichend seyn würde. Man zählt in der Stadt 7 bis 800 Weisse, und ungefähr 3000 Schwarze, oder freye Mulatten.

St. Philipp von Benguela, das der nemlichen Nation gehört, hat nur eine Rhede, wo das Meer oft sehr hoch steigt. Die Stadt, die viel weniger als St. Paul ist, wird durch ein schlechtes Kastell bedeckt, das die Schiffskanonen bald in Asche verwandeln würden. Man würde keinen hartnäckigen Widerstand von zwey oder dreyhundert Afrikanern erhalten, die es bewachen, und die selbst, wie in St. Paul gröstentheils in kleine ziemlich entfernte Posten vertheilt sind.

Zehn Meilen weiter, als St. Philipp, ist noch ein portugiesischer Platz, wo zahlreiche Heerden erzogen werden, und wo das nöthige Salz für die Völker, die dieser Krone unterworfen sind, gesammelt wird. Die Niederlassungen und der Handel der Europäer erstrecken sich nicht weit an der westlichen Küste von Afrika.

Die

Die portugiesischen Schiffe, die diese Ufer befahren, begeben sich alle nach St. Paul, oder nach St. Philipp. Diese Schiffe erhandeln in dem ersten dieser Handelsplätze eine größere Anzahl Sklaven, und in dem letztern stärkere Sklaven. Die meisten sind nicht vom Hauptlande, sondern von Brasilien aus abgeschickt, und fast einzig und allein von Rio-Janeiro. Da ihre Nation ein ausschließliches Privilegium ausübt, so zahlen sie diese unglücklichen Schwarzen nicht so theuer, als man sie anderswo verkauft. Sie bezahlen selbige an der Goldküste mit Toback und mit Kauris (Muschelmünze), die sie sich an dem gleichen Ort mit dem Toback verschaffen; und an der Küste von Angola mit Toback, mit Zuckerbrandenwein, und etwas grober Leinwand, das sie dagegen auswechseln.

XIX.

In welcher Menge, zu welchem Preiß, und mit welchen Waaren werden die Sklaven gekauft?

In den ersten Zeiten der Entdeckung des westlichen Afrika sahe dieser große Theil des Erdbodens seine Bevölkerung auf keine merkliche Art abnehmen, denn damals hatte man für seine Einwohner gar keine Beschäftigung. Aber in dem Maaß, als die Eroberungen und der Anbau sich vermehrte, brauchte man mehrere Sklaven. Dieses Bedürf-

niß hat nach und nach zugenommen; und seit dem Frieden vom Jahr 1763 hat man Guinea jährlich 80000 seiner unglücklichen Kinder entrissen. Nicht alle diese Unglücklichen sind in der neuen Welt angekommen. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge kann ein Achttheil derselben auf dem Weg umgekommen seyn. Zwey Drittheil dieser bedauernswürdigen Opfer unsers Geitzes sind von der nördlichen, das übrige von der südlichen Seite der Linie.

Anfänglich erhielt man sie überall sehr wohlfeil. Ihr Werth stieg nach und nach, und seit 15 Jahren auf eine merkliche Art. Im Jahr 1777 hat ein französischer Kaufmann deren in Molembo 530 kaufen lassen, welche ihn ohne die Ausrüstungskosten einer in den andern 583 Livres 18 Sols 10 Deniers a) gekostet haben. Zu gleicher Zeit ließ er 521 zu Portonovo nehmen, die er für 460 Liv. 10 Deniers b) erhielt.

Dieser Unterschied des Preises, den man als gewöhnlich ansehen kann, kömmt nicht von der schlechten Beschaffenheit der nördlichen Sklaven her. Sie sind vielmehr stärker, arbeitsamer, geschickter als die südlichen. Aber die Küste, wo man sie hernimmt, ist unbequemer und gefährlicher; man findet sie nicht immer daselbst, und kann die Reise vergeblich machen; um den Schiffen gesundes Wasser zu verschaffen, ist man gezwungen, an den Prinzeninseln, und der St. Thomasinsel zu landen; es kommen viele auf einer Fahrt

a) Oder 267 fl. 38 kr. b) Oder 210 fl. 51 kr.

Fahrt um, auf welcher so viele Winde, Windstillen und Ströme entgegen sind; ihr Charakter reitzt sie zur Verzweiflung und zur Aufruhr. Aus allen diesen Ursachen muß man sie in Afrika ein wenig wohlfeiler bezahlen, wenn sie schon ein wenig theurer in der neuen Welt verkauft werden.

Man setze, daß im Jahr 1777 achtzig tausend Sklaven, und alle in dem obgedachten Preis sind gekauft worden, so wären es 41,759,333 Livres 6 Sols 8 Deniers c), welche die afrikanischen Küsten für die abscheulichste aller Opfer empfangen hätten.

Der Sklavenhändler bekömmt dieses Geld nicht ganz. Die Abgaben, welche die Regenten in den Seehäfen, wo der Handel geschieht, angelegt haben, nehmen einen Theil weg. Ein Regierungsagent, der die Ordnung zu erhalten besorgt seyn muß, hat auch gewisse Einkünfte. Zwischen den Käufer und Verkäufern sind noch Mittelspersonen, deren Geschäft um so theurer geworden ist, als die Menge der europäischen Schiffe zugenommen, und die Anzahl der Schwarzen sich vermindert hat. Diese im Handel zufälligen Ausgaben sind nicht auf allen Handelsplätzen gleich, aber sie sind keinen grossen Veränderungen unterworfen, und sind überall beträchtlich.

Man bezahlt sie nicht mit Metalle, sondern mit unsern Erzeugnissen und Waaren. Ausser den Portugiesen bezahlen alle übrige Völker ihre Skla-

c) Oder 19,139,694 fl. 25 kr.

ven mit denselben Waaren. Sie bestehen in Säbeln, Flinten, Pulver, Eisen, Brandenwein, Nürnbergerwaaren, Teppichen, Glaswaaren, wollenen Zeugen, und vorzüglich ostindischer Leinwand, oder solcher, die in Europa nach der ostindischen Art verfertiget und gemacht ist. Die Nationen, die der Linie nordwärts wohnen, haben eine kleine weisse Muschel, die wir ihnen von den Maldiven herbringen, zu ihrer Münze angenommen. Jenseits der Linie fällt dieses Mittel zum Eintausch weg. Dort verfertigt man zum Zeichen des Werths ein kleines Stück Zeug aus Stroh, das anderthalb Schuh lang und einen breit ist, und 5 Sols (7 Kr.) unsers Gelds gilt.

XX.

Welche Völker kaufen Sklaven?

Die europäischen Nationen glaubten, daß es für ihren Handel nützlich sey, Niederlassungen im westlichen Afrika zu haben. Die Portugiesen, die der gemeinen Meynung nach zuerst dort angelangt waren, führten lange Zeit den Sklavenhandel ganz allein, weil sie allein in Amerika Kolonien angebaut hatten. Unglückliche Umstände unterwarfen sie Spanien, und sie wurden in allen Welttheilen von den Holländern angegriffen, welche die Fesseln, unter denen sie seufzten, zerrissen hatten. Die neuen Republikaner siegten ohne großen Gewalt über ein unterjochtes Volk, und

in

in Guinea mehr, als anderswo, wo keine Vertheidigungsanstalten getroffen waren. So bald aber Lissabon seine Unabhängigkeit wieder erhielt, so wollte es seine Besitzungen, die man ihm während seiner Sklaverey entrissen hatte, wieder erobern. Der gute Erfolg, den es in Brasilien hatte, machte ihre Seefahrer beherzt, ihre Flagge gegen Afrika zu wenden. Wenn sie nicht so glücklich waren, ihrem Vaterland alle seine vormaligen Rechte wieder zu verschaffen, so brachten sie doch wenigstens im Jahr 1647 wieder die große Gegend des Landes Angola unter ihre Bothmäßigkeit, wo sie bisher beständig Gesetze gegeben haben. Portugal besitzt in diesen weitläufigen Meeren noch einige minder oder mehr beträchtliche Inseln. Dieses sind die Reste, die dem Hof zu Lissabon von der ehedem errichteten Herrschaft, die sich von Ceuta an bis an das rothe Meer erstreckte, übrig geblieben sind.

Den Genuß der reichen Eroberungen, welchen die Holländer entrissen hatten, überließen sie der westindischen Gesellschaft, die sich derselben bemächtiget hatte. Dieser Alleinhandel errichtete Festungen; erhob Auflagen; eignete sich die Erkenntniß in allen Streitigkeiten zu; unterstand sich, alles, was er seinem Interesse zuwider hielt, mit dem Tode zu bestrafen; erlaubte sich sogar, alle europäischen Seefahrer, die er an diesen Ufern fand, deren Handel er sich ausschließlich zueignete, feindlich zu behandeln. Diese Aufführung richtete diese privilegirte Gesellschaft dermassen zu Grund, daß sie sich im Jahr 1730 gezwungen sahe, allen Versendungen dahin zu ent-

entsagen, die sie bis zu diesem Zeitpunkt ohne Nebenbuhler gemacht hatte. Sie behielt sich allein das Eigenthum der Festungen bevor, deren Vertheidigung und Unterhalt ihr jährlich 616,000 Livres a) kosten. Zu ihrer Versorgung mit Mundvorrath sendet sie alle Jahr ein Schiff dahin, wenn nicht die Kauffahrteyschiffe, die diese Küsten besuchen, es auf sich nehmen, für einen mäßigen Lohn denselben dahin zu führen. Bisweilen übt sie das Recht aus, welches sie sich vorbehalten hat, gegen eine Bezahlung von 79 Livres 4 Sols b) für die Ueberfahrt und den Unterhalt eines jeden 12 Soldaten auf jedem Schiff senden zu dürfen.

Die Direktoren der verschiedenen Handelshäuser können Sklaven kaufen, wenn sie 44 Liv. c) für den Kopf an die Gesellschaft, von der sie abhängen, bezahlen, aber sie sind verbunden, sie in Afrika selbst zu verkaufen, und die Gesetze verbieten ihm, sie für ihre Rechnung in die neue Welt zu senden.

Diese Gegenden stehen bis itzt allen Unterthanen der Republik offen. Die Verbindlichkeit, die sie dabey haben, besteht blos darinn, daß sie 46 Livres 14 Sols d) für jede Tonne, die ihr Schiff enthält, und drey vom hundert von allen Waaren, die sie aus Amerika nach Europa bringen, an die Gesellschaft bezahlen.

In

---

a) 282,333 fl. 20 kr.
b) 36 fl. 17 kr.
c) 20 fl. 10 kr.
d) 21 fl. 24 kr.

In der ersten Zeit der Freyheit beschäftigte der Handel mit Gold, Elfenbein, Wachs, rothem Holz und derjenigen Art Pfeffer, der unter dem Namen guineischer Pfeffer (Paradieskörner) bekannt ist, verschiedene Schiffe. Aber itzt schickt man dieser Gegenstände wegen keines mehr dahin, sondern sie werden zum Theil auf die Schiffe geladen, die man, um Schwarze zu holen, absendet.

Die Anzahl dieser Schiffe, die meistens von 200 Tonnen, und 28 bis 36 Mann Ausrüstung sind, stieg ehemals jährlich auf 25 oder 30, die 6 bis 7000 Sklaven einhandelte. Sie hat sehr abgenommen, seitdem der niedere Preis des Kaffees die Kolonien ausser Stand gesetzt hat, diese Ladungen zu bezahlen. Die Provinz Holland nimmt einigen Antheil an diesem schändlichen Gewerbe, die Provinz Zeeland betreibt es aber hauptsächlich.

Die unglücklichen Opfer dieses grausamen Geitzes werden in die verschiedenen Kolonien, welche die vereinigten Provinzen auf den Inseln oder dem festen Lande von Amerika haben, vertheilt. Man soll sie eigentlich öffentlich ausstellen, und einzeln verkaufen, aber diese Ordnung wird nicht immer beobachtet. Es geschieht sogar sehr oft, daß ein Seefahrer, während er seinen Verkauf macht, sich schon wegen des Preises vereinigt, in welchem er die Sklaven von der nächsten Fahrt liefern will.

Im Jahr 1552 erschien die englische Flagge das erstemal an den westlichen Küsten von Afrika. Die Kaufleute, die dahin handelten, schlossen 38 Jahre hernach eine Gesellschaft, welche man

nach

nach einem damals allgemeinen Gebrauch mit dem ausschließlichen Vorrecht versahe. Dieser Gesellschaft und ihren Nachfolgern wurden sehr oft ihre Schiffe durch die Portugiesen, und hernach durch die Holländer, die sich als Regenten dieser Gegenden ansehen, weggenommen, endlich aber machte der Frieden von Breda diesen tyrannischen Verfolgungen auf immer ein Ende.

Die englischen Inseln der neuen Welt fiengen damals an, eine Menge Sklaven zur Anbauung ihres Landes nöthig zu haben. Es war ein unfehlbares Mittel des Wohlergehens für die Gesellschaften, die diese Arbeiter herbeyzuschaffen den Auftrag hatten. Indessen richteten sich diese Gesellschaften, die mit äußerster Schnelligkeit auf einander folgten, alle zu Grund, und verspäteten durch ihre Nachläßigkeit und ihre Untreue den guten Fortgang der Kolonien, von welchen sich die Nation so grosse Vortheile versprochen hatte.

Der öffentliche Unwillen gegen eine solche Unordnung zeigte sich im Jahr 1697 auf eine so heftige Art, daß sich die Regierung gezwungen sahe, Privatpersonen die Fahrt nach dem westlichen Afrika nur unter der Bedingung zu gestatten, daß sie dem Monopol zehn vom hundert für die Unterhaltung der Festungen in diesen Gegenden bezahlen sollte. Das Privilegium selbst wurde in der Folge aufgehoben. Seit dem Jahr 1749 wurde dieser Handel unentgeltlich allen englischen Seefahrern offen, und die Schatzkammer allein hat die Staatsausgaben übernommen.

Nach dem Frieden vom Jahr 1763 hat Großbrittannien ziemlich regelmäßig alle Jahr 195

Schiffe

Schiffe an die guineischen Küsten gesandt, die zusammen 23000 Tonnen ausmachten, und mit 7 bis 8000 Menschen besetzt waren. Von Liverpool liefen ein wenig mehr, als die Hälfte aus. Die übrigen fuhren von London, Bristol und Lankaster aus. Sie handelten 40000 Sklaven ein. Der gröste Theil wurde in den englischen Inseln von Westindien, und im nördlichen Amerika verkauft. Was keinen Ausweg auf diese Handelsplätze gefunden hat, wurde heimlich oder öffentlich in die Kolonien anderer Nationen eingeführt.

Dieser große Handel ist nicht nach einförmigen Grundsätzen geführt worden. Der Theil der Küste, der am weißen Vorgebirge anfängt, und am rothen sich endigt, wurde im Jahr 1765 der unmittelbaren Aufsicht der Regierung unterworfen. Von diesem Zeitpunkt an bis ins Jahr 1778 machten die bürgerlichen und die Kriegsausgaben dieser Niederlassung eine Summe von 4,050,000 Livres a) aus; eine Summe, welche die Nation im Verhältniß die Vortheile, die sie bezog, für zu groß hielt.

Ein Ausschuß, den die Kaufleute selbst erwählt haben, und der aus neun Abgeordneten, drey von Liverpool, drey von London, und drey vom Bristol besteht, soll für die Handelshäuser, die vom rothen Vorgebirge an bis an die Linie verbreitet sind, Sorge tragen. Obschon das Parlement jährlich 4 bis 500,000 Livres b) zur Unters-

a) Oder 1,856,250 fl.

b) Oder 183,333 fl. 20 kr. bis 229,166 fl. 40 kr.

Unterhaltung dieser kleinen Festungen ausgesetzt hat, so sind doch die meisten in Verfall gerathen, aber die beschwerliche Landung vertheidigt sie von selbst. An dem übrigen Theil des westlichen Afrika haben die Engländer keine Handelshäuser mehr. Jeder Seefahrer handelt daselbst so, wie er es seinem Interesse am zuträglichsten glaubt, ohne sich Zwang anzuthun, oder besondern Schutz zu genießen. Da in diesen Seehäfen die Mitwerbung stärker ist, als in den andern, so haben sich die Seefahrer nach und nach davon entfernt; und kaum erhandeln sie jährlich 2000 Sklaven auf den Handelsplätzen, wo sie ehemals deren 12 bis 15000 einhandelten.

Es ist nicht wohl zu zweifeln, daß nicht die Franzosen vor ihren Nebenbuhlern an diesen Ufern erschienen sind; aber sie verlohren sie gänzlich aus dem Gesicht. Erst im Jahr 1621 fiengen sie wieder an, ihre Flagge daselbst zu zeigen. Die Niederlassung, die sie in diesem Zeitpunkt in Senegal errichteten, hatte einigen Zuwachs dem Schrecken zu danken, den im Jahr 1678 die siegreichen Waffen Ludwigs XIV. einflößten. Dieser Anfang einer Macht wurde unter der Regierung seines Nachfolgers der Raub eines furchtbaren Feindes. Andere Handelshäuser, die nach und nach errichtet, und in den Händen des Monopols unnütz geworden, waren schon verlassen. Auch ist aus Mangel dieser Häuser der Handel dieser Nation für ihre reichen Kolonien immer unzureichend gewesen. Selbst da er am stärksten gieng, brachte er ihnen doch jährlich nur 13 bis 14000 Sklaven zuwege.

Die

Die Dänen ließen sich in diesen Gegenden vor mehr als einem Jahrhundert nieder. Eine ausschließende Gesellschaft übte daselbst ihre Rechte mit derjenigen Grausamkeit aus, davon selbst die gesittetesten Europäer so oft Beyspiele in diesen unglücklichen Weltgegenden gegeben haben. Ein einziger ihrer Agenten hatte das Herz, den Grausamkeiten zu entsagen, welche die Gewohnheit als rechtmäßig hatte ansehen machen. Der Ruhm seiner Güte, und das Zutrauen in seine Rechtschaffenheit war so groß, daß die Schwarzen hundert Meilen weit herkommen, ihn aufzusuchen. Ein Regent einer entfernten Gegend schickte ihm seine Tochter mit Gold und Sklaven, um einen Enkelsohn von diesem Schilderop zu erhalten. Dieß war der Name dieses an allen Küsten von Nigritien geschätzten Europäers. O Tugend! du lebst noch in der Seele dieser Elenden! die verdammt sind, unter den Tiegern zu wohnen, und unter der Tyranney der Menschen zu seufzen! Sie haben also doch ein Herz, das fähig ist, die sanften Züge der wohlthätigen Menschlichkeit zu fühlen! Edler und großmüthiger Däne! welcher Monarch empfieng jemals ein so reines, ein so ruhmwürdiges Opfer, als dasjenige war, was dich deiner Nation hat erhalten sehen? Und an welchen Orten? Auf einem Meer, auf einem Land, welches drey Jahrhunderte durch, auf immer durch das schändliche Gewerbe von Laster und Unglück, durch den Austausch der Menschen gegen Waffen, durch den Verkauf der Kinder von ihren Eltern befleckt worden ist. Man hat nicht Thränen genug, dergleichen Abscheulichkeiten zu beweinen; und doch diese Thränen sind unnütz!

Im Jahr 1754 wurde der Handel nach Guinea allen Einwohnern freygelassen, mit der Bedingung, daß sie 12 Livres a) für jeden Neger, den sie in die dänischen Inseln der neuen Welt einführen würden, bezahlen sollten. Diese Freyheit schränkte sich auf den jährlichen Einkauf von 500 Sklaven ein. Eine solche Unthätigkeit brachte die Regierung zu dem Entschluß, im Jahr 1765 dem Anerbieten eines Fremden Gehör zu geben, der diesem elenden Handel die nöthige Ausdehnung zu geben versprach, und man befreyte ihn von der Auflage, mit der er bisher belastet war. Der neue Versuch war gänzlich unglücklich, weil der Urheber des Projekts zur Ausführung seiner Unternehmungen niemals mehr als 170000 Thaler zusammen bringen konnte. Man mußte im Jahr 1776 wieder zu dem eilf Jahre vorher verlassenen System zurückkehren.

Christiansburg und Friedrichsburg sind die einzigen ein wenig befestigten Handelsplätze; die übrigen sind blosse Handelshäuser. Für die Summe von 53,160 Livres b) unterhält die Krone in den fünf Niederlassungen 62 Mann, darunter einige Schwarze sind. Wenn die Magazine hinlänglich versorgt wären, so wäre es leicht, jährlich 2000 Sklaven zu erhandeln. Bey dem gegenwärtigen Zustand der Dinge kauft man deren kaum 1200, die meistens an andere Nationen abgegeben werden, weil sich keine dänische Schiffe zeigen, um sie aufzunehmen.

Es

---

a) Oder 5 fl. 30 kr.
b) — 24,365 fl. — —

Es ist nicht wohl voraus zu sehen, welche Grundsätze Spanien bey den Verbindungen, die es mit Afrika eingehen dürfte, befolgen wird. Diese Krone erhielt nach und nach, bald öffentlich bald heimlich, seine Sklaven von den Genuesern, den Portugiesen, den Franzosen und den Engländern. Um sich aus dieser Abhängigkeit zu wickeln, ließ es sich von dem Hof zu Lissabon in den Traktaten vom Jahr 1777 und 1778 die Inseln Anaboe und Fernando del Po, die alle beyde sehr nahe bey der Linie, die eine gegen Süden, die andere gegen Norden liegen, abtretten. Die erstere hat nur einen sehr gefährlichen Hafen, und zu wenig Wasser für die Schiffe auf sechs Meilen herum. Zwey hohe Berge nehmen den grösten Theil ihres Raums ein. Die dicken Wolken, die sie beynahe bedecken, unterhalten in den Thälern eine Kühle, die sie zum Anbau fähig machten. Man sieht daselbst einige hundert Schwarze, deren Arbeit eine kleine Anzahl Weisse durch eine große Menge Schweine, Ziegen und Geflügel erhält. Der Verkauf von etwas Baumwolle verschafft die übrigen in enge Gränzen geschlossenen Bedürfnisse. Der andere Platz hat weniger innern Werth, weil man da keine Rhede von keiner Art findet, und seine Einwohner sehr wild sind; allein die Nachbarschaft von Kalbari und Gabon werden ihn zu der vorhabenden Absicht brauchbarer machen.

Indessen darf das spanische Ministerium nicht glauben, daß es genug sey, einige Besitzungen in Guinea zu haben, um sich Sklaven zu verschaffen. Ursprünglich war dieß wirklich der Zustand dieses schändlichen Gewerbes. Jede europäische

Nation durfte damals nur seine Handelsplätze befestigen, um fremde Kaufleute davon abzuhalten, und um die Eingebohrnen des Landes zu zwingen, nur ihren eigenen Seefahrern zu verkaufen; aber wenn diese kleine Gegenden nichts mehr zu liefern hatten, so verzog sich der Handel, weil die Innern des Landes über die freyen Häfen erwählten, wo sie ihre Käufer wählen konnten. Der Nutzen so vieler Niederlassungen, die mit so grossen Kosten errichtet waren, hat sich mit Erschöpfung der Gegenstände dieses Handels verloren.

XXI.

Art und Weise, wie man bey dem Einkauf, bey der Behandlung und bey dem Verkauf der Sklaven verfahren. Betrachtungen über diesen Gegenstand.

Aus der Schwierigkeit, Sklaven zu bekommen, entspringt natürlich die Gewohnheit, kleine Schiffe zu ihrer Fortschaffung zu gebrauchen. Zu der Zeit, da eine kleine nahe an der Küste liegende Strecke Landes in vierzehn Tagen oder drey Wochen eine Ladung lieferte, sparte man dabey, wenn man grosse Schiffe hatte, denn man konnte Sklaven, die alle eine Sprache redeten, verstehen, verpflegen und trösten. Heut zu Tage, da sich jedes Schiff kaum sechszig bis achtzig Sklaven monatlich verschaffen kann, welche zwey bis drey hundert Meilen weit hergebracht werden, von den

Beschwerden einer so langen Reise erschöpft sind; fünf bis sechs Monate lang im Angesicht ihres Vaterlandes auf den Schiffen bleiben müssen; alle verschiedene Sprachen reden; in der Ungewißheit des Schicksals, das sie erwartet, leben; und das Vorurtheil immer den Gedanken haben, daß die Europäer sie fressen, und ihr Blut trinken: da muß ihnen die Langeweile allein den Tod, oder Krankheiten verursachen, die wegen der Unmöglichkeit, die Kranken von den Gesunden abzusondern, ansteckend werden. Ein kleines Schiff hingegen, das zwey bis drey hundert Neger führen kann, vermeidet wegen der kurzen Zeit, die es sich an der Küste aufhält, den grösten Theil der Zufälle und des Verlusts, die ein Schiff von von fünf bis sechs hundert Sklaven auszuhalten hat.

Es giebt noch andere Mißbräuche, und Mißbräuche von der äußersten Wichtigkeit, die bey dieser von Natur ungesunden Schiffahrt abgeändert werden müssen. Diejenigen, die sich darauf legen, begehen gemeiniglich zwey Hauptfehler. Die Unternehmer sehen mehr auf die Größe, als auf den Gang ihrer Schiffe, und hierinn werden sie durch ihre eigene Habsucht betrogen; denn das verlängert nothwendig die Reisen, deren Dauer man aus allen möglichen Gründen so sehr einschränken sollte, als möglich. Ein noch größere Ungelegenheit besteht darinn, daß man von Europa zu allen Zeiten dahin absegelt; obgleich die Regelmäßigkeit der Winde und Ströme die rechte Zeit, in diesen Gewässern anzulangen, bestimmt.

Dieser schlimme Gebrauch hat den Unterschied zwischen der großen und kleinen Fahrt veranlaßt. Die kleine Fahrt ist die geradeste und kürzeste. Sie ist bis an den entferntesten Hafen, wo die Sklaven zu haben sind, nur achtzehn hundert Meilen lang. Man kann sie vom Anfang Septembers bis zu Ende Novembers in fünf und dreyßig bis vierzig Tagen zurücklegen, weil alsdann die Winde und Ströme von Anfang der Fahrt bis zum Ende günstig. Sie läßt sich auch wohl im December, Januar und Februar, aber mit weniger Sicherheit und Glück unternehmen.

Diese Gewässer sind vom Anfang des März bis zu Ende Auguste nicht mehr schiffbar. Man müßte alsdann beständig gegen gewaltige Ströme, die einen nordwärts treiben, und gegen den Südostwind, der unabänderlich weht, kämpfen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie sich in der Jahrszeit von den Küsten entfernt halten, in die offenbare See steuern, und zwischen Afrika und Brasilien, bis gegen den sechs oder acht und zwanzigsten Grad südlicher Breite segeln, und sich alsdann der Küste von Guinea nähern müßte, um etwa hundert und fünfzig bis zwey hundert Meilen windwärts des Hafens, wo man landen will, im Angesicht der Küste zu kommen. Diese Fahrt beträgt zwey tausend fünf hundert Meilen, und erfodert neunzig bis hundert Tage, um sie zurückzulegen.

Ohne die Länge dieses Wegs zu rechnen, nimmt derselbe die zum Handel und zur Rückkehr günstige Zeit hin. Die Schiffe werden von Windstillen

stillen befallen, durch ungünstige Winde aufgehalten, durch Ströme fortgerissen, das Wasser mangelt, Lebensmittel verderben, die Sklaven bekommen den Scharbock. Andere eben so traurige Unfälle vermehren noch die Gefahr dieser Lage. Die nordwärts der Linie gebohrnen Neger sind den Pocken ausgesetzt, welche durch eine sehr sonderbare, die Gefahr aber sehr vermehrende Beschaffenheit dieser Nation selten vor dem vierzehnten Jahre bey ihnen ausbrechen. Wenn diese Seuche in ein noch vor Anker liegendes Schiff dringt, so giebt es bekannte Mittel, die Heftigkeit derselben zu hemmen. Aber ein damit in seinem Wege nach Amerika befallenes Schiff verliert oft seine ganze Ladung Neger. Diejenigen, die der Linie südwärts gebohren sind, haben statt dieser Krankheit eine andere, die in einer Art von Eiterbeulen besteht, deren Gift zur See durchbricht, und schlimmer wird, die sich aber niemals aus dem Grund heilen läßt. Vielleicht sollte die Arzneykunde die doppelte Wirkung der Pocken auf die Neger beobachten, daß sie nemlich diejenigen verschonen, die jenseits des Aequators gebohren sind, und die andern niemals in der Kindheit befallen; denn durch die Menge und Verschiedenheit der bemerkten Wirkungen gelingt es manchmal, die Ursachen der Krankheiten zu errathen, und ihre Gegenmittel zu finden.

Obschon alle Nationen, die nach Afrika handeln, die Erhaltung ihrer Sklaven auf der Fahrt gleichwichtig ist, so tragen sie doch nicht alle auf gleiche Art Sorge dafür. Sie stimmen darinn überein, daß sie ihnen Moorbohnen, mit ein wenig

Reis vermischt zur Nahrung geben; aber in andern Stücken gehen sie von einander ab. Die Engländer, die Holländer und die Dänen halten die Mannsleute öfters auch die Frauenleute strenge in den Fesseln. Die Schwäche der Mannschaft auf ihren Schiffen zwingt sie zu dieser Strenge. Die Franzosen gestatten eine größere Freyheit, weil sie zahlreicher sind; sie nehmen drey oder vier Tage nach der Abfahrt allen die Fesseln ab. Alle mit einander, und zumal die Engländer sind zu nachsichtig gegen den Umgang ihrer Matrosen mit den Sklavinnen: diese Unordnung ist Schuld an dem Tod von drey Viertheilen unter denjenigen, welche die Fahrt nach Guinea jährlich aufreibt. Nur die Portugiesen sind während der Fahrt vor Empörungen und andern Unglücksfällen gesichert. Dieser Vortheil ist eine Folge der Vorsorge, die sie hegen, nur freygelassene Neger zu ihrem Schiffsvolk zu nehmen. Die durch die Reden und den Zustand ihrer Landsleute ruhig gestellte Sklaven machen sich eine ziemlich günstige Vorstellung von dem Schicksal, das ihrer wartet. Ihre Beruhigung macht, daß man beyden Geschlechtern den Trost schenkt, zusammen zu wohnen; allein bey andern Fahrzeugen würde diese Geselligkeit die schröcklichsten Folgen nach sich ziehen.

Der Verkauf der Sklaven geschieht im ganzen Amerika auf einerley Weise. Der Engländer, der auf dem allgemeinen Markt alles ohne Unterschied eingekauft hat, was ihm vorgekommen ist, schlägt seine Ladung im Ganzen los. Ein einziger Kaufmann ersteht sie ganz. Die Landeigen-

thümer

thümer kaufen sie nachher einzeln. Was sie nicht haben wollen, wird entweder durch den Schleichhandel, oder mit Erlaubniß in die fremden Pflanzörter geschafft. Dort werden die Käufer mehr durch den geringen Preis des Neger gereitzt, als durch seine schlechte Beschaffenheit abgeschröckt, und so geht er ab. Man wird aber auch einmal hierinn klüger werden.

Die Portugiesen, die Holländer, die Franzosen, die Dänen, die keinen Abgang für hinfällige und gebrechliche Sklaven wissen, nehmen dergleichen in Guinea niemals an. Alle vereinzeln ihre Ladungen, so wie die Eigenthümer der Pflanzungen es verlangen. Der Kauf wird entweder auf baar Geld, oder auf Kredit geschlossen.

XXII.

Elender Zustand der Sklaven in Amerika.

Man glaubt und sagt in Amerika gern, daß die Afrikaner aller Vernunft sowohl als aller Tugend unfähig sind. Eine ganz unleugbare Begebenheit kann dazu dienen, den Werth dieser Meynung zu bestimmen.

Ein englisches Fahrzeug, das im Jahr 1752 nach Guinea handelte, ward genöthigt, seinen Wundarzt da zu lassen, weil er wegen seines schlechten Gesundheitszustandes die See nicht vertragen konnte. Murray arbeitete an seiner Wieder

herstellung, als ein holländisches Schiff an die Küste kam, Schwarze, die aus Neugierigkeit an Bord desselben gegangen waren, in Fesseln schlug, und sich schleunig mit seinem Raub davon machte.

Diejenigen, die an dem Schicksal dieser Unglücklichen Theil nahmen, laufen voller Erbitterung über eine so schwarze Verrätherey, augenblicklich zum Cudjok, der sie an der Thüre anhält, und sie fragt, was sie suchen. Den Weißen, den du im Haus hast, rufen jene, er muß getödtet werden, denn seine Brüder haben unsere Brüder geraubet. Die Europäer, die unsere Mitbürger fortgeschleppt haben, sind Barbaren, erwiederte der edelmüthige Wirth, tödtet sie, wenn ihr sie findet. Aber derjenige, der bey mir wohnt, ist ein guter Mensch, er ist mein Freund; mein Haus ist ein Kastel, ich bin sein Soldat, und will ihn vertheidigen. Ehe ihr bis zu ihm gelanget, müßt ihr vorher mich erlegen. O meine Freunde! Welcher rechtschaffene Mann würde wohl bey mir einkehren wollen, wenn ich litte, daß meine Wohnung mit dem Blut eines Unschuldigen besudelt würde? Diese Worte besänftigten den Zorn der Schwarzen; sie begaben sich über das Vorhaben, mit dem sie gekommen waren, beschämt hinweg; und einigen Tage nachher bezeugten sie dem Murray selbst, wie sehr sie sich glücklich schätzten, daß sie ein solches Verbrechen nicht vollzogen hätten, welches ihnen ewige Gewissensunruhe verursacht hätte.

Aus dieser Begebenheit kann man urtheilen, daß die Afrikaner in der neuen Welt durch die ersten Eindrücke, die sie dort empfangen, zu guten oder bösen Eigenschaften bestimmt werden. Mehrere Erfahrungen setzen die Sache ausser Zweifel. Diejenigen, die einem menschlichen Herrn zu Theil fallen, nehmen sich seiner Angelegenheiten von selbst an. Sie erhalten unvermerkt die Gesinnungen und die Neigungen des Hauses, dem sie zugehören. Diese Ergebenheit geht bisweilen bis zum Heldenmuth. Ein portugiesischer Sklave, der in die Wälder geflüchtet war, kam, da er hörte, daß sein ehemaliger Herr eines Meuchelmords beschuldigt wäre, zurück, klagte sich selbst der That vor Gericht an, stellte sich statt des Schuldigen in Verhaft, brachte falsche aber gerichtliche Beweise seiner vorgegebenen Missethat vor, und ließ die Todesstrafe an sich vollziehen. Handlungen, die so erhaben sind, müssen selten seyn. Hier ist eine weniger heldenmäßige, aber schätzbare That.

Ein Pflanzer von St. Domingo hatte einen verbannten Sklaven, dem er immer mit einer nahen Freyheit schmeichelte, und sie ihm doch niemals gewährte. Je mehr dieser Günstling seine Kräfte anstrengte, sich brauchbar zu machen, je fester wurden seine Fesseln, weil er je länger je unentbehrlicher wurde. Gleichwohl verlohr er die Hoffnung nicht, aber er beschloß, den gewünschten Zweck auf eine andere Art zu erreichen.

In einigen Quartieren der Insel müssen die Neger für ihre Kleidung und Unterhalt selbst sorgen.

Damit

Damit sie aber diesen Bedürfnissen eine Genüge thun können, so giebt man ihnen ein gewißes Stück Landes, und täglich zwey Stunden, es anzubauen. Diejenigen unter ihnen, die thätig und verständig sind, suchen nicht nur ihren Unterhalt aus ihrer kleinen Pflanzung zu ziehen, sondern auch einen Ueberrest, der ihnen in der Folge ein kleineres oder größeres Glück versichert.

Ludwig Desroulaux, den seine Absichten sehr arbeitsam und sehr sparsam machte, hatte bald mehr als hinlänglichen Vorschuß, um sich loszukaufen. Er bot ihn, als den Werth für seine Freyheit, die ihm so oft versprochen worden, an. Ich habe zu viel mit dem Blut meiner Brüder gehandelt, sagte sein Herr mit Güte zu ihm, du bringst mich zur Selbsterkenntniß, sey frey! Alsbald verkaufte dieser Mann, dessen Herz mehr ausgeartet, als verdorben war, seine Pflanzungen, und schiffte sich nach Frankreich ein.

Um in seine Provinz zu gelangen, mußte er durch Paris reisen. Er wollte sich nur ein wenig dort aufhalten; aber die vielfachen Vergnügungen, welche ihm diese prächtige und reitzende Hauptstadt darbot, hielten ihn zurück, bis er auf eine thörichte Art, die durch lange und glückliche Arbeiten erlangte Reichthümer verschwendet hatte. In seiner Verzweiflung hielt er es für weniger demüthigend, in Amerika diejenigen, die ihm ihre Beförderung zu danken hatten, um ihre Freundschaft zu bitten, als in Europa die Unterstützung derer zu verlangen, die ihn zu Grund gerichtet hatten.

Seine

Seine Ankunft am Kap Francois verursachte allgemeines Erstaunen. Seine Lage wurde nicht sobald daselbst bekannt, als sich alles von ihm entfernte. Alle Häuser waren für ihn verschlossen, kein Herz öffnete sich zum Mitleiden. Er war gezwungen, ganz abgesondert, düstere Tage in der Schande, die auf die Armuth, und besonders die verdiente Armuth folgen, zuzubringen, als er den Ludwig zu seinen Füßen liegen sahe. Würdigen sie, sagte dieser edle Freygelassene zu ihm, würdigen sie das Haus ihres Sklaven, es anzunehmen; man wird sie da bedienen, man wird ihnen da gehorchen; man wird sie da lieben. Da er bald hernach merkte, daß die Hochachtung, die man gegen Unglückliche trägt, daß die Schätzung, die man Wohlthätern erzeigt, seinen ehemaligen Herrn nicht glücklich machten, so nöthigte er ihn, nach Frankreich zu gehen, um da zu leben. Meine Erkenntlichkeit wird ihnen dahin nachfolgen, sagte er zu ihm, indem er seine Knie umfaßte. Hier ist eine Verschreibung von 1500 Liv. *) jährlicher Einkünfte, die ich sie anzunehmen beschwöre. Dieses neue Merkzeichen ihrer Güte wird meine Tage mit Trost erfüllen.

Der Gehalt ist allzeit von diesem Zeitpunkt an vorausbezahlt worden. Einige freundschaftlichen Geschenke haben ihn immer von St. Domingo nach Frankreich begleitet. Der Geber und der Empfänger lebten im Jahr 1774 noch beyde. Möchten sie noch lange Zeit der eine und der andere diesem stolzen undankbaren und ausgearteten Jahrhundert zum Muster dienen! Ver-

*) Oder 687 fl. 30 kr.

Verschiedene des Ludwig Desroulaux seiner ähnliche Handlungen haben das Herz einiger Kolonisten gerührt. Manche hätten wohl Lust, wie der Ritter William Gooch, Gouverneur von Virginien zu sagen, als man ihm vorwarf, daß er einem Neger dankte, der ihn gegrüßt hatte: es wäre mir leid, wenn ein Sklave höflicher als ich wäre.

Aber es giebt Barbaren, die das Mitleiden für eine Schwachheit halten, und ein Vergnügen daran finden, die Ruthe der Tyranney immer aufgehoben zu halten. Dank sey es dem Himmel, sie werden durch die Nachläßigkeit, die Betrügerey, das Entweichen und den Selbstmord der traurigen Schlachtopfer ihrer Habsucht dafür gestraft. Man sieht einige dieser Unglücklichen, zumal die von la Mina her ihrem Leben stolz ein Ende machen, in der Versicherung, daß sie nach ihrem Tode in ihrem Vaterlande, welches sie für das schönste Land in der Welt halten, wieder auferstehen werden. Die Rachbegierde flößte andern noch schröcklichere Mittel ein. Da sie von Jugend auf in der Kunst, Gifte zu bereiten, welche, so zu sagen, unter ihren Händen wachsen, erfahren sind, so gebrauchen sie dieselbe, um die Ochsen, die Pferde, die Maulthiere, die Mitgesellen ihrer Sklaverey, alle Geschöpfe, die zum Anbau der Ländereyen ihrer Unterdrücker dienen, ums Leben zu bringen. Um allen Verdacht von sich entfernt zu halten, versuchen sie ihre Grausamkeit an ihren Weibern, an ihren Kindern, an ihren Geliebten, kurz an allem, was ihnen das theuerste ist. In diesem erschröcklichen Vorsatz der Verzweiflung schmecken sie das doppelte Vergnügen, ihr Geschlecht von einem

Joch

Joch zu befreyen, das abscheulicher ist, als der Tod selbst, und ihren Tyrannen in einen Zustand der äußersten Armuth zu versetzen, der dem ihrigen nahe kömmt. Die Furcht vor den Strafen thut ihnen keinen Einhalt. Ihr Gemüth ist selten so beschaffen, daß es tief in die Zukunft hinein schaut; und außerdem sind sie gewiß versichert, daß sie ihr Geheimniß, trotz aller Marter, bey sich verwahren werden. Aus einem der unerklärlichen Widersprüche des menschlichen Herzens, die man aber bey wilden und erleuchteten Völkern findet, vereinigen die Neger mit ihrer natürlichen Feigheit eine unerschütterte Standhaftigkeit. Dieselbe Organisation, die sie vermöge der Trägheit ihres Geistes und der Erschlaffung ihrer Fiebern der Sklaverey unterwirft, giebt ihnen unerhörte Kraft und Muth, um eine außerordentliche That zu verrichten. In ihrem ganzen Leben sind sie feige, und Helden auf einen Augenblick. Man hat es erlebt, daß sich einer dieser Unglückseligen die Hand mit der Axt selbst abgehauen hat, lieber, als seine Freyheit dadurch zu erkaufen, daß er das niederträchtige Amt eines Henkers verrichtete. Ein anderer wurde ohne Strenge für einen geringen Fehler, den er nicht begangen hatte, auf die Folter gebracht. Seine Rache brachte ihn dahin, sich der ganzen Familie seines Unterdrückers zu bemächtigen, und sie auf das Hausdach zu bringen. Der Tyrann will in seine Wohnung zurückkommen, das kleinste seiner Kinder wird ihm zu den Füssen geworfen. Er sieht über sich, aber um das zweyte fallen zu sehen. Auf den Knien und voll Verzweiflung bittet er zitternd um das Leben des dritten. Der Fall dieses dritten

Zweigs

Zweigs seines Bluts, den der Neger selbst begleitete, lehrt ihn, daß er nicht mehr Vater ist, und nicht würdig ist, es zu seyn.

Indessen ist nichts erschröcklichers, als der Zustand des Negers im ganzen amerikanischen Archipelagus. Er wird zuvörderst durch das unauslöschliche Siegel der Sklaverey beschimpft, indem man mit einem glühenden Eisen den Namen oder das Zeichen seines Tyrannen auf seinen Arm oder seine Brüste brennt. Eine enge, ungesunde, aller Bequemlichkeit entblößte Hütte ist seine Wohnung. Sein Bette ist eine Hurde, die den Körper eher zerschlägt, als ihm Ruhe verschaft. Einige irrdene Töpfe, einige hölzerne Schüsseln machen seinen ganzen Hausrath aus. Die grobe Leinwand, die einen Theil seiner Blöße deckt, schützt ihn weder vor der unerträglichen Hitze des Tages, noch vor der gefährlichen Kühle der Nacht. Was man ihm an Maniok, an gesalzenem Rindfleisch, Stockfischen, Früchten und Wurzeln giebt, ist kaum hinreichend, sein trauriges Leben zu erhalten. Von allem beraubt, ist er unter einem brennenden Himmelsstrich, und unter der immer aufgehobenen Peitsche eines unmenschlichen Verwalters zu einer beständigen Arbeit verdammt.

Europa erschallt seit einem Jahrhundert von den gesundesten und erhabensten moralischen Grundsätzen. Die brüderliche Liebe gegen alle Menschen ist auf die rührendste Art in unsterblichen Werken vorgetragen. Man ist unwillig über die geistlichen und weltlichen Grausamkeiten unserer wilden Voreltern, und wendet seine Blicke von diesen abscheu-

scheulichen und blutigen Jahrhunderten ab. Diejenigen unserer Nachbarn, welche von den barbarischen Staaten mit Fesseln belegt sind, werden von uns durch Hülfe und Mitleiden unterstützt. Selbst eingebildetes Unglück entreißt uns in der Stille unsers Kabinets, und vorzüglich auf dem Theater Thränen. Nur das unglückliche Schicksal der Neger ist uns gleichgültig. Man tyrannisirt, man verstümmelt, man verbrennt, man ermordet sie; und wir hören es mit kaltem Blut, und ohne Rührung sagen. Die Qualen eines Volks, dem wir unsere Wollüste zu verdanken haben, dringen nie an unser Herz.

Der Zustand dieser Sklaven ist zwar in den Kolonien überall höchst betrübt, allein mit einiger Verschiedenheit. Diejenigen, die eine große Strecke Landes besitzen, geben ihnen gemeiniglich ein Stück Landes, das zur Befriedigung aller ihrer Bedürfnisse hinreichen muß. Einen Theil des Sonntags und die wenige Zeit, die sie an den andern Tagen von der Essenszeit abbrechen können, dürfen sie zum Anbau desselben anwenden. In den enger eingeschränkten Inseln giebt der Einwohner selbst die Nahrungsmittel her, die größtentheils übers Meer herkommen. Unwissenheit, Geitz oder Armuth haben in einigen Kolonien ein Mittel für den Unterhalt der Neger zu sorgen eingeführt, das für den Landbau sowohl, als für die Menschen verderblich ist. Man schenkt ihnen den Sonnabend oder einen andern Tag, um sich entweder durch Arbeiten in den benachbarten Pflanzungen, oder durch Plünderung derselben so viel zu verschaffen, als sie zum Unterhalt auf die ganze Woche brauchen.

Außer diesem Unterschied, der aus der Lokalbeschaffenheit der amerikanischen Inseln entspringt, hat noch jede europäische Nation ihre eigene Art, den Sklaven zu begegnen. Der Spanier gebraucht sie zu Gefährten seiner Trägheit; der Portugiese zu Werkzeugen seiner schändlichen Lüste; der Holländer zu Schlachtopfern seines Geitzes; in den Augen des Engländers sind dieß blos physische Wesen, die man ohne Nothwendigkeit weder gebrauchen, noch mißbrauchen muß; niemals aber macht er sich mit ihnen gemein, niemals lächelt er ihnen zu, oder spricht mit ihnen. Man könnte sagen, daß er befürchte, sie merken zu lassen, daß die Natur zwischen ihnen und ihm einige Züge der Gleichheit gemacht habe. Auch wird er von ihnen gehaßt. Der Franzos, der nicht so stolz, nicht so verachtungsvoll ist, geht mit den Afrikanern einigermassen so um, als mit sittlichen Wesen; und diese Unglückseligen, gerührt von der Ehre, daß man ihnen fast wie vernünftigen Geschöpfen begegnet, scheinen zu vergessen, daß ein Herr, der ungeduldig verlangt, Vermögen zu erwerben, fast immer das Maaß ihrer Arbeiten übertreibt, und es ihnen oft an Lebensunterhalt fehlen läßt.

Selbst die Meynungen der Europäer haben einen Einfluß auf das Schicksal der Neger in Amerika. Die Protestanten, die den Bekehrungsgeist nicht haben, lassen sie in der mahometanischen Religion, oder in der Abgötterey, worinn sie gebohren sind, leben, unter dem Vorwand, daß es schändlich wäre, seine Brüder in Christo in der Sklaverey zu halten. Die Katholiken halten

sich

sich für verbunden, ihnen einigen Unterricht zu geben, und sie zu taufen; aber ihre christliche Liebe erstreckt sich nicht weiter, als bis auf ihre Gebräuche einer Taufe, die für Menschen, welche sich vor der Höllenpein nicht fürchten, weil sie, wie sie sagen, in diesem Leben daran gewöhnt sind, nichtig und eitel seyn muß.

Alles macht sie gegen diese Furcht unempfindlich; sowohl die Plagen der Sklaverey, als die Krankheiten, denen sie in Amerika unterworfen sind. Zwey sind ihnen eigen, der Pian und das Magenweh. Die erste Wirkung des letztern besteht darinn, daß ihre Haut und Gesichtsfarbe olivenfarbig wird. Ihre Zunge wird weiß; ein unüberwindlicher Schlaf übermannt sie; sie sind unmächtig; zur geringsten Thätigkeit unfähig. Es ist dieß eine gänzliche Vernichtung, ein Hinsinken der Maschine. In diesem Zustand ist der Mensch so muthlos, daß er sich lieber todt schlagen läßt, als daß er sich bewegt. Bey dem Eckel vor gelinden und heilsamen Nahrungsmitteln befindet sich eine Art von Leidenschaft vor allem, was salzig oder gewürzt ist. Die Beine schwellen, die Brust wird voll Schleims; wenige kommen davon. Die meisten ersticken endlich, nachdem sie sich mehrere Monate unter vielen Schmerzen abgezehrt haben.

Ein dick gewordenes Geblüt, welches die Quelle aller dieser schmerzhaften Zufälle zu seyn scheint, kann aus verschiedenen Ursachen entspringen. Eine der vornehmsten ist unstreitig der Verdruß, welcher Menschen befallen muß, die man mit Gewalt

ihrem Vaterland entreißt; die sich als Missethäter fest schließen sehen; die sich auf einmal sechs bis acht Wochen auf dem Meere befinden; die aus dem Schooß einer geliebten Familie unter die Ruthe eines unbekannten Volks tretten, von dem sie die grausamsten Martern erwarten. Eine für sie neue, und an sich eben nicht angenehme Nahrung eckelt ihnen während der Fahrt. Die Nahrungsmittel, die man ihnen bey ihrer Ankunft auf den Inseln ertheilt, sind weder gut noch zureichend. Dasjenige, das ihnen vorzüglich bestimmt ist, der Maniok ist an sich selbst sehr gefährlich. Er tödtet die Thiere, die davon essen, sehr schnell, wenn sie schon aus einem in der Natur zu gewöhnlichen Widerspruch darnach begierig sind. Wenn diese Wurzel nicht die nemliche Wirkung auf die Menschen macht, so kömmt es nur daher, weil sie selbige erst alsdann genießen, wenn ihnen durch Zubereitung alles Gift benommen worden ist. Aber wie nachläßig wird diese Zubereitung besorgt werden, wenn es nur für Sklaven gehört?

Die Kunst sucht schon lange Zeit Mittel gegen diese Magenkrankheit. Nach vielen Versuchen hat man dafür gehalten, daß nichts besser sey, als den Schwarzen, die damit befallen sind, drey Unzen von dem Saft des kriechenden Kürbis mit einer ungefähr gleichen Gabe einer Art Melde (Atriplex), die in den Inseln unter dem Namen Jargon bekannt ist, zu geben. Diesem Getränke läßt man ein Laxiermittel vorausgehen, das aus einem halb Quintgen Gummiguttä in Milch oder Honigwasser aufgelößt gemacht ist.

Der

Der Pian, die zweyte den Negern eigene Krankheit, die sie aus Afrika nach Amerika mitbringen, ist angebohren, und wird auch durch Ansteckung fortgepflanzt. Beyde Geschlechter bekommen sie. In jedem Alter wird man davon angegriffen, jedoch vorzüglich in der Kindheit und in der Jugend. Die Greisen haben selten Kräfte genug, die lange und heftige Behandelung, die sie erfordert, auszuhalten.

Man kennt vier Arten des Pians, mit grossen und kleinen Blasen, den linsenförmigen, und endlich den rothen, den gefährlichsten unter allen.

Der Pian greift alle Theile des Leibes, vorzüglich des Gesichts an. Er zeigt sich durch rothe körnige Flecken, die wie Erdbeere aussehen. Diese Flecken gehen endlich in schändliche Geschwüre über, welche zulezt die Beine angreifen, überhaupt ist wenig Schmerz dabey.

Das Fieber befällt diejenigen selten, die den Pian haben. Sie essen und trinken wie gewöhnlich, aber sie haben eine fast unüberwindliche Abneigung vor aller Bewegung, ohne welche gleichwohl keine Heilung zu hoffen ist.

Der Ausbruch dauert ungefähr drey Monate. Während dieses langen Zeitraums nährt man den Kranken mit Gersten, mit Reis, das ohne Fett oder Butter gekocht ist, und giebt ihm zum Getränke nichts als Wasser, in welchem man eines von diesen Gewächsen hat aufkochen lassen. Er muß übrigens sehr warm gehalten, und allen

Bewegungen ausgesetzt werden, welche die Ausdünstung am meisten begünstigen.

Endlich kömmt der Zeitpunkt, wo der Kranke purgieren, baden, und das Queckſilber innerlich, und durch Einreiben gebrauchen muß, bis es einen gelinden Speichelfluß erregt. Man unterſtützt die Wirkung dieſes allein heilenden Mittels durch Getränke, die aus ſchweißtreibenden Hölzern oder Pflanzen bereitet ſind. Sie müſſen ſogar lange Zeit, wenn die Kur ſchon für geendigt gehalten wird, fortgeſetzt werden.

Das Geſchwür, das während der Behandelung zum Ausfluß dient, ſchließt ſich nicht allzeit am Ende der Krankheit. Man heilt es nachher mit rothem Queckſilberniederſchlag, und einer erweichenden Salbe.

Die Neger haben eine beſondere Art, ihre Geſchwüre auszutrocknen. Sie legen Kienruß darauf, der mit ein wenig Limonien- oder Citronenſaft vermiſcht iſt.

Alle aus Guinea kommende, oder auf den Inſeln gebohrne Neger, männlichen oder weiblichen Geſchlechts bekommen den Pian einmal in ihrem Leben; das iſt eine Art von innerm Gift, das heraus muß; aber es iſt ohne Beyſpiel, daß ein einziger ihn zum zweytenmal bekommen hätte, wenn er aus dem Grund geheilt worden iſt. Die Europäer bekommen dieſe Krankheit, ungeachtet des häufigen, ja man kann wohl ſagen, täglichen Umgangs, den ſie mit den Negerinnen haben,

haben, nicht, oder fast niemals. Letztere säugen die weißen Kinder, und stecken sie mit dem Pian nicht an. Wie kann man diese Thatsätze, die ungezweifelt sind, mit dem System, das die Arzneykunde über die Natur dieser Krankheit angenommen haben mag, vereinbaren? Warum soll der Keim das Blut und die Haut der Neger nicht einem ihrem Geschlecht eigenen Gift unterworfen seyn? Vielleicht liegt der Grund dieser Krankheit in dem Grund ihrer Farbe; ein Unterschied zieht andere nach sich. Kein Wesen, keine Eigenschaft ist ganz allein vor sich in der Natur.

Allein diese Krankheit sey, wie sie wolle, so ist es ausgemacht, daß vierzehn bis fünfzehnmal hundert tausend Schwarze, die heut zu Tag in den Pflanzörtern der neuen Welt verbreitet sind, allein noch der unglückliche Ueberrest von acht oder neun Millionen Sklaven, die dahin gebracht worden, sind. Diese erschröckliche Verwüstung kann durch das Klima, das dem afrikanischen sehr nahe kömmt, nicht bewirkt werden, und noch weniger durch Krankheiten, die nach dem Geständnisse aller Beobachter wenige Schlachtopfer hinreißen. Ihre Quelle muß in der Behandelung der Sklaven liegen. Ließe sich die wohl nicht verbessern?

XXIII.

Wie man den Zustand der Sklaven erträglicher machen könnte.

Der erste Schritt zu dieser Verbesserung bestände darinn, daß man den natürlichen und sittlichen Menschen kennen lernte. Diejenigen, welche die Schwarzen an barbarischen Ufern kaufen; diejenigen, welche sie nach Amerika bringen, und zumal diejenigen, welche über ihre Arbeit gebieten, glauben, von Standes und oft der eigenen Sicherheit wegen dazu verpflichtet zu seyn, diese Unglücklichen zu unterdrücken. Die Seele der Verwalter ist jeder Empfindung von Mitleiden verschlossen, kennt keine andere Triebfedern, als Furcht und Gewalt, und braucht sie mit aller Unmenschlichkeit einer erbettelten Herrschaft. Wenn die Eigenthümer der Pflanzungen aufhörten, die Sorge für ihre Sklaven für zu gering zu achten, und sich einem Geschäfte unterzögen, das in allem Betracht eine Pflicht für sie ist, so würden sie bald diese grausamen Irrthümer ablegen. Die Geschichte aller Völker würde ihnen beweisen, daß man die Sklaverey wenigstens gelinde machen muß, wenn sie einträglich seyn soll; daß die Gewalt die innere Widerspenstigkeit der Seele nicht hemmet; daß der Vortheil des Herrn es erfordert, daß der Sklav Lust zum Leben habe; und daß man nichts mehr von ihm zu erwarten hat, sobald er sich nicht mehr vor dem Tod fürchtet.

Dieser aus der eigenen Empfindung geschöpfte Lichtstrahl würde viele Veränderungen nach sich ziehen. Man würde der Nothwendigkeit nachgeben, Wesen, die zur mühesamsten Knechtschaft verdammt sind, von der man seit dem schändlichen Ursprung der Sklaverey gehört hat, auf eine schickliche Art zu ernähren, zu kleiden, und unter Dach zu bringen. Man würde einsehen, daß es der Natur nach unmöglich ist, daß diejenigen, die nicht den geringsten Nutzen von ihrem Schweiß genießen, die nur durch fremden Schweiß thätig sind, so viel Einsicht, Sparsamkeit, Thätigkeit, und Kraft haben sollten, als der Mensch, der das ganze Einbringen seiner Arbeit genießt, und der keiner andern Leitung, als seinem eigenen Willen folgt. Nach und nach käme man zur jener politischen Mäßigung, die darinn besteht, die Arbeiten zu sparen, die Strafen zu lindern, dem Menschen einen Theil seiner Rechte wieder zu schenken, um desto sicherer den Zoll der Pflichten, die man ihm auferlegt, zu empfangen. Der Erfolg von dieser weisen Sparsamkeit wäre die Erhaltung einer großen Menge von Sklaven, die von den durch Verdruß oder Betrübniß entstandenen Krankheiten hingeraft werden. Weit gefehlt, daß man das Joch, dem sie unterliegen, erschweren sollte, würde man suchen, den Gedanken desselben zu dämpfen, ja sogar zu vertreiben, indem man einen natürlichen Geschmack begünstigte, der den Negern eigen scheint.

Ihre Organen sind ganz besonders gegen die Macht der Musik reizbar. Ihr Gehör ist so richtig, daß in ihren Tänzen ihrer hundert auf

einmal bey dem Takt eines Lieds aufspringen, und mit einem Schlag niederfallen. Sie hängen, so zu sagen, an der Stimme eines Sängers, an der Saite eines Instruments; eine Erschütterung der Luft ist die Seele aller dieser Körper, ein Ton setzt sie in Bewegung, hebt sie in die Luft, läßt sie wieder fallen. Bey ihren Arbeiten ist die Bewegung ihrer Arme und ihrer Füße immer nach dem Takt. Alles, was sie thun, geschieht singend, und immer so, als tanzten sie. Die Musik belebt bey ihnen den Muth, erweckt die Trägheit. Man sieht an allen Muskeln ihres immer nackenden Körpers den Ausdruck dieser außerordentlichen Empfindsamkeit gegen die Harmonie. Sie sind Dichter und Tonkünstler, und unterwerfen die Worte immer dem Gesang, indem sie sich die Freyheit nehmen, die Worte zu verlängern und abzukürzen, um sie einer Melodie anzupassen, die ihnen gefällt. Rührt ein Gegenstand, eine Begebenheit einen Neger, gleich macht er ein Lied darauf: und dieß ist auch zu allen Zeiten der Ursprung der Dichtkunst gewesen. Drey oder vier Worte, die wechselsweise durch den Sänger und die Umstehenden chorweise wiederholt werden, machen manchmal das ganze Gedicht aus: aus fünf bis sechs Takten besteht das ganze Lied. Wunderbar muß es scheinen, daß einerley Lied, wenn es gleich weiter nichts, als eine beständige Wiederholung derselben Töne ist, sie zwey ganze Stunden lang beschäftigen, und arbeiten oder tanzen macht: es hat für sie und selbst für die Weissen nicht das Langweilige der Einförmigkeit an sich, das aus solchen Wiederholungen entspringen sollte. Diese Art von Vergnügen

gnügen entspringt aus dem Feuer und dem Ausdruck, den sie in ihre Gesänge legen. Ihre Melodien sind fast immer in zwey Viertel Takt. Keine hat etwas stolzes an sich. Dasjenige, welche die Zärtlichkeit ausdrücken sollen, enthalten eher etwas schmachtendes. Selbst die allerlustigsten führen einen Anstrich von Schwermuth mit sich. Das ist für empfindsame Seelen die stärkste Art des Genußes.

Eine so lebhafte Neigung könnte in geschickten Händen ein großes Triebrad werden. Man würde sich desselben bedienen, um Feyerlichkeiten, Spiele, Preise anzustellen. Diese mit Einsicht vertheilten Belustigungen würden die bey Sklaven so gewöhnliche grobe Dummheit verhindern, ihre Arbeiten erleichtern, und sie vor dem verzehrenden Gram verwahren, der sie aufreibt, und ihr Leben abkürzt. Nachdem man für die Erhaltung der aus Afrika hergebrachten Schwarzen gesorgt hätte, müßte man auf die denken, die auf den Inseln selbst gebohren sind.

Die Neger sind es nicht, die sich in den Fesseln ihrer Sklaverey nicht vermehren wollen. Allein die Grausamkeit ihrer Herren hat es wissen dahin zu bringen, das Verlangen der Natur zu vereiteln. Wir verlangen von den Negerweibern so harte Arbeiten vor und nach ihrer Schwangerschaft, daß ihre Leibesfrucht nicht zur Reife gedeiht, oder die Niederkunft nicht lange überlebt. Man sieht sogar bisweilen Mütter, die durch die Züchtigungen, welche ihnen die Schwachheit ihres Zustandes zuzieht, zur Verzweiflung getrieben werden, ihre

Kinder

Kinder aus der Wiege reisſten, um ſie in ihren Armen zu erſticken, und ſie mit einer Rache und mitleidsvollen Wuth aufopfern, damit ſie grauſamen Herren nicht in die Hände fallen. Dieſe ſchwarze That, deren ganze Abſcheulichkeit auf die Europäer zurückfällt, wird dieſen vielleicht die Augen öffnen. Ihr Gefühl wird durch ihren beſſer überlegten Vortheil wieder aufgeweckt werden. Sie werden einſehen, daß ſie mehr dabey verlieren, als gewinnen, wenn ſie die Menſchheit immer ſo mit Füßen tretten; und wenn ſie ja nicht die Wohlthäter ihrer Sklaven werden, ſo hören ſie doch wohl auf, ihre Henker zu ſeyn.

Vielleicht entſchließen ſie ſich noch einmal, den Müttern, welche eine anſehnliche Anzahl Kinder bis ins ſechste Jahr werden erzogen haben, die Feſſeln abzunehmen. Nichts gleicht dem Reitze der Freyheit für des Menſchen Herz. Wären die Negerſklavinnen durch die Hoffnung eines ſo großen Vortheils belebt, nach welchem alle trachten, den aber wenige erhalten würden, ſo träte bey ihnen der tugendhafte Wetteifer, Kinder zu erziehen, deren Anzahl und Erhaltung ihnen einen ruhigen Zuſtand verſchaffen ſollte, an die Stelle der Nachläßigkeit und des Laſters.

Nachdem die Europäer kluge Maaßregeln werden getroffen haben, um ihren Pflanzungen nicht die Vortheile einer faſt unglaublichen Fruchtbarkeit zu rauben, ſo werden ſie darauf denken, den Anbau, durch die Bevölkerung und ohne fremde Mittel zu unterhalten und zu erweitern. Alles ermuntert ſie, dieſes leichte und natürliche Verfahren einzuführen.

Es giebt einige Mächte, deren Besitzungen in den amerikanischen Inseln täglich weitere Gränzen erhalten, und es giebt keine einzige, bey der die Masse von Arbeit nicht unaufhörlich zunimmt. Diese Ländereyen verlangen also täglich eine größere Anzahl Arme zu ihrer Urbarmachung. Afrika, von wo aus die Europäer die Bevölkerung ihrer Kolonien besorgen, liefert ihnen allmählig weniger Menschen, liefert ihnen schwächere, und verkauft sie dabey theurer. Diese Quelle von Sklaven wird sich mit der Zeit immer mehr und mehr erschöpfen. Aber wäre auch diese Veränderung im Handel so eingebildet, als sie nahe zu seyn scheinet, so bleibt es nichts desto weniger erwiesen, daß eine große Menge dieser aus einer entfernten Gegend hergeholten Sklaven auf der Fahrt oder in dem neuen Welttheile stirbt; daß sie in Amerika auf einen sehr hohen Preis zu stehen kommen; daß es ihrer sehr wenige giebt, deren gewöhnliches Lebensziel nicht abgekürzt; und daß die meisten unter denjenigen, die ein unglückseliges Alter erreichen, von sehr eingeschränkten Fähigkeiten, von Jugend auf zum Müßiggang gewöhnt, oft zu den Geschäften, wozu man sie bestimmt, sehr ungeschickt, und beständig voll Verzweiflung sind, daß sie auf ewig von ihrem Vaterland getrennt leben müssen. Wenn uns unser Gefühl nicht betrügt, so müßten Ackersleute, die in den Inseln von Amerika selbst gebohren wären, beständig ihre erste Luft athmeten, die man ohne andere Unkosten, als eine eben nicht theure Nahrung, erzogen hätte; die ihre Väter von Jugend auf zur Arbeit selbst bildeten; und die besondere Einsicht und Geschick zu allen Künsten besäßen:

diese Ackersleute müßten, sage ich, verkauften, aus ihrem Vaterland verpflanzten und immer gezwungenen Sklaven vorzuziehen seyn.

Das Mittel, die in der Kolonie gebohrnen Schwarzen an die Stelle der ausländischen zu gebrauchen, bietet sich von selbst dar. Man braucht dazu nur die schwarzen Kinder zu pflegen, die auf den Inseln gebohren werden; diese Menge von Sklaven, die ihre Unnützlichkeit, ihre Lüderlichkeit, die Ueppigkeit und den Uebermuth ihrer Herren in allen Städten und Häfen Europens zur Schau herumtragen, in die gehörigen Werkstätte zusammen zu bringen; und zumal von den Seefahrern, die nach den Küsten von Afrika hinsegeln, zu verlangen, daß sie in ihren Ladungen eine gleiche Anzahl Manns- und Weibspersonen zusammenbringen, oder sogar etliche Jahre hindurch mehr Frauenspersonen einhandeln sollen, um desto eher dem Mangel des Verhältnisses zwischen beyden Geschlechtern abzuhelfen.

Letztere Vorsicht würde allen Schwarzen den Genuß der Liebesfreuden verschaffen, und sie auf diese Art trösten und vermehren. Diese Unglückseligen werden dann die Last ihrer Ketten vergessen, und wieder wie neu gebohren werden. Sie sind grösstentheils den schwarzen Frauensleuten, die ihnen Liebe und Sklaverey zu Gefährtinnen gegeben haben, bis in Tod getreu; sie begegnen ihnen mit dem Mitleiden, das sie Unglückseligen wechselseitig, selbst aus der Härte ihres Schicksals schöpfen, sie erleichtern ihnen die Last ihrer Arbeit, sie betrüben sich wenigstens mit ihnen,

wenn

wenn die Mutter wegen übermäßiger Arbeit, oder Mangel an Nahrung ihrem Kind weiter nichts, als eine versiegte, oder von ihren Thränen feuchte Brust reichen kann. Die Negerinnen sind, ob man es ihnen gleich nicht zur Pflicht macht, keusch zu seyn, doch unwandelbar in ihren Verbindungen, wenn sie nicht die Eitelkeit von den Weißen geliebt zu werden wankelmüthig macht. Zum Unglück ist dieß eine Versuchung zur Untreue, der sie nur gar zu oft Gelegenheit haben, zu unterliegen.

Diejenigen, welche die Ursache dieses Geschmacks an Negerweibern, der bey Europäern so unnatürlich scheint, gesucht, haben sie in der Beschaffenheit der Himmelsluft gefunden, die unter der heißen Zone unwiderstehlich zur Liebe reitzt; in der Leichtigkeit ohne Zwang, und ohne anhaltende Aufwartungen diese unüberwindliche Neigung zu vergnügen; in einem gewissen starken Reitz von Schönheit, den man bald an den Negerinnen findet, sobald sich das Auge an ihre gewöhnt hat, zumal in einem Temperamentsfeuer, das ihnen die Macht giebt, die feurigsten Entzückungen einzuflößen und zu empfinden. Auch rächen sie sich, so zu sagen, wegen der demüthigenden Abhänglichkeit ihres Standes, durch die zügellosen Leidenschaften, die sie bey ihren Herren erregen; und unsere Buhlerinnen in Europa verstehen die Kunst, ein großes Vrrmögen zu verzehren, und die Besitzer an den Bettelstab zu bringen, nicht besser, als die Negerweiber. Aber die Afrikanerinnen haben den Vorzug vor den Europäerinnen, in ihrer wahren Leidenschaft für die Männer, von denen sie gekauft werden. Mehr als

einmal

einmal hat man der Treue ihrer Liebe das Glück verdanken müssen, Verschwörungen zu entdecken, und zu verhüten, durch welche alle Unterdrücker unter dem Messer ihrer Sklaven gefallen wären. Diese Strafen hätten freylich diese nichtswürdigen Räuber der Güter und der Freyheit so vieler Völker durch ihre gedoppelte Tyranney wohl verdient.

XXIV.

Ursprung und Fortgang der Sklaverey. Erdichtete Gründe, sie zu rechtfertigen. Antwort auf diese Gründe.

Denn wir wollen uns hier nicht so weit erniedrigen, die schimpfliche Reihe jener Schriftsteller zu vermehren, die ihre Gaben dazu verwenden, durch die Staatskunst dasjenige zu rechtfertigen, was die Sittenlehre verwirft. In einem Jahrhundert, wo so vielen Irrthümern muthig die Larve abgerissen wird, wäre es schändlich, Wahrheiten, die der Menschlichkeit wichtig sind, zu verschweigen. Wenn alles, was wir gesagt haben, nur darauf hinauszulaufen scheint, die Last der Sklaverey zu vermindern, so geschahe es darum, weil man Unglücklichen, die man nicht befreyen kann, nur erst suchen muß, zu helffen; weil wir den Unterdrückern selbst beweisen mußten, daß sie auf Kosten ihres eigenen Vortheils grausam wären. Aber indessen, bis grosse Veränderungen diese Wahrheiten in ihrem ganzen Licht dar-

darthun, wird es nöthig seyn, daß wir uns weiter erheben. Laßt uns im Voraus beweisen, daß keine Staatsursache die Sklaverey rechtfertigen könne. Wir wollen uns nicht scheuen, die Regierungen, die diese Grausamkeit gestatten, oder die nicht einmal erröthen, sie zur Grundlage ihrer Macht zu machen, vor den Richterstuhl der ewigen Wahrheit und Gerechtigkeit zu fordern.

Die Sklaverey ist derjenige Zustand des Menschen, der durch die Gewalt oder Bedingnisse das Recht auf seine Person verloren hat, und über den ein Herr, wie über sein Eigenthum befehlen kann.

Dieser verhaßte Zustand war in den ersten Zeiten unbekannt. Die Menschen waren alle einander gleich; aber diese natürliche Gleichheit dauerte nicht lange. Da noch keine regelmäßige Regierung errichtet war, um die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten; als damals noch keine einträgliche Gewerbe vorhanden waren, welche erst der Fortschritt in der Sittenbildung unter den Nationen seitdem eingeführt, so bemächtigten sich die stärksten und geschicktesten bald der besten Ländereyen, und die schwächsten und unfähigsten wurden gezwungen, sich denjenigen zu unterwerfen, die sie ernähren oder vertheidigen konnten. Diese Abhänglichkeit war erträglich, denn da die alten Sitten sehr einfach waren, so fand sich wenig Unterschied zwischen einem Herrn und seinem Diener. Ihre Kleidung, ihre Nahrung, ihre Wohnung waren nicht sehr verschieden. Wenn bisweilen der ungestümme und gewaltthätige Oberste, wie es

die

die Wilden gemeiniglich sind, sich der Wildheit seines Charakters überließ, so war dies eine vorbeyrauschende Sache, die den gewöhnlichen Zustand der Dinge nicht veränderte. Es stand aber nicht lange an, so bekam diese Ordnung eine andere Wendung. Diejenigen, die Befehle gaben, gewöhnten sich leicht, zu glauben, daß sie einer erhabnern Natur wären, als diejenigen, die ihnen gehorchten. Sie entfernten sie von sich, und erniedrigten sie. Diese Verachtung hatte traurige Folgen. Man gewöhnte sich, diese Unglücklichen als Sklaven zu betrachten, und sie wurden es auch. Ein jeder gebot darüber, so wie er es seinen Vortheilen oder Leidenschaften am zuträglichsten fand. Ein Herr, der ihrer Arbeit nicht mehr benöthiget war, verkaufte, oder vertauschte sie. Derjenige, der ihre Anzahl vermehren wollte, ermunterte sie, sich zu vermehren.

Als die Gesellschaften stärker und zahlreicher, und die Künste und der Handel bekannt wurden, so fand der Schwache eine Stütze bey seiner Obrigkeit, und der Arme eine Quelle in den verschiedenen Zweigen des Fleißes. Der eine und der andere entrissen sich allmählig der Art von Nothwendigkeit, in welcher sie sich befunden hatten, die Fesseln anzunehmen, um sich Unterhalt zu verschaffen. Der Gebrauch, sich der Macht eines andern zu unterwerfen, wurde von Tag zu Tag seltener, und die Freyheit wurde endlich als ein kostbares und unwandelbares Gut angesehen.

Indessen legten die Gesetze, die noch unvollkommen und wild waren, einige Zeit die Beschwerde

der

der Dienstbarkeit auf. Da zur Zeit einer tiefen Unwissenheit die Genugthuung für den Beleidigten der einzige Zweck war, den sich ein falscher Begriff vom Ansehen bildete, so überlieferte man dem Ankläger diejenigen, die in Ansehung seiner die Grundsätze der Gerechtigkeit verletzt hatten. Die Gerichtsstühle entschlossen sich in der Folge zu Absichten von ausgebreiteterm Nutzen. Jedes Vergehen schien ihnen mit Recht ein Angriff gegen die Gesellschaft; und der Verbrecher wurde der Sklave des Staats, welcher über ihn auf die dem gemeinen Wesen vortheilhafteste Art Befehle gab. Damals gab es keine andere mehr, als Kriegsgefangene.

Bevor eine Macht errichtet war, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, waren die Zänkereyen unter den Gliedern häufig, und der Ueberwinder ermangelte selten, den Ueberwundenen der Dienstbarkeit zu unterwerfen. Diese Gewohnheit erhielt sich lange Zeit bey den Zwistigkeiten von Nation zu Nation; weil jeder Streitende sich auf seine eigene Kosten ins Feld stellte, so blieb er Herr über diejenigen Gefangenen, die er selbst gemacht hatte, oder über diejenigen, die ihm bey Theilung der Beute als Belohnung seiner Thaten gegeben wurden. Als aber die Armeen Miethlinge geworden waren, eigneten sich die Regierungen, welche allen Kriegsaufwand auf sich nahmen, und allen Gefahren des Erfolgs ausgesetzt waren, die Beuten des Feindes zu, unter welcher die Gefangenen immer den wichtigsten Antheil ausmachten. Man mußte damals Sklaven vom Staat, oder von benachbarten und wilden Nationen

kauffen. Dieß war die Gewohnheit der Griechen, der Römer, und aller Völker, welche durch diesen unmenschlichen und barbarischen Gebrauch ihre Freudenfeste vergrößern wollten.

Europa verfiel wieder in die Verwirrung der ersten Zeit, als die nordischen Völker den Koloß, welchen eine kriegerische und staatskundige Republik mit so vielem Ruhm errichtet hatte, über den Haufen warfen. Diese Barbaren, welche Sklaven in ihren Wäldern gehabt hatten, vermehrten sie erstaunlich in den Provinzen, die sie überfielen. Man unterwarf nicht nur diejenigen der Knechtschaft, welche mit bewaffneter Hand gefangen worden waren, sondern dieser erniedrigende Zustand wurde auch vielen Bürgern zu Theil, die ruhig in ihren Hütten die Künste des Friedens betrieben. Doch war die Anzahl der freyen Menschen die beträchtlichste in den unterjochten Gegenden, so lange die Eroberer der Regierung treu blieben, die sie zu setzen für nöthig fanden, um ihre neuen Unterthanen im Zaum zu halten, und um sie vor fremden Einfällen zu sichern. Sobald aber diese besondere Einrichtung, welche aus einer gemeiniglich zerstreuten Nation nur eine immer bestehende Armee machte, ihre Kräfte verloren hatte; sobald jene glücklichen Verhältnisse, welche den geringsten Soldaten dieses mächtigen Körpers mit ihrem König oder General vereinigte, aufgehört hatten, so entstand das System einer allgemeinen Unterdrückung. Es war kein merklicher Unterschied mehr zwischen demjenigen, die ihre Unabhängigkeit erhalten hatten, und zwischen denen, die seit langer Zeit in der Dienstbarkeit seufzten.

Es

Es sey, daß die freyen Menschen die Städte bewohnten, oder auf dem Land lebten, so fanden sie sich allzeit auf einem herrschaftlichen Gut, oder auf den Ländereyen eines Barons. Alle Besitzer der Lehngüter behaupteten zu dieser Zeit der Anarchie, daß ein Bürgersmann, wer er auch sey, nur Gnadengüter besitzen könne, die ursprünglich von ihrer Freygebigkeit herkämen. Dieses Vorurtheil, das ausschweifendste, das vielleicht jemals das menschliche Geschlecht beleidigt hat, setzte dem Adel in den Kopf, daß er niemals ungerecht handeln könne, welche Verbindlichkeit auch er diesen niedrigen Wesen auferlege.

Nach diesen Grundsätzen sollte es ihnen nicht erlaubt seyn, sich ohne Verabschiedung von dem Gut zu entfernen, auf dem sie gebohren werden. Sie konnten nicht über ihr Vermögen, weder durch Testamente, noch auch sonst bey ihren Lebzeiten schalten; und ihr Landesherr war der nothwendige Erbe, sobald sie keine Kinder hinterließen, oder daß diese Kinder auf einem andern Gebiete wohnten. Die Freyheit, ihren Kindern Vormünder zu geben, war ihnen geraubt; und die Freyheit, zu heyrathen, wurde nur denjenigen zugestanden, welche die Erlaubniß erkaufen konnten. Man befürchtete so stark, daß die Völker sich über ihre Rechte und ihren Vortheil aufklären möchten, daß die Gunst, lesen lernen zu zu dürfen, eine von denjenigen war, die man am schwersten erhielt. Man zwang sie zu den niedrigsten Frohndiensten. Die Abgaben, die ihnen auferlegt wurden, waren willkührlich, ungerecht, unterdrückend, aller Arbeitsamkeit und allem Fleiß

entgegen. Sie waren verbunden, ihren Tyrannen, wenn er ankam, frey zu halten. Ihre Lebensmittel, ihre Fahrniß, ihre Heerden, alles wurde sodann geplündert. War ein Handel einmal angefangen, so durfte er nimmer gütlich beygelegt werden, weil diese Beylegung dem Landesherrn die Rechte und die Vortheile des Urtelspruchs geraubt hätte. Aller Umtausch zwischen Privatpersonen war zu der Zeit verboten, wenn der Besitzer des Lehnguts selbst Lebensmittel, die er eingeerndtet, oder auch gekauft hatte, verkaufen wollte. So war die Unterdrückung beschaffen, unter welcher diejenige Klasse des Volks seufzte, die am wenigsten übel behandelt war. Wenn einige dieser Plagen, deren Schilderung wir gemacht haben, in gewissen Gegenden unbekannt waren, so waren sie allzeit durch andere ersetzt, die oft noch unerträglicher waren.

Städte in Italien, welche der glückliche Zufall in den Besitz einiger wichtigen Handelszweige gesetzt hatte, errötheten zuerst über einen solchen erniedrigenden Zustand, und sie fanden in ihren Reichthümern das Mittel, das Joch ihrer schwachen Despoten abzuschütteln. Andere erkauften ihre Freyheit von den Kaisern, welche während der blutigen und ewigen Händel, die sie mit den Päbsten und ihren Vasallen hatten, sich nur zu glücklich fanden, Privilegien, die sie nach ihrer ganzen Lage nicht abschlagen konnten, zu verkaufen. Einige Fürsten waren selbst klug genug, denjenigen Theil ihrer Macht aufzuopfern, von welchem sie nach der Gährung, die in den Gemüthern herrschte, voraus sahen, daß sie selbigen

bald

bald verlieren würden. Verschiedene dieser Städte blieben für sich. Eine größere Anzahl vereinigte ihr Interesse. Alle machten politische Gesellschaften aus, welche durch die von den Bürgern selbst entworfenen Gesetzen regiert wurden.

Der Erfolg, der auf diese Veränderung in der Regierung folgte, setzte die benachbarte Nation in Erstaunen. Gleichwohl da die Könige und die Baronen, die sie unterdrückte, durch die Umstände nicht gezwungen wurden, ihrer unumschränkten Macht zu entsagen, so begnügten sie sich, den ihnen unterwürfigen Städten kostbare und beträchtliche Freyheiten zu ertheilen. Sie bekamen das Recht, sich in Mauern einzuschliessen, die Waffen zu führen, und nur einen regelmäßigen und gemäßigen Tribut zu bezahlen. Die Freyheit war ihrer Verfassung so eigen, daß ein Hirsch, der dahin flohe, und den man im Lauf des Jahrs nicht abforderte, Bürger wurde. Diese Gemeinheiten, oder Municipalkörper schwungen sich nach Maaßgabe ihrer Lage, ihrer Bevölkerung, und ihres Fleißes.

Während daß der Zustand derjenigen Menschen, die als Freye erkannt wurden, sich so glücklich vermehrte, blieb der Sklaven ihrer immer der nemliche, das ist, der elendeste, den man sich denken konnte. Diese Unglücklichen gehörten ihrem Herrn so ganz, daß er sie nach Willkühr verkaufte, oder austauschte. Alles Eigenthum war ihnen versagt, selbst von dem, was sie ersparten, wenn man ihnen eine Summe von ihrem Gehalt festsetzte. Man unterwarf sie bey

dem geringsten Fehler der Folter. Sie konnten ohne obrigkeitliche Einrede zum Tode verdammt werden. Die Ehe war ihnen lange Zeit untersagt; die Verbindung zwischen beyden Geschlechtern war unrechtmäßig; man duldete sie, ja munterte sie dazu auf; aber sie erhielten die priesterliche Einsegnung nicht. Ihre Kinder waren in dem nemlichen Zustand, wie ihre Väter. Sie wurden in der Dienstbarkeit gebohren, lebten und starben darinn. In den meisten Gerichtshöfen galt ihr Zeugniß gegen einen freyen Menschen nichts. Sie waren zu einer besondern Kleidung verdammt, und dieser erniedrigende Unterschied erinnerte sie jeden Augenblick an die Schande ihres Daseyns. Zum Uebermaaß des Unglücks war das Lehenrechtssystem der Befreyung dieser Art Menschen ganz entgegen. Ein edelmüthiger Herr konnte zwar wirklich die Fesseln seiner häuslichen Sklaven, wenn er es wollte, zerreißen, aber es erforderte unsäglich viele Umstände, den Stand des Leibeigenen, der an die Herrschaft verbindlich war, abzuändern. Nach einem allgemein angenommenen Grundsatz konnte ein Vasall den Werth eines empfangenen Lehens nicht vermindern; und dieß hieß ihn vermindern, wenn er ihm einen Arbeiter wegnahm. Dieses Hinderniß mußte den Entschluß verspäten, konnte ihn aber nicht gänzlich hindern. Die Ursache ist folgende:

Die Germanier und andere Eroberer hatten sich zur Zeit ihres Einfalls unermeßliche Herrschaften zugeeignet. Die Natur dieser Güter erlaubte ihre Zergliederung nicht. Damals konnte der

Eigen-

Eigenthümer seine Sklaven nicht unter seinen Augen behalten; er wurde gezwungen, sie auf dem Land, das angebaut werden sollte, zu verbreiten. Ihre Entfernung hinderte die Aufsicht über sie, und man hielt es für dienlich, sie durch Belohnungen aufzumuntern, die der Größe und dem Erfolg ihrer Arbeit angemessen waren. Man fügte also ihrem gewöhnlichen Unterhalt noch Belohnungen bey, die gemeiniglich in einem mehr oder weniger beträchtlichen Antheil der Erzeugnisse bestanden.

Durch diese Einrichtung machten die Landleute eine Art der Verbindung mit ihren Herren. Die Reichthümer, die sie bey diesem vortheilhaften Handel erlangten, setzte sie in den Stand, einen festgesetzten Pacht für die Ländereyen zu bezahlen, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, wobey der Ueberschuß ihnen zugehören sollte. Da die Herren auf solche Art ohne Gefahr und Unruhe, eben so viel und noch mehr Einkünfte aus ihren Gütern zogen, als sie ehedem erhalten hatten, so kam diese Methode in Gang, und wurde nach und nach allgemein. Der Eigenthümer hatte nicht mehr nöthig, sich mit Sklaven zu beschäftigen, die für ihre eigene Rechnung arbeiteten, und in ihren Zahlungen pünktlich waren. So endigte sich die persönliche Dienstbarkeit.

Zuweilen geschahe es, daß ein herzhafter Unternehmer, der ein beträchtliches Geld in sein Pachtgut gesteckt hatte, eher davon vertrieben wurde, als er die Früchte seines Vorschußes hatte einerndten können. Diese Schwierigkeit

machte, daß man den Pacht auf verschiedene Jahre schloß. In der Folge erstreckte er sich auf das ganze Leben des Pächters, und bisweilen wurde er bis auf die entferntesten Nachkommen desselben ausgedehnt. Damit hörte die dingliche Dienstbarkeit auf.

Diese große Veränderung, die so zu sagen, von selbst vor sich gieng, wurde durch eine Ursache über den Haufen geworfen, die angemerkt zu werden verdient. Alle Regierungen in der Welt waren aristokratisch. Das Oberhaupt einer jeden Republik war mit seinen Baronen unaufhörlich im Krieg. Da er meistens nicht im Stande war, ihnen durch Gewalt zu widerstehen, so mußte er die List zu Hülfe nehmen. Diejenige, welche die Regenten am nützlichsten gebrauchten, war, die Sklaven gegen die Tyranney ihrer Herren zu schützen, und die Macht des Adels zu schwächen, indem man die Abhänglichkeit ihrer Unterthanen verminderte. Es ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß einige Könige die Freyheit nur aus dem einzigen Grund des allgemeinen Nutzens begünstigten; aber die meisten wurden augenscheinlich eher von ihrem persönlichen Interesse, als durch die Grundsätze der Menschlichkeit und der Gutthätigkeit zu dieser glücklichen Politik verleitet.

Dem sey aber, wie ihm wolle, die Veränderung war so durchgängig, daß die Freyheit in dem größten Theil von Europa allgemeiner wurde, als sie es in keinem andern Klima, und in keinem Jahrhundert gewesen war. In allen alten Regierungen, selbst in denjenigen, die man uns immer als

Muster

Muster empfiehlt, waren die meisten Menschen zu einer schändlichen und grausamen Knechtschaft verdammt. Je mehr die Gesellschaften Aufklärung, Reichthümer und Macht erhielten, desto größer wurde die Anzahl der Sklaven, und ihr bedauernswürdiges Schicksal desto härter. Athen hatte zwanzig Leibeigene gegen einen Bürger. Das ungleiche Verhältniß war noch größer in Rom, welches die Beherrscherin der ganzen Welt geworden war. In beyden Republiken war die Sklaverey auf den höchsten Grad der Müheseligkeit, des Elendes und der Schande gebracht. Seitdem sie unter uns abgeschaft ist, lebt das Volk hundertmal glücklicher, selbst in den allerunumschränktesten Regierungen, als es ehemals in den am besten angeordneten Demokratien lebte.

Kaum aber kam die Freyheit in Europa empor, so nistete sie sich in Amerika ein. Der Spanier, den die Wellen am ersten an die Ufer dieser neuen Welt geworfen hatte, glaubte, daß er den Völkern nichts schuldig sey, die weder seine Farbe, noch seine Gebräuche, noch seine Religion hatten. Er sahe in ihnen nichts, als Gegenstände seines Geitzes, und er belegte sie mit Fesseln. Diese schwache Menschen, die keiner Arbeit gewohnt waren, kamen sehr bald in den Ausdünstungen der Bergwerke, oder bey andern eben so tödtlichen Beschäftigungen um. Darauf verlangte man Sklaven von Afrika. Ihre Anzahl wuchs eben in dem Maaß an, als der Anbau sich ausbreitete. Die Portugiesen, die Holländer, die Engländer, die Franzosen, die Dänen, alle diese freyen oder unterworfenen Nationen haben ohne Gewissensbisse die Vermeh-

rung

rung ihres Glücks in dem Schweiß, in dem Blut, in der Verzweiflung dieser Unglücklichen gesucht. Welch' abscheuliches System!

Freyheit ist es, wenn man sich selbst eigen ist. Man unterscheidet drey Arten von Freyheit. Die natürliche, die bürgerliche und die politische Freyheit; das heißt, die Freyheit des Menschen, des Bürgers und des Volks. Die natürliche Freyheit ist dasjenige Recht, das die Natur allen Menschen gegeben hat, über sich selbst nach seinem Willen zu gebieten. Die bürgerliche Freyheit ist das Recht, das die Gesellschaft jedem Bürger zusichern soll, daß er alles das thun kann, was den Gesetzen nicht entgegen ist. Die politische Freyheit ist der Zustand eines Volks, das seine oberherrlichen Rechte noch nicht verloren hat, das seine eigene Gesetze entwirft, oder zum Theil nur an seine Gesetzgebung gebunden ist.

Die erste dieser Freyheiten ist nach der Vernunft der unterscheidende Charakter des Menschen. Man fesselt, man unterwirft das Thier, weil es keine Kenntniß des Rechts oder Unrechts, keine Begriffe von Größe und Niedrigkeit hat. Aber in mir ist die Freyheit der Grundstoff meiner Tugenden und Laster. Nur der freye Mensch kann sagen, ich will, oder ich will nicht, nur — er kann demnach des Lobs oder des Tadels fähig seyn.

Ohne die Freyheit oder das Eigenthum seines Leibs, des Genußes seiner Vernunft kann man weder Ehegatte, noch Vater, noch Verwandter,

noch

noch Freund seyn. Man hat weder Vaterland, noch Mitbürger, noch Gott. In der Hand des Gottlosen, dem Werkzeug seiner Schändlichkeit ist der Sklave weniger, als der Hund, den der Spanier gegen den Amerikaner los ließ; denn das Gewissen, das dem Hund mangelt, bleibt dem Menschen übrig. Derjenige, der niederträchtig seiner Freyheit entsagt, überläßt sich den Gewissensbissen und dem grösten Elend, das ein denkendes und empfindendes Wesen erfahren kann. Wenn unter dem Himmel keine Macht ist, die meine Bildung umändern, und mich in Vieh verwandeln kann, so ist auch keine, die über meine Freyheit befehlen kann. Gott ist mein Vater, und nicht mein Tyrann. Ich bin sein Kind, und nicht sein Sklave. Wie sollte ich also der politischen Macht dasjenige zugestehen, was ich der göttlichen Allmacht versage?

Werden diese ewigen und unveränderlichen Wahrheiten, der Grund aller Moral, die Basis jeder billigen Regierung, widersprochen werden? Ja! und ein barbarischer und schändlicher Geitz wird es seyn, der diesen verwegenen Menschenmord begehen wird. Sehet jenen Schiffseigenthümer, der auf sein Schreibpult hingebogen, mit der Feder in der Hand die Anzahl schwarzer Thaten überschlägt, die er auf der Küste von Guinea begehen lassen kann; der mit guter Laune untersucht, wie viel Gewehre er nöthig haben könnte, einen Neger zu erhalten, wie viel Ketten, um ihn auf seinen Schiffen zu fesseln, wie viel Geißeln, um ihn zur Arbeit zu zwingen; der mit kaltem Blut überrechnet, wie viel jeder

Tropfe

Tropfe Bluts werth seyn wird, mit welchem dieser Sklave seinen Pflanzort benetzen wird; der untersucht, ob die Negerin durch die Arbeit ihrer schwachen Hände, oder durch die Gefahren des Kinderbringens seinen Ländereyen mehr oder weniger Nutzen bringen wird.

Ihr erzittert? — Ach! wenn eine Religion vorhanden wäre, die solche Grausamkeiten duldete oder begünstigte, wäre es auch nur durch ihr Stillschweigen; wenn sie, die mit müßigen und verführerischen Fragen sich stäts beschäftiget, nicht unaufhörlich gegen die Urheber oder die Werkzeuge dieser Tyranney donnerte; wenn sie dem Sklaven aus der Zerreißung seiner Fesseln ein Verbrechen machte; wenn sie in ihrem Schooß den ungerechten Richter duldete, der den Flüchtling zum Tode verurtheilt; wenn, sage ich, eine solche Religion vorhanden wäre, sollte man nicht ihre Diener unter den Trümmern ihrer Altäre ersticken?

Menschen oder Teufel, wer ihr auch seyd, könnt ihr die Verbrechen gegen meine Unabhängigkeit durch das Recht der Uebermacht vertheidigen? Wie! derjenige, der mich zum Sklaven machen will, ist schuldlos, er bedient sich seiner Rechte? Wo sind diese Rechte? Wer hat ihnen einen genugsamen geheiligten Anstrich gegeben, um die meinigen zum Stillschweigen zu bringen? Ich habe von der Natur das Recht, mich zu vertheidigen; dir hat sie nicht dasjenige gegeben, mich anzugreiffen: wenn du dich bevollmächtiget glaubst, mich zu unterdrücken, weil du stärker und geschickter bist, als ich, so beklage dich nicht,

wenn

wenn mein starker Arm deine Brust öffnen wird, um dein Herz aufzusuchen; beklage dich nicht, wenn du den Tod in deinen zerrissenen Eingeweiden empfindest, welchen ich dir mit deinen Nahrungsmitteln beygebracht habe. Ich bin stärker oder geschickter als du; die Reihe ist an dir, zum Opfer zu werden; büsse nun deine Verbrechen, Unterdrücker gewesen zu seyn. Aber, sagt man, in allen Ländern, in allen Jahrhunderten war die Sklaverey mehr oder weniger allgemein eingeführt?

Ich will es glauben, aber was liegt mir daran, was andere Völker in andern Zeitaltern gethan haben? Muß man sich auf die Gewohnheiten der Zeit, oder auf sein Gewissen berufen? Muß man dem Eigennutzen, der Blindheit, der Barbarey, oder der Vernunft und der Gerechtigkeit Gehör geben? Wenn der allgemeine Gebrauch die Unschuld einer Sache bewiese, so wäre für die unrechtmäßige Gewalt, die Eroberungen, und alle Arten von Unterdrückungen die Lobrede schon gemacht.

Aber die alten Völker, sagt man, glaubten, sich Herren über das Leben ihrer Sklaven, und wir, die wir menschlicher geworden sind, wir befehlen nur über die Freyheit und die Arbeit derselben.

Es ist wahr, der Fortschritt des Lichts hat die neuern Gesetzgeber über diesen wichtigen Punkt erleuchtet, alle Gesetzgeber ohne Ausnahme haben sich für die Erhaltung des Menschen, selbst desjenigen, der in der Knechtschaft lebt, bewaffnet.

Sie fordern, daß sein Leben unter dem Schutz der Obrigkeit stehe, daß nur die Gerichtshöfe dessen Gränzen bestimmen sollen. Aber hat dieses Gesetz, das heiligste der gesellschaftlichen Verordnungen, jemals einige Wirkung gehabt? Ist nicht Amerika mit schändlichen Kolonisten bevölkert, welche auf die ungezogenste Art Regentenrechte mißbrauchen, und die unglücklichen Opfer ihres Geitzes durch das Schwerd, oder die Flamme hinrichten lassen? Bleibt nicht dieser Einbruch in die geheiligten Rechte zur Schande von Europa ungestraft? Ich fordere euch auf, euch Vertheidiger oder Lobredner unsrer Menschheit und unserer Gerechtigkeit. Ich fordere euch auf, mir einen einzigen dieser Mörder zu nennen, dessen Kopf auf den Richtplatz gekommen ist. Doch ich will den Fall setzen, diese Verordnungen, die eurer Meynung nach unserm Zeitalter so sehr zur Ehre gereichen, seyen aufs strengste beobachtet worden. Wird der Sklave deswegen weniger zu bedauern seyn? Wie! befiehlt nicht der Herr, der über meine Kräfte befiehlt, auch über mein Leben, welches von dem freywilligen und mäßigen Gebrauch meiner Fähigkeiten abhängt? Was nützt das Leben den, dem es nicht zugehört? Ich kann meinen Sklaven nicht tödten; aber kann ich nicht sein Blut tropfenweise unter der Peitsche eines Henkers fließen lassen? Ich kann ihn durch Schmerzen, durch Arbeit, durch Mangel niederschlagen; ich kann die Quelle seines Lebens von allen Seiten angreifen, und unmerklich untergraben; ich kann durch langsame Martern den unglücklichen Keim, den eine Negerin in ihrem Schooß trägt, ersticken. Man könnte

sagen,

sagen, daß die Gesetze den Sklaven nur deswegen vor einem schnellen Tod bewahren, um meiner Grausamkeit das Recht zu überlassen, ihn täglich zu tödten. In Wahrheit, das Recht der Sklaverey ist der Weg, alle mögliche Laster zu begehen. Diejenigen, die das Eigenthum angreifen, ihr laßt eurem Sklaven das Recht über seine Person nicht; diejenigen, welche die Sicherheit vernichten, ihr könnt ihn eurer Laune aufopfern; diejenigen, welche die Schamhaftigkeit erschüttern - - - - - Mein ganzes Blut empört sich bey diesen abscheulichen Bildern. Ich hasse, ich fliehe das menschliche Geschlecht, das aus Opfern und aus Henkern besteht, und wenn es nicht besser werden kann, so möchte es immerhin vertilgt werden!

Aber die Neger sind eine zur Sklaverey gebohrne Art Menschen. Sie sind von eingeschränkten Fähigkeiten, arglistig, boshaft; sie gestehen selbst die Ueberlegenheit unsers Verstandes, und erkennen fast die Gerechtigkeit unserer Herrschaft.

Die Neger sind von eingeschränkten Fähigkeiten, weil die Sklaverey alle Triebfedern der Seele schwächt. Sie sind boshaft, doch gegen euch noch nicht genug. Sie sind arglistig, weil man gegen seinen Tyrannen nicht braucht, aufrichtig zu handeln. Sie erkennen die Ueberlegenheit unsers Verstandes, weil wir ihre Unwissenheit und die Gerechtigkeit unserer Herrschaft, weil wir ihre Schwachheit mißbraucht haben. Bey der Unmöglichkeit unsere Uebermacht durch die Gewalt zu behaupten, hat sich eine lasterhafte Politik auf die List gelegt; es ist euch beynahe gelungen,

lungen, sie zu bereden, daß sie eine besondere, zum Auswurf, zur Abhängigkeit, zur Arbeit, zur Zucht gebohrne Art von Menschen seyen. Ihr habt nichts vernachläßigt, um diese Unglücklichen herunter zu setzen, und werft ihnen hernach vor, daß sie niederträchtig seyen.

Aber diese Neger waren gebohrne Sklaven?

Wem wollt ihr Barbaren weiß machen, daß ein Mensch das Eigenthum eines Landesherrn; ein Sohn das Eigenthum seines Vaters; eine Frau das Eigenthum eines Mannes; ein Knecht das Eigenthum eines Herrn; ein Neger das Eigenthum eines Kolonisten seyn könne? Stolzes, verachtendes Wesen, daß du deine Brüder verkennest, wirst du niemals einsehen, daß diese Verachtung auf dich zurückfällt? Ach! wenn dein Stolz edel seyn soll, so habe Seelengröße genug, um ihn zu dem nöthigen Verhältniß mit den Unglücklichen, die du erniedrigest, anzuwenden. Einen gemeinschaftlichen Vater, eine unsterbliche Seele, eine zukünftige Seligkeit; dieses ist dein wahrer Ruhm, dieß ist auch der ihrige.

Aber die Regierung selbst verkauft diese Sklaven?

Woher hat der Staat dieses Recht? Ist der Regent, wie unumschränkt er auch sey, Eigenthümer der Unterthanen, die seinem Reich unterworfen sind? Hat er eine andere Gewalt, als diejenige, die ihm der Bürger giebt? Und konnte je ein Volk das Vorrecht ertheilen, über seine Freyheit zu befehlen?

Aber der Sklave wollte sich selbst verkaufen.

Wenn er sich selbst gehört, so hat er das Recht, über sich zu befehlen. Wenn er Herr von seinem Leben ist, warum sollte er es nicht von seiner Freyheit seyn? Er kann sich einen Werth geben. Er kann festsetzen, was er werth zu seyn glaubt. Derjenige, von dem er den festgesetzten Werth empfangen hat, besitzt ihn rechtmäßig.

Der Mensch hat das Recht nicht, sich selbst zu verkaufen, weil er das Recht nicht hat, in alles zu willigen, was ein ungerechter, gewaltthätiger und verdorbener Herr von ihm fordern kann. Er gehört seinem ersten Herrn, Gott, von dem er niemals entlassen wird. Derjenige, der sich verkauft, macht mit seinem Käufer einen eingebildeten Vertrag; denn er verliert den Werth auf sich selbst; in dem Augenblick, da er ihn empfängt, kömmt er und sein Geld wieder in den Besitz desjenigen, der ihn kauft, was kann derjenige besitzen, der allem Besitz entsagt hat? Was kann derjenige eigenthümliches haben, der sich verbindlich gemacht hat, nichts zu haben? Selbst keine Tugend, keine Ehre, ja selbst keinen Willen. Derjenige, der sich in den Zustand eines Mordgewehrs gesetzt hat, ist ein Narr und nicht ein Sklave. Der Mensch darf sein Leben verkaufen, wie der Soldat; aber er kann es nicht mißbrauchen lassen, wie der Sklave, und dieß ist der Unterschied dieser beyden Stände.

Aber diese Sklaven wurden im Krieg gefangen, und ohne uns hätte man sie erwürgt.

Wäre wohl ohne euch ein Krieg gewesen? Sind die Streitigkeiten dieser Völker nicht euer Werk? Bringt ihr ihnen nicht selbst die mörderischen Waffen zu? Flößt ihr ihnen nicht das blinde Verlangen ein, Gebrauch davon zu machen. Werden euere Schiffe wohl diese beklagenswürdigen Ufer verlassen, bevor das elende Geschlecht, das sie bewohnt, von diesem Erdball verschwunden seyn wird? Und warum laßt ihr den Sieger nicht seinen Sieg mißbrauchen, wie er will, warum macht ihr euch zum Mitschuldigen?

Aber es waren Verbrecher, die den Tod, oder die höchsten Strafen verdient hatten, und die in ihrem eigenen Land zur Sklaverey verdammt waren.

Seyd ihr dann die Henker der afrikanischen Völker? Und überdieß, wer hat sie verurtheilt?

Wißt ihr nicht, daß in dem Land eines Despoten kein anderer Missethäter ist, als der Despot selbst?

Der Unterthan eines Despoten ist, so wie der Sklave, in einem widernatürlichen Zustand. Alles, was dazu hülft, den Menschen darinn zu erhalten, ist eine Frevelthat gegen seine Person. Alle Hände, die ihn an die Tyranney eines einzigen fesseln, sind feindselige Hände. Wollt ihr nun aber wissen, wer die Urheber oder die Mitschuldigen dieser Gewaltthätigkeiten sind? Alle diejenigen, die ihn umgeben. Seine Mutter, die ihm die ersten Lehren des Gehorsams gab; sein

Nach-

Nachbar, der ihm das Beyspiel dazu setzte; seine Obern, die ihn dazu zwangen; seines Gleichen, die ihn durch ihre Einbildung dazu hinrissen. Alle sind Diener und Werkzeuge der Tyranney. Der Tyrann vermag für sich nichts; er ist nur die Triebfeder der Bemühungen, die alle seine Unterthanen anwenden, um einander zu unterdrücken. Er unterhält sie in dem Zustand eines beständigen Kriegs, der den Raub, Verrätherey und Mord rechtfertiget. So wie das Blut, das in seinen Adern rollt, so stammen alle Verbrechen aus seinem Herzen, und vereinigen sich am Ende wieder daselbst. Caligula sagte, wenn das menschliche Geschlecht nur einen Kopf hätte, so würde er sich eine Freude daraus machen, ihn abzuschlagen. Sokrates hätte gesagt, wenn sich alle Laster auf ein Haupt sammeln ließen, so müßte man das herunterhauen.

Aber sie sind glücklicher in Amerika, als sie es in Afrika gewesen seyn würden.

Warum seufzen aber diese Sklaven unaufhörlich nach ihrem Vaterland? Warum ergreifen sie ihre Freyheit, so bald sie nur können? Warum ziehen sie ihre Wüsten und die Gesellschaft der wilden Thiere einem Zustand vor, der euch so angenehm scheint? Warum bringt sie die Verzweiflung dahin, sich selbst umzubringen, oder euch zu vergiften? Warum verursachen sich ihre Weiber selbst so viele unzeitige Geburten, damit ihre Kinder nicht an ihrem unglücklichen Schicksal Theil nehmen? Wenn ihr uns von der Glückseligkeit eurer Sklaven sprecht, so lügt ihr

euch selbst was vor, oder betrügt uns. Es heißt, die Ausschweifung auf den höchsten Grad treiben, wenn man eine so außerordentliche Barbarey in eine Handlung der Menschlichkeit verwandeln will.

Aber in Europa wie in Amerika sind die Völker Sklaven. Der einzige Vortheil, den wir vor den Negern haben, ist, daß wir unsere Fesseln zerreißen, und andere ergreifen können.

Dieß ist nur zu wahr. Die meisten Nationen liegen in Fesseln, der Pöbel ist insgemein den Leidenschaften einiger privilegirten Unterdrücker aufgeopfert. Man kennt nicht viele Gegenden, wo sich ein Mensch schmeicheln kann, Herr über seine Person zu seyn, nach seinem Willen über seine Erbschaft befehlen, und ruhig die Früchte seines Fleißes genießen zu können. Selbst in den Gegenden, wo der wenigste Zwang ist, wird der Bürger durch die unaufhörlich sich erneuernde Habsucht oder Schuldenlast einer Regierung, des Nutzens seiner Arbeit beraubt, und in den rechtmäßigsten Mitteln, zum Glück zu gelangen, gehindert. Ueberall ersticken ausschweifender Aberglauben, barbarische Gewohnheiten, veraltete Gesetze die Freyheit. Sie wird ohne Zweifel eines Tags wieder aus ihrer Asche aufleben, so wie die Moral und Staatskunst Fortschritte machen werden, wird der Mensch wieder in seine Rechte tretten. Aber warum muß, bis man diese glücklichen Zeiten erwartet, diese Jahrhunderte der Aufklärung und der Glückseligkeit, warum muß ein unglückliches Geschlecht, dem man sogar den tröstlichen und ehrwürdigen Namen freyer Menschen ver-

versagt, dem man sogar die Hoffnung raubt, selbigen troz der Unbeständigkeit des Schicksals zu erhalten, vorhanden seyn? Nein man mag sagen, was man will, der Zustand dieser Unglücklichen ist nicht dem unsern gleich.

Der letzte Beweggrund, den man angewendet hat, die Sklaverey zu vertheidigen, war, daß man sagte, wie sie das einzige Mittel sey, das man habe finden können, um die Neger durch die große Wohlthat der Taufe zu der ewigen Glückseligkeit zu führen.

O sanftmüthiger Jesus, hättest du vorausgesehen, daß man deine sanften Lehrgründe zur Rechtfertigung so vieler Abscheulichkeiten gebrauchen würde! Wenn die christliche Religion so den Geiz der Weltreiche begünstigen würde, so sollte man ihre blutdürstigen Grundsätze auf immer verbieten. Sie mögen in das Nichts zurückkehren, oder sie müssen im Angesicht der Welt den Freveltaten widersprechen, die man ihr zur Last legt. Ihre Diener dürfen bey einem solchen Gegenstand nicht befürchten, zu vielen Eifer zu zeigen. Je mehr sich ihre Seele entflammen wird, desto besser wird der guten Sache gedient seyn. Ruhig seyn wäre für sie Laster, der Eifer hingegen wahre Klugheit.

Der Vertheidiger der Sklaverey wird ohne Zweifel finden, daß man seinen Vernunftsgründen nicht alle die Kraft gegeben, deren sie fähig sind. Dieß ist vielleicht wahr. Aber welcher Mensch von Vermögen würde seine Talente durch

die Vertheidigung der abscheulichsten Sache brandmarken? Wer seine Beredsamkeit anwenden, wenn er eine besitzt, um dem tausend nach begangene, dem tausend nach noch zu begehende Mordthaten zu rechtfertigen? Henker deiner Brüder, nimm selbst die Feder, wenn du so kühn bist, stille die Unruhe deines Gewissens, und verhärte deine Mitgesellen in ihrem Verbrechen. Ich hätte noch mit mehrerer Stärke und weitläufiger die Gründe, die ich zu bestreiten hatte, widerlegen können; aber war es auch der Mühe werth? Hat man gegen denjenigen, der aus falschem Herzen spricht, großen Gewalt, alle Geisteskräfte nöthig? Würde die stillschweigende Verachtung nicht besser, als der Streit mit demjenigen seyn, der für sein Interesse, gegen die Gerechtigkeit, gegen seine eigene Ueberzeugung streitet? Ich habe für den ehrlichen und empfindsamen Menschen zu viel gesagt; für den unmenschlich handelnden werde ich niemals zu viel sagen können.

Laßt uns also eilen an die Stelle der blinden Unmenschlichkeit unserer Väter das Licht der Vernunft und die Empfindungen der Natur zu setzen. Laßt uns die Fesseln so vieler Opfer unserer Habsucht zerschlagen, und sollten wir auch einem Handel entsagen, dessen Grundlage Ungerechtigkeit, und dessen Gegenstand blosse Ueppigkeit ist.

Aber nein! Wir brauchen die Erzeugnisse, die uns die Gewohnheit so werth gemacht hat, nicht aufzuopfern. Wir könnten sie aus Afrika selbst ziehen. Die wichtigsten wachsen daselbst von Natur, und es wäre leicht, die andern da einhei-

einheimisch zu machen. Wer wird zweifeln, daß Völker, die ihre Kinder verkaufen, um einigen flüchtigen Grillen ein Genüge zu thun, sich nicht entschließen würden, ihre Länder anzubauen, um unaufhörlich aller Vortheile einer tugendhaften und wohlgeordneten Gesellschaft zu genießen?

Vielleicht wäre es nicht unmöglich, diese Erzeugnisse aus euern Kolonien zu erhalten, ohne sie mit Sklaven zu besetzen? Diese Waaren könnten durch freye Hände gesammelt, und alsdann ohne Gewissensbisse genossen werden.

Diesen Zweck zu erreichen, der so allgemein, als ein Traum angesehen wird, müßte man nach der Meynung eines einsichtsvollen Mannes nicht die Fesseln der Unglücklichen zerreissen, die in der Dienstbarkeit gebohren, oder darinn veraltet sind. Diese dumme Menschen, die zu einer solchen Veränderung ihres Zustandes nicht vorbereitet wären, würden unfähig seyn, sich selbst zu rathen. Ihr Leben würde nichts, als eine angebohrne Unthätigkeit, ein Gewebe von Lastern seyn. Die große Wohlthat der Freyheit müßte für die Nachwelt aufbehalten seyn, und dieß noch mit einiger Mäßigung. Bis zum zwanzigsten Jahr sollten diese Kinder dem Herrn gehören, in dessen Wohnung sie wären gebohren worden, damit er für die Unkosten, die er für ihre Erhaltung zu machen genöthiget war, bezahlt würde. Die fünf folgenden Jahre, sollten sie genöthiget seyn, ihm noch, aber für einen durch die Gesetze bestimmten Lohn zu dienen. Nach diesem Zeitpunkt sollten sie unabhängig seyn, wenn ihre Aufführung

keinen wichtigen Vorwurf verdiente. Wenn sie sich eines wichtigen Verbrechens schuldig gemacht hätten, so könnte sie die Obrigkeit für eine mehr oder weniger beträchtliche Zeit zu den öffentlichen Arbeiten verurtheilen. Man könnte den neuen Bürgern eine Hütte mit hinlänglichem Boden geben, um einen Garten anzulegen; und die Regierung sollte die Unkosten der Anpflanzung übernehmen. Keine Verordnung sollte diesen freygelassenen Menschen das Recht nehmen, ihr Eigenthum, das ihnen unentgeltlich zugestanden worden, zu vermehren. Diese beleidigende Hindernisse ihrer Thätigkeit, ihren Einsichten in den Weg legen, hieße thörichter Weise die Früchte einer lobenswürdigen Einrichtung zerstören.

Diese Einrichtung würde dem Anschein nach die beste Wirkung hervorbringen. Die Bevölkerung der Schwarzen, die gegenwärtig durch den Widerwillen aufgehalten wird, daß sie nur solchen Wesen das Leben geben sollen, die dem Unglück und der Schande gewiedmet sind, wird schnellen Fortgang haben. Sie würde die zärtlichste Sorgfalt von denjenigen Müttern zu erwarten haben, die so oft unaussprechliches Vergnügen darinn fanden, sie zu unterdrücken, oder umkommen zu sehen. Diese zur Arbeit gewöhnten Menschen, und die keinen hinlänglichen Besitz zu ihrem Unterhalt hätten, würden in der Hoffnung einer sichern Freyheit ihren Schweiß jedem verkaufen, der sie würde bezahlen wollen und können. Ihre Tagwerke würden theurer zu stehen kommen, als der Sklaven ihre, aber sie würden von besserm Erfolg seyn. Eine größere Menge

Arbeit

Arbeit würde den Kolonien einen größern Ueberfluß an Erzeugnissen zuwege bringen, und diese Reichthümer würden sie in den Stand setzen, mehrere Waaren vom Hauptland zu begehren.

Fürchtet man, daß die leichten Mittel, auf einem von Natur fruchtbaren Boden unthätig zu leben, unter einem heißen Himmel die Kleider zu entbehren, die Menschen in Müßigang stürzen möchte? Warum begnügen sich dann die Einwohner in Europa nicht mit den Arbeiten, die die höchste Nothdurft erfordert? Warum erschöpfen sie sich durch mühsame Beschäftigungen, die nur vergängliche Grillen vergnügen? Es giebt bey uns tausend Handthierungen, wovon immer eine mühsamer ist, als die andere, und die ein Werk unserer Einrichtungen sind. Die Gesetze haben auf der Welt einen Schwarm von erkünstelten Bedürfnissen erzeugt, die ohne sie niemals entstanden wären. Indem sie alle Habseligkeiten nach ihrer leidigen Willkühr vertheilt haben, sind eine unendliche Menge Menschen dem herrschsüchtigen Willen ihrer Mitmenschen dermaßen unterwürfig worden, daß sie nach demselben singen und tanzen müssen, um zu leben. Ihr habt unter euch Wesen eures gleichen, die es zufrieden sind, sich unter Bergen zu vergraben, um euch Metalle, um euch Kupfer zu verschaffen, das euch vielleicht vergiftet: warum wollt ihr, daß Neger nicht solche Narren und Thoren seyn sollen, als die Europäer?

Wenn ihr diesen Unglückseligen die Freyheit schenket, so müßt ihr zugleich Sorge tragen, daß

ihr sie euern Gesetzen, euren Sitten unterwerfet, und ihnen von eurem Ueberfluß anbietet. Gebt ihnen ein Vaterland; Angelegenheiten, auf die sie acht haben, Erzeugnisse, die sie hervorbringen müssen; Dinge zum Gebrauch nach ihrem Geschmack; und so werden eure Kolonien keinen Mangel an Armen leiden, die von ihren Fesseln befreyet desto thätiger und kräftiger seyn werden.

Bey dem Wunsch, das Gebäude der Sklaverey, das durch so allgemeine Leidenschaften, so feyerliche Gesetze, den Wetteifer so mächtiger Nationen, und durch noch mächtigere Vorurtheile unterstützt ist, über den Haufen zu werfen, vor welchem Richterstuhl sollen wir die Sache der Menschheit bringen, daran so viele Menschen um die Wette zu Verräthern werden? Könige der Erden, ihr allein könnt diese Veränderung hervorbringen! Wenn ihr mit den übrigen Menschen nicht euer Spiel treibt, wenn ihr die Macht der Fürsten nicht als das Recht eines glücklichen Räubers, und den Gehorsam eurer Unterthanen nicht als einen der Unwissenheit gespielten Betrug ansehet, so denkt an eure Pflichten. Weigert dem schändlichen und strafbaren Handel mit Menschen, die in schimpfliche Viehheerden verwandelt sind, das Sigel eurer Gewalt, und so wird dieser Handel verschwinden. Vereinigt einmal eure Gewalt und eure Entwürfe, die so oft auf das Elend der Welt abzwecken, zu ihrem Glück. Und wenn einer unter euch sich es unterfienge, die Hoffnung seiner Größe und seines Reichthums auf den Edelmuth aller andern zu stützen, so ist er ein Feind des menschlichen Geschlechts, den

man

man vernichten muß. Tragt Feuer und Schwerd in sein Land. Eure Heere wird der heilige Enthusiasmus der Menschheit beleben. Ihr werdet alsdann sehen, welchen Unterschied die Tugend zwischen Menschen zuwege bringt, welche Unterdrückten zu Hülfe eilen; und zwischen Miethlingen, die Tyrannen dienen.

Doch, was sage ich. Es schweige die unnütze Stimme der Menschlichkeit gegen die Nationen und ihre Herren; vielleicht ist sie niemals in öffentlichen Geschäften zu Rath gezogen worden. Je nun! Wenn dann der Eigennutz allein Rechte auf eure Seele hat, ihr Völker Europas, so hört noch, was ich euch hier sage. Eure Sklaven brauchen weder eure Großmuth, noch euren Rath, um das gotteslästerliche Joch, das sie unterdrückt, zu zerschlagen. Die Natur redet lauter als Philosophie und Eigennutz. Schon sind zwey Kolonien flüchtiger Neger entstanden, welche durch Traktaten und durch die Macht vor euerm Frevel gesichert sind. Diese Unternehmungen sind lauter Blitze, die das Gewitter verkündigen; und es fehlt den Negern nichts, als ein Anführer mit hinreichendem Muth, um sie zur Rache und zum Blutbad zu leiten.

Wo ist er, der große Mann, den die Natur ihren geplagten, unterdrückten und gemarterten Kindern schuldig ist? Wo ist er? Er wird erscheinen, wir dürfen nicht daran zweifeln, er wird sich zeigen, er wird die geheiligte Fahne der Freyheit aufrichten. Dieses ehrwürdige Zeichen wird die Gefährten seines Unglücks um ihn versammeln.

sammeln. Ungestümmer als ein Wasserfall werden sie überall die unauslöschlichen Spuren ihrer gerechten Rache hinter sich lassen. Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen, Holländer, alle ihre Tyrannen werden ein Raub des Schwerds und der Flamme werden. Die amerikanischen Felder werden von dem Blut, das sie so lange Zeit erwarteten, wonnetrunken werden, und die Gebeine so vieler Unglücklichen, die seit drey Jahrhunderten auf einander gehäuft worden, werden vor Freude hüpfen. Die alte Welt wird der neuen ihren Beyfall schenken. Ueberall wird man den Namen des Helden segnen, der die Rechte der Menschheit wieder hergestellt hat, überall wird man zu seinem Ruhm Siegeszeichen aufrichten. Alsdann wird der schwarze Codex verschwinden, und wie schröcklich wird der weiße Codex werden, wenn der Sieger nur aufs Vergeltungsrecht achtet!

Bis sich diese Veränderung ereignet, seufzen die Neger unter dem Joch von Arbeiten, deren Bild uns nicht anders, als immer mehr für ihr Schicksal rühren kann.

XXV.

Die Ländereyen des amerikanischen Archipelagus sind bis daher nachläßig angebaut worden.

Der Boden hat auf den amerikanischen Inseln sehr wenig Aehnlichkeit mit dem unsrigen. Seine Er-

Erzeugnisse sind sehr verschieden, und auch seine Art, ihn zu bauen. Außer einigen Gemüßearten wird nichts da gesäet, sondern alles gepflanzt.

Da der Toback das erste Erzeugniß war, auf dessen Bau man sich legte, und seine Wurzeln gar nicht tief gehen, wie er dann auch bey dem geringsten Aufritzen ausstirbt, so brauchte man bloß den Rechen, um die Erde zu bereiten, worinn diese Pflanze gelegt werden sollte, und um das Unkraut zu vertilgen, von welchem sie wäre erstickt worden. Diese Gewohnheit hat noch Bestand.

Als man sich bis zum Bau von solchen Dingen erhob, die mehr Kunst kosteten, und nicht so zärtlich waren, so bediente man sich einer Hacke, um die Erde umzugraben, und die Pflanzen zu behacken. Aber man wühlte nicht den ganzen Raum damit um, der benützt werden sollte, sondern machte nur da ein Loch damit, wo man Pflanzen hinsetzen wollte.

Der unebene Boden, der meistentheils voller Hügel ist, war vermuthlich der erste Grund dieses Verfahrens. Man möchte wohl befürchten, daß der Regen, der sich dort immer als Ströme vom Himmel ergießt, der umgegrabenen Erde Schaden thun, und Risse darinn verursachen könnte. Trägheit und Mangel an Mitteln machten, daß sich dieser Gebrauch bis auf die ebensten Flächen erstreckte, und die Gewohnheit verewigte ihn. Niemand dachte daran, davon abzugehen. Endlich sind einige Kolonisten, die kühn genug

genug waren, um sich über Vorurtheile zu erheben, auf den Einfall gekommen, sich des Pflugs zu bedienen; und wahrscheinlicher Weise wird dieß Verfahren überall, wo sichs thun läßt, allgemein werden. Alles bewegt dazu, es zu wünschen und zu hoffen.

Alle Ländereyen auf diesen Inseln waren noch nie berührt worden, als die Europäer es unternahmen, sie urbar zu machen. Diejenigen, die zuerst besetzt wurden, bringen seit langer Zeit nicht so viel Erzeugnisse mehr ein, als im Anfang. Diejenigen, die man nach und nach angebaut hat, sind nach Verhältniß des Zeitpunkts ihres ersten Anbaues eben so sehr erschöpft. Ihre Fruchtbarkeit mag im Anfange noch so groß gewesen seyn, so verlieren sie selbige alle mit der Zeit; und bald werden sie aufhören, die Arbeiten der Landbauleute zu belohnen, wenn die Kunst der Natur nicht zu Hülfe kömmt.

Es ist ein von allen Naturkundigen allgemein anerkannter Grundsatz des Ackerbaues, daß die Erde nur in so fern eine wahrhaftig hervorbringende Kraft hat, als sie die Wirkungen der Luft und aller Erscheinungen, über die dieses mächtige Element gebietet, als Nebel, Thau und Regen empfangen kann. Das Umackern und das häufige Umackern kann ihr diesen Vortheil allein verschaffen. Die Inseln heischen es, und zwar unverzüglich. Die nasse Jahrszeit muß man dazu wählen, um diese Ländereyen umzupflügen, deren Fruchtbarkeit durch die Dürre gehemmt werden würde. Der Gebrauch des Pflugs kann auf ebenem Feld keinen Nachtheil

nach

nach sich ziehen. Die Gefahr, daß die Gewitter den abhängigen Ländereyen Schaden thäten, könnte man dadurch verhüten, wenn man die Furchen quer über der Abhangslinie der Hügel zöge. Sollte der Abhang so steil seyn, daß die geackerte Erde doch ungeachtet dieser Furchen mit fortgerissen würde, so könnte man kleine etwas tiefere Abzüge in gewisser Entfernung von einander, und nach eben der Richtung anlegen, welche zum Theil die Stärke und Schnelligkeit, womit steile Hügel den Fall eines starken Regens vermehren, zu brechen im Stande wäre.

Der Nutzen des Pflugs bestände nicht blos darinn, den Pflanzen mehr Nahrungssäfte zu verschaffen: er würde auch ihre Früchte schützen. Die Inseln sind das Land der Insekten; die Erzeugung derselben wird durch eine beständige Hitze befördert, und sie folgen ununterbrochen auf einander: man weis, was sie für großen Schaden anrichten. Häufiges und wiederholtes Umpflügen würde diese verzehrenden Thierarten ermüden, ihre Erzeugung stören, viele derselben tödten, und den grösten Theil ihrer Eyer zerstören. Vielleicht wäre dieß Mittel gegen die Ratten nicht hinreichend, welche mit europäischen Schiffen nach Amerika gekommen sind, und sich da so vermehrt haben, daß sie oft den dritten Theil der Erndte aufreiben. Man könnte hingegen in dem Fleiße der Sklaven Hülfe suchen, und ihre Wachsamkeit durch einige Belohnungen aufmuntern.

Der Gebrauch des Pflügens müßte, wie es scheint, den Gebrauch des Düngens mit sich einführen;

führen: er ist schon an den meisten Küsten bekannt. Derjenige Dünger, dessen man sich bedient, heißt Varech; es ist eine Art von Seegewächs, welches sich, wenn es reif ist, aus dem Wasser losreißt, und durch die Wellen ans Ufer geworfen wird. Es steckt eine große Fruchtbarkeit darinn, allein wenn man es ohne Zubereitung gebraucht, so theilt es dem Zucker eine unangenehme Herbe mit, welche von den mit öligen Theilen getränkten Salzen, die sich in großer Menge in den Seegewächsen befinden, kommen muß. Vielleicht brauchte man nur, um diese Bitterkeit zu heben, die Pflanze zu verbrennen, und mit der Asche zu düngen. Die durch dieß Verfahren von öligen Theilen befreyten, und durch die Kraft der Pflanze wohl zerriebenen Salze würden leichter in das Zuckerrohr tretten, und ihm reinere Säfte geben.

Die weiter hineingelegenen Ländereyen haben erst seit kurzem angefangen, gedüngt zu werden. Die Nothdurft wird diesen unumgänglichen Gebrauch weiter ausdehnen, und mit der Zeit wird der Boden in Amerika eben die Hülfe als in Europa erhalten; aber mit mehr Mühe. In den Inseln wo die Heerden nicht zahlreich sind, und wo sie nur selten Ställe haben, wird man zu andern Arten von Dünger seine Zuflucht nehmen, und so stark vermehren müssen, als nur möglich, um durch die Menge die Güte zu ersetzen. Die gröste Hälfte wird man immer aus dem Unkraut bekommen, von welchem man die guten Pflanzen dort unaufhörlich befreyen muß. Das muß man zusammenlesen und faulen lassen. Die Kolonisten, welche

welche Kaffee bauen, haben das Beyspiel zu diesem Verfahren gegeben, aber mit der Trägheit, welche die Hitze des Klima selbst in die Arbeit legt. Sie haben eine Menge solches Unkrauts um den Fuß der Kaffeebäume gelegt, ohne einzusehen, daß dieses Kraut, das man sich nicht einmal die Mühe gab, mit der Erde zu decken, den Baum erhitzte, und einer Menge von Ungeziefer zum Wohnplatz diente, die ihn aufzehrte. Eben so nachläßig ist man auch in der Viehzucht gewesen.

Alle vierfüßigen Hausthiere sind durch die Spanier nach Amerika gebracht worden, und aus dieser ihren Besitzungen haben sie die Pflanzörter der andern Nationen bekommen. Außer den Schweinen, die dazu gemacht sind, in den an Wassergewächsen, an Insekten und Ungeziefer reichen Gegenden gut fortzukommen, und auch dort größer und geschmackhafter geworden sind, sind diese Thiere alle aus der Art geschlagen, und man findet auf den Inseln nur sehr kleine Arten. Obgleich Fehler in dem Klima an dieser Abnahme Schuld haben mögen, so ist doch vielleicht der Mangel an Pflege die Hauptursache davon. Sie liegen beständig im freyen Felde. Man giebt ihnen niemals weder Haber noch Kleye, und sie fressen das ganze Jahr hindurch grünes Gras. Man hat nicht einmal die Sorgfalt für sie, daß man die Wiesen in verschiedene Abtheilungen theilte, um sie abwechselnd von einer in die andere zu treiben. Sie weyden immer auf derselben Stelle, ohne dem Gras die Zeit zu lassen, daß es wieder wachse. Dieses Futter kann

freylich nichts anders, als einen schwachen und wässerigen Saft haben. Eine zu schleunige Kraft zu wachsen verhindert, daß sie von der Natur nicht genugsam zubereitet sind. Auch liefern die zur Nahrung des Menschen bestimmten Thiere nur ein zähes saft- und kraftloses Fleisch.

Diejenigen, die man zu verschiedenen Arbeiten gebraucht, leisten nur mit Mühe schwache Dienste. Die Ochsen schleppen nur leichte Lasten, und tragen sie nicht den ganzen Tag. Man gebraucht ihrer immer vier zugleich, und sie werden nicht bey dem Kopf, sondern bey dem Hals nach spanischer Weise angespannt. Sie werden auch mit der Peitsche, und nicht mit einem Stachel getrieben. Zwey Führer leiten sie.

Wenn man der Wege halber keine Wagen gebrauchen kann, so bedient man sich der Maulthiere statt der Ochsen. Der Packsattel, den man ihnen dort auflegt, ist ungekünstelter, aber nicht so stät und gut, als in Europa. Man bindet ihnen einen Strohsack um den Rücken, an den man zwey aufs gerathewohl im Holz abgeschnittene Hacken an jeder Seite anmacht. Mit dieser Rüstung tragen sie höchstens eine halbe so große Last halb so weit, als die unsrigen.

Der Gang der Pferde ist nicht so langsam. Sie haben etwas von der Schnelligkeit, dem Feuer und der Gelehrigkeit der andalusischen Pferde, von denen sie abstammen, an sich behalten; aber ihre Kraft entspricht ihrem Feuer nicht. Man sieht sich genöthiget, ihrer recht viele

zu gebrauchen, um das durch sie zu thun, was eine kleine Anzahl in Europa verrichten würde. Man muß vor die sehr leichten Wagen, deren sich die wohlhabenden Einwohner zu ihren Wanderungen, die sie Reisen nennen, und die bey uns blos Spatzierfahrten heißen würden, bedienen, drey bis vier vorspannen.

Man würde die Abartung der Thiere auf den Inseln verhindert, verzögert oder verringert haben, wenn man die Sorgfalt gehabt hätte, sie durch ausländische Zucht anzufrischen. Hengste aus kältern oder wärmern Gegenden hätten dem Einfluß der Himmelsluft, der Nahrung, der Erziehung bis auf einen gewissen Grad Einhalt gethan. Mit den Stutten aus der dortigen Gegend hätten sie um so viel bessere neue Zuchten hervorgebracht, je verschiedener der Himmelsstrich, unter welchem sie gebohren worden, von dem gewesen wäre, wo man sie hingebracht hätte.

Es ist sehr sonderbar, daß kein einziger dortiger Einwohner einen so natürlichen Einfall gehabt habe, und daß keine Regierung genug auf ihren Vortheil bedacht gewesen sey, um den Ochsen mit dem Buckel an die Stelle des gewöhnlichen Ochsen in ihren Besitzungen zu versetzen. Alle Leute von Kenntnissen müssen sich erinnern, daß der Ochse mit dem Buckel ein sanfteres und glänzendes Haar hat, nicht von so plumper Natur, nicht so roh ist, als unser Ochs, und daß er weit mehr Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit besitzt. Er ist leicht im Laufen, und kann die Stelle des Pferds ersetzen, denn er läßt sich reuten. Er

lebt so gern in mittäglichen Ländern, als der, dessen wir uns bedienen, gern unter kalten oder gemäßigten Himmelsstrichen lebt. Das ist auf den östlichen Inseln und überhaupt in dem grösten Theil von Afrika die einzige bekannte Ochsenart. Wenn die Gewohnheit weniger Gewalt hätte, als sie gemeiniglich so gar auf die einsichtvollsten Regierungen hat, so hätte man eingesehen, daß dieß Thier dem großen amerikanischen Archipelagus ganz besonders angemessen sey, und daß nichts leichter wäre, als es mit wenigen Kosten von der Goldküste und von der Küste von Angola zu bekommen.

Zwey reiche Kolonisten, der eine zu Barbados, der andere zu San-Domingo, über die Schwäche der Last- und Zugthiere, die sie dort im Gebrauch fanden, gleich erstaunt, haben versucht, das Kameel an deren Stelle zu gebrauchen. Dieser schon ehedem in Peru durch die Spanier ohne glücklichen Erfolg angestellte Versuch ist, wie natürlich, nicht glücklich ausgefallen. Es ist bekannt, daß das Kameel, ob es gleich in den warmen Ländern zu Haus ist, doch die übermäßige Hitze scheuet, und eben so wenig unter dem sengenden Himmel der heißen Zone, als in den gemäßigten Zonen gut fortkommen kann. Man hätte besser gethan, den Büffel dazu zu nehmen.

Der Büffel ist ein sehr schmutziges Thier, von sehr heftigem Naturell. Er hat heftige und schleunige Tücke. Sein Leder ist fest, leicht, fast undurchdringlich, und sein Horn zu vielen Dingen zu gebrauchen. Man findet sein Fleisch

schwarz

schwarz und hart, im Geschmack und Geruch unangenehm. Das Weibchen giebt nicht so süße, aber mehr Milch als die Kuh. Er braucht nur, wie der Ochs, mit dem er eine augenscheinliche Aehnlichkeit hat, gehalten zu werden; und übertrift diesen außerordentlich an Stärke und Schnelligkeit. Zwey an einem Wagen gespannte Büffel, die man vermittelst eines durch die Nase gezogenen Rings regiert, ziehen so viel, als vier der stärksten Ochsen, und brauchen nur die halbe Zeit. Diesen doppelten Vorzug haben sie daher, daß ihre Beine höher sind, und die Masse ihres Körpers stärker ist, dessen ganze Gewalt sie beym Ziehen gebrauchen; weil sich ihr Hals und ihr Kopf von Natur nach der Erde zu senkt. Da dieß Thier ursprünglich aus der heißen Zone herstammt, und dicker, stärker und langsamer ist, je wärmer die Länder sind, worinn er lebt, so hat man niemals zweifeln dürfen, daß er nicht auf den Antillen sehr nützlich sey, und sich dort sehr leicht fortpflanzen könnte. Das läßt sich seit den glücklichen Versuchen, die damit in Guiana angestellt worden sind, um so mehr glauben.

Trägheit und Schlendrian, die den guten Fortgang der Hausthiere verhindert haben, sind demselben bey dem Verpflanzen unserer Gewächse nicht minder entgegen gewesen. Man hat zu unterschiedenen Zeiten verschiedene Arten von Obstbäumen nach den Inseln gebracht. Diejenigen, die nicht ausgestorben sind, wurden nur wilde Bäume, deren Früchte weder schön, noch gut waren. Die meisten sind sehr geschwind ausgeartet, weil man sie der Kraft eines immer thätigen, immer

durch den doppelten Fruchtbarkeitsgrund eines häufigen Nachtthaues, und einer starken Tageshitze angetriebenen Wachsthumstriebs überlassen hat. Vielleicht hätte sich ein kluger Beobachter denselben zu Nutzen machen können, um ziemliche Früchte zu bekommen, aber dergleichen Leute findet man in unsern Kolonien nicht. Wenn unsere Gemüßkräuter gut gerathen sind; wenn sie immer frisch, immer grün, immer reif zu haben sind; so kömmt es daher, weil ihnen das Klima, worinn sie eine feuchte und teigige Erde, die sich für sie schickt, fanden, nicht entgegen stand; und weil sie nicht die geringste Wartung verlangten. Der Schweiß der Sklaven tränkt einträglichere Erzeugnisse.

XXVI.

Die Sklaven sind zuvörderst mit ihrem eigenen Unterhalt beschäftiget. Hernach fordert man reiche Erzeugnisse von ihnen.

Die ersten Arbeiten dieser Unglücklichen sind auf die Gegenstände verwendet worden, die zur Erhaltung ihres elenden Daseyns dienen. Ehe sie auf den Inseln ankamen, wuchsen die Pataten und die Ignamen frey ohne Mühe mitten in den Wäldern. Die Pataten sind eine Art Winde, (convolvulus patatus. L.) die nach und nach in die Höhe steigt, ihre Blätter stehen wechselsweise, sind eckig und herzförmig; ihre Blumen

sind

sind in Ansehung der Gestalt und der Anzahl ihrer Geschlechts heile der gemeinen Winde gleich. Der Stengel der Igname ist auch kriechend, blättrig, mit entgegen- oder wechselsweise stehenden Blättern besetzt, die herzförmig sind, und aus deren Winkel auf einigen Stilen männliche, auf andern weibliche Blumen hervorkommen, deren jede einen sechstheiligen Kelch hat. Die männlichen haben sechs Staubfäden, auf dem Stempfel der weiblichen sitzen drey Griffel. Er ist am Kelch angewachsen, und wird mit ihm zu einer plattgedrückten Saamenkapsel, die dreyfächerig ist, und zwey Saamen enthält. Diese Pflanzen, die zum Unterhalt einer kleinen Anzahl Wilden von der Natur selbst hinlänglich vermehrt wurden, mußte man anbauen, als man eine stärkere Volksmenge damit ernähren mußte. Man entschloß sich dazu, und fügte noch andere Gewächse bey, die aus dem Land der neuen Verzehrer gezogen wurden.

Afrika hat den Inseln ein Gesträuch geliefert, das ungefähr vier Fuß hoch wird, vier Jahre dauert, und während seiner ganzen Dauer nützlich ist. Seine Blätter bestehen aus drey länglichen kleinern Blättern, die auf einem gemeinschaftlichen Stiel stehen. Seine gelben Blumen sind, wie die der Hülsenfrüchte unregelmäßig, und stehen büschelsweise an den Enden der Zweige. Er trägt Schotten, die verschiedene Körner einer Art gesunder und sehr nahrhafter Erbsen enthalten. Man nennt diesen Strauch den Erbsenbaum von Angola. Er kommt immer gut fort, sowohl in dem natürlich unfruchtbaren, als auch

in dem von Salzen erschöpften Boden. Auch versäumen die besten Haushälter unter den Kolonisten nicht, an alle die Orte ihrer Güter welche hinzusäen, die bey andern brach liegen bleiben.

Indessen ist die Kassawastaude oder der Manihot (Jatropha manihot. L.) doch das kostbarste Geschenk, das Afrika den Inseln gemacht hat. Die meisten Geschichtschreiber haben sie als eine aus Amerika stammende Pflanze angesehen. Es läßt sich aber nicht allzuwohl einsehen, auf was für einen Grund diese obschon ziemlich allgemein angenommene Meynung beruhet. Aber wäre auch deren Wahrheit erwiesen, so würden doch die Antillen nichts desto weniger die Kassawe von den Europäern bekommen haben, die sie mit den Afrikanern, denen sie zur Nahrung diente, hingebracht haben. Vor unsern Eroberungen war der Verkehr des festen Landes in Amerika mit diesen antillischen Inseln so unbedeutend, daß ein Erzeugniß des festen Landes auf den antillischen Inseln sehr wohl unbekannt seyn konnte. So viel ist gewiß, daß die Wilden, die unsern ersten Seefahrern Paradiesfeigen, Ignamen uud Kartoffeln anbothen, ihnen keine Kassawe zeigten; daß die Karaiben, die nun zu Dominike und St. Vincent zusammen wohnen, sie von uns empfangen haben; daß die Gemüthsart der Wilden sie zu einer so anhaltenden Wartung eines Gewächses untüchtig machte; daß endlich der Bau dieser Pflanze sehr freye Felder erfordert, und daß man in den Wäldern, womit diese Inseln bedeckt waren, keine gereuteten Stücke Landes, die mehr als etwa zwölf bis fünfzehn Ruthen

gehal-

gehalten hätten, antraf. So viel ist endlich noch gewiß, daß man erst nach der Ankunft der Neger etwas vom Gebrauch der Kassawe vernimmt; und daß er seit undenklichen Zeiten einem großen Theil von Afrika zur Hauptnahrung dient.

Dem sey, wie ihm wolle, so ist die Kassawe eine Pflanze, die sich durch Senker fortpflanzt. Man legt sie in fünf bis sechs Zoll tiefe Gruben, die man mit der daraus genommenen Erde wieder ausfüllt. Diese Löcher stehen nach Beschaffenheit des Bodens zwey bis dritthalb Fuß aus einander. Das Gesträuch erreicht etwas mehr, als Mannshöhe. Sein Stamm ist Arms dick, und das Holz weich und brüchig. So wie es wächst, fallen die untern Blätter ab, und lassen einen halbzirkelförmigen Eindruck am Stamm zurück. Es bleiben nur welche am Gipfel. Sie stehen allzeit wechselsweise, und sind tief in verschiedene Lappen eingeschnitten. Am Ende der Zweige stehen Büschel von männlichen und weiblichen Blüthen unter einander. Der Kelch der erstern ist fünftheilig, und schließt zehn Staubfäden ein; der andern ihre ist fünfblättrig, der Stempfel, den sie umgeben, ist mit drey haarigen Griffeln besetzt, und wird zu einer borstigen, dreyfächerigen Saamenkapsel, die drey Saamen enthält. An der Pflanze ist nichts brauchbar, als ihre Wurzel, die knollig ist, und nach acht oder mehr Monaten die Dicke einer schönen Rübe erlangt. Man kennt verschiedene Abänderungen, die sich in Ansehung ihrer Größe, ihrer Farbe und der Zeit, in der sie reif werden, unterscheiden. Es ist eine zärtliche Pflanze. Der Bau derselben ist mühsam.

Die

Die Nachbarschaft von jedem Kraut ist sehr nachtheilig. Sie braucht ein trockenes und leichtes Erdreich. Wenn die Wurzeln ihre Dicke und ihre Reife erlangt haben, so reißt man sie aus, und bereitet sie auf verschiedene Art zu, um sie zur Nahrung des Menschen dienlich zu machen. Man muß die erste Haut abkratzen, sie waschen, reiben, und hernach unter die Presse bringen, um den Saft auszuziehen, der als ein sehr wirksames Gift betrachtet wird. Das Kochen nimmt durch die Ausdünstung vollends dasjenige weg, was noch von giftigem Stoff darinn enthalten war. Wenn kein Rauch mehr erscheint, so thut man sie unter der eisernen Platte, unter der man sie hat kochen lassen, weg, und läßt sie erkalten.

Die geriebene, und durch das Rösten in kleine Körner verwandelte Kassawewurzel heißt Manihot. Den Namen Kassawe aber giebt man nur dem daraus verfertigten Teig, aus dem ein Kuchen wird, wenn man ihn nur rösten läßt, ohne ihn umzurühren. Es wäre gefährlich, wenn man so viel Kassawe als Mehl essen wollte, weil die Kassawe viel weniger gekocht ist. Beyde erhalten sich lange, und sind sehr nahrhaft, aber ein wenig schwer zu verdauen. Ob sie gleichs Anfangs unschmackhaft scheinen, so finden sich doch eine Menge auf den Inseln gebohrner Weißen, die beydes dem besten Waitzen vorziehen. Die meisten Spanier genießen es durchgängig zur täglichen Nahrung. Der Franzos ernährt damit seine Sklaven. Die andern europäischen Völker, die Besitzungen auf den Inseln angelegt haben,

wissen

wissen nicht viel von der Kassawe. Diese Kolonien empfangen ihren Unterhalt aus dem nördlichen Amerika; so daß, wenn durch einen sehr möglichen Zufall ihr Verkehr mit dieser fruchtbaren Landschaft nur vier Monate lang unterbrochen wäre, sie nothwendig Hungers sterben müßten. Eine unbegränzte Habsucht hält die Augen der Kolonisten auf diesen Inseln über diese augenscheinliche Gefahr verschlossen. Alle oder doch fast alle finden einen größern Vortheil dabey, den ganzen Fleiß ihrer Sklaven auf die Erzeugnisse zu wenden, die ein Gegenstand des Handels sind. Die hauptsächlichsten sind der Indigo, die Cochenille, der Kakao, die Rukustaude, die Baumwolle, der Kaffee und der Zucker. Von den drey erstern haben wir bereits in der Geschichte der Länder, die Kastilien unterworfen sind, gesprochen. Wir müssen gegenwärtig die andern beschreiben.

XXVII.

Von dem Bau des Roku oder Orleans.

Der Roku oder Orleans ist eine rothe Farbe, welche die Spanier Achiotte nennen, in welche man die weiße Wolle taucht, die man mit einer beliebigen Farbe färben will. Der Baum, (Bixa orleana. L.) der ihn giebt, ist eben so hoch, und noch dicker als ein Pflaumenbaum. Seine Rinde ist röthlich, seine grossen Blätter stehen wechselsweise, sind herzförmig, und haben an ihrer

ihrer Basis zwey Blattansätze oder Häute, die zeitlich abfallen. Die Blumen, die büschelweise stehen, haben einen fünftheiligen Kelch, zehn blaß purpurfarbene Blättgen, von denen fünf innen stehen und kleiner sind. Sie enthalten auch eine Menge Staubfäden, die unter dem Stempfel stehen, der mit einem einzigen Griffel besetzt ist. Die Frucht ist eine dunkelrothe, mit weichen Punkten bedeckte, an der Basis dicke, oben zugespitzte Kapsel. Sie öffnet sich der Länge nach in zwey grosse Klappen, die innen mit einem länglichen Saamenboden bedeckt sind, der voll Saamen ist. Diese Saamen sind mit einer rothen, weichen Substanz überzogen, die der eigentliche Roku ist. Dieser Baum trägt zweymal des Jahrs Blüthe und Früchte.

Es ist genug, wenn sich eine von den acht oder zehn Kapseln öffnet, um alle abbrechen zu können. Man nimmt die Saamen heraus, die man sogleich in grosse Tröge wirft, die mit Wasser gefüllt sind. Wenn die Gährung anfängt, so werden die Saamen mit einer großen hölzernen Spatel umgerührt, bis der Roku gänzlich davon los ist. Man gießt hernach das Ganze durch Siebe von Binsen, welche das Feste zurückhalten, eine dicke, rothe und stinkende Flüßigkeit aber in eiserne Kessel laufen lassen. Während des Siedens wird der Schaum in grosse Kessel gesammelt. Wenn es keinen mehr giebt, wirft man den Rest als unnütz weg, und thut den gesammelten Schaum in den Kessel.

Dieser

Dieser Schaum, den man zehn oder zwölf Stunden lang sieden läßt, muß beständig mit einer hölzernen Spatel umgerührt werden, damit er sich nicht an den Kessel anhänge, und schwarz werde. Wenn er genugsam gekocht, und ein wenig verhärtet ist, so legt man ihn auf Bretter, wo er erkaltet. Man theilt ihn hernach in Stücke von zwey oder drey Pfund, und die ganze Zubereitung ist geendigt.

XXVIII.

Vom Bau der Baumwollenstaude.

Die Staude, die unsern Manufakturen die Baumwolle (Gossypium herbaceum. L.) liefert, erfordert einen trockenen und steinigen Boden. Sie liebt einen schon angebauten eher, nicht weil die Pflanze in einem neuen Grund besser, als in einem schon gebrauchten fortkomme, sondern weil sie in jenem mehr Holz, und weniger Früchte treibt.

Die Lage der Morgenländer taugt ihr am besten. Im März, im April, und während der ersten Frühlingsregen fängt man den Bau der Baumwollenstaude an. Man macht Löcher, die sieben bis acht Fuß von einander entfernt sind, und wirft eine unbestimmte Anzahl Saamenkörner hinein. Wenn sie fünf bis sechs Zoll hoch gewachsen sind, so werden alle Stämme bis auf zwey oder drey der stärksten ausgerissen. Diesen

werden

werden vor dem Ende des Augusts zweymal die Spitzen abgebrochen. Diese Vorsicht ist um so nothwendiger, weil nur die Triebe nach dem letzten Schnitt Früchte tragen, und daß, wenn man die Staude über vier Fuß hoch wachsen läßt, das Einsammeln weniger bequem, und doch nicht reichlicher seyn würde.

Zu ihrem guten Fortkommen ist nöthig, daß das Unkraut, das um diese nützliche Staude wächst, sehr sorgfältig ausgerottet werde. Die häufigen Regen sind ihr gut, wenn sie nicht beständig anhalten. Vorzüglich müssen die Monate März und April, worinn die Erndte geschieht, sehr trocken seyn, wenn die Baumwolle nicht gefleckt, oder röthlich seyn soll.

Um diese Staude zu erneuern, schneidet man sie alle zwey oder drey Jahre bis auf die Wurzel ab, die alsdann verschiedene neue Schößlinge treibt. Sie tragen drey oder fünf lappige Blätter, die wechselsweise auf den Zweigen stehen, und unten Blattansätze haben. Nach acht oder neun Monaten erscheinen gelbe, rothgestreifte, ziemlich grosse Blumen, die in Ansehung ihres Baues und der Anzahl ihrer Geschlechtstheile, der Pappelblume gleich sind. Der in der Mitte stehende Stempfel wird zu einer Frucht von der Größe eines Taubeneyes, die drey oder vierfächerig ist. Jedes Fach zeigt, indem es sich öffnet, verschiedene runde Saamen, die in eine weiße Wolle eingewickelt sind, welche die eigentliche Baumwolle ist. Diese Oeffnung der Frucht zeigt ihre Zeitigung, und die Zeit der Erndte an.

Wenn

Wenn diese vorbey ist, so schneidet man die Wolle von dem Saamen, den sie bedeckt. Dieses Geschäft verrichtet sich mit Hülfe einer Baumwollenmühle. Dieß ist eine Maschine, die aus zwey Walzen von hartem Holz besteht, die ungefähr achtzehn Fuß Länge, achtzehn Linien Umfang, und zwey Linien tiefe Rinnen haben. Man befestiget sie an an beyden Enden, und es ist kein Raum zwischen ihnen, als derjenige, der nöthig ist, den Saamen durchgehen zu lassen. An einem Ende ist ein kleiner Mühlstein angebracht, der, wenn er mit dem Fuß in Bewegung gesetzt wird, die zwey Stäbe in entgegengesetzter Richtung umtreibt. Sie ergreifen die Wolle, die sich ihnen darbietet, und machen durch den Druck, die sie empfangen, daß der Saame, den sie enthalten, ausspringt.

XXIX.

Vom Bau des Kaffees.

Die Kaffeestaude (Coffea arabica), die ursprünglich aus Arabien kömmt, wo die Natur geitzig für das Nothwendige, und verschwenderisch für die Wollust ist, war lange Zeit die geliebte Pflanze dieses glücklichen Landes. Die unnützen Versuche, welche die Europäer machten, die Bohnen zum Aufkeimen zu bringen, brachten sie zu der Meynung, daß die Einwohner des Landes solche in siedendes Wasser werffen, oder

sie

sie im Bachofen trocknen ließen, ehe sie solche verkauften, damit ihnen ein Handel beständig bliebe, der ihren vornehmsten Reichthum ausmachte. Man wurde nicht eher aus dieser irrigen Meynung gebracht, als nachdem man die Staude selbst nach Batavia, und hernach in die Insel Bourbon und nach Surinam gebracht hatte. Die Erfahrung zeigte, daß es mit der Kaffeestaude, wie mit vielen andern Pflanzen beschaffen sey, deren Saamen nicht aufgeht, wenn er nicht ganz frisch in die Erde gelegt wird.

Diese Staude, die nur in einem Klima fortkömmt, dessen Winter nicht merklich ist, hat glatte, ganze, eyförmige und zugespitzte Blätter, wie der Lorbeerbaum; sie stehen einander gegenüber, und sind an ihrer Basis durch eine Schuppe getrennt. Die Blumen, die im Zirkel herum stehen, haben eine weiße Blüthe, wie der Jasmin, und fünf Staubfäden, die der Stempfel selbst trägt. Dieser, der in einen fünftheiligen Kelch eingeschlossen ist, wird mit ihm zu einer anfänglich grünen, dann röthlichen Frucht, von der Größe einer Kirsche, die mit zwey Kernen, oder harten gleichsam hornartigen Bohnen angefüllt ist. Diese Bohnen, die aussen gewölbt, und von der Seite, wo sie sich berühren, platt und gefurcht sind, geben, wenn sie geröstet, und zu Pulver gemacht sind, ein sehr angenehmes Getränk, das den Schlaf vertreibt, und dessen Gebrauch sich unmerklich durch den größten Theil des Erdbodens verbreitet.

Der beste und auch der theuerste Kaffee ist allzeit der aus Arabien; aber die amerikanischen Inseln, und die Küsten der neuen Welt, die ihn seit dem Anfang dieses Jahrhunderts anbauen, liefern unendlich mehr davon. Nicht überall ist er von gleicher Güte. Derjenige, der auf einem günstigen Boden wächst, und gegen Morgen steht, wo er die Kühle des Morgenthaues, und den Regen genießt, der in gemäßigter Wärme reift, wird besser, als die andern.

Die Kaffeepflanzen werden in Löcher von zwölf bis fünfzehn Zoll, und sechs, sieben, acht bis neun Fuß aus einander gesetzt, nach dem der Boden beschaffen ist. Sie würden natürlicher Weise achtzehn bis zwanzig Fuß hoch werden. Man erhält sie aber bey fünf, um ihre Früchte bequem sammeln zu können. So gestutzt breiten sie sich so gut aus, daß ihre Zweige in einander wachsen.

Zuweilen belohnt diese Staude die Mühe seines Pflanzers schon im dritten Jahr, bald aber erst im fünften oder sechsten. Bald bringt sie nur ein Pfund hervor, bald drey bis vier. An einigen Orten dauert sie nur zwölf bis fünfzehn Jahre, an andern fünf und zwanzig bis dreyßig. Diese Veränderungen hängen ganz besonders vom Boden ab, wo sie gepflanzt ist.

Der amerikanische Kaffee blieb lange in einer Art von Unvollkommenheit, die ihn herunterseßte. Man verwandte damals gar keine Sorgfalt auf ihn. Diese Nachläßigkeit hat sich nach und nach verloren.

Heut zu Tag wird er nicht eher zur Mühle gebracht, als nachdem er gut gewaschen und von seinem schleimigen Wesen gereiniget ist; nachdem er alle dienliche Zubereitung erhalten hat.

Diese Mühle besteht aus zwey hölzernen Walzen, die mit Eisenblech beschlagen, achtzehn Zoll lang, und sechs bis zwölf dick sind; sie sind beweglich, und durch ihre Bewegung nähern sie sich einem dritten unbeweglichen Stück, das man die Scheibe nennt. Ueber den Walzen ist ein Trichter, in welchen man den Kaffee wirft, welcher, indem er zwischen die zwey Walzen und die Scheibe fällt, seine erste Haut verliert, und sich in zwey Theile, woraus er besteht, theilt, wie man es an der Gestalt der Bohne sieht, die auf der einen Seite platt, auf der andern zugerundet ist. Aus dieser Maschine kommen sie auf ein Sieb von Meßing, das abhängend stehet, und welches die Häute der Bohnen durch seine Zwischenräume läßt, während daß die Frucht abglitscht, und in Körbe herunterfällt, mit welchen sie in ein Gefässe voll Wasser getragen werden, worinn man sie wäscht, nachdem sie eine Nacht durchgeweicht sind. Wenn die Erndte geendigt und wohl getrocknet ist, wirft man den Kaffee in eine Maschine, die man die Stampfmühle nennt. Dieß ist eine hölzerne Mühle, welche ein Maulesel, oder ein Pferd senkrecht um seinen Zapfen treibt. Indem sie den trockenen Kaffee berührt, nimmt sie die Pergamenthaut weg, die nichts, als eine Haut ist, welche sich während dem Trocknen von den Bohnen losmacht. Wenn diese abgezogen ist, nimmt man den Kaffee

aus

aus der Mühle, um ihn in einer Windmühle auszublasen. Diese Maschine, die aus vier Stücken von Eisenblech besteht, die an eine Achse befestiget sind, wird durch einen Sklaven mit großer Geschwindigkeit bewegt. Der Wind, den diese Bleche verursachen, reinigt den Kaffee von allen Häuten, die sich darunter vermischt finden. Hernach wird er auf eine Tafel gelegt, auf welcher die Neger alle zerbrochenen Bohnen und Unreinigkeiten, die darinn geblieben sind, absondern. Nach diesen Arbeiten ist der Kaffee verkäuflich. Sein Preis war anfangs sehr mäßig. Die Leidenschaft, die ganz Europa für dieses angenehme Getränke bekam, vermehrte dessen Werth sehr. Diese Ursache machte, daß er seit dem Frieden vom Jahr 1763 häufig angebaut wurde. Das Erzeugniß überstieg bald den Verschleiß. Seit einigen Jahren sind alle Anpflanzer zu Grund gerichtet. Ihr Schicksal wird sich nicht ändern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Den Zeitpunkt dieser glücklichen Veränderung aber können wir nicht bestimmen.

XXX.

Vom Anbau des Zuckers.

Das Rohr, von dem der Zucker kömmt (Sacharum officinarum. L.), ist eine Art von Schilf, das neun Schuh, und bisweilen darüber hoch wird, nachdem der Boden beschaffen ist. Gewöhnlicher

Weise ist es einen Zoll dick. Es ist mit einer etwas harten Rinde überzogen, die ein mehr oder weniger festes Mark enthält, das mit einem süßen und schleimigen Saft angefüllt ist. In gehöriger Entfernung ist es durch Knoten abgetheilt, aus welchen lange, schmale, am Rand scharfe, und an ihrer Basis körnige Blätter entspringen. Die untern fallen ab, so wie der Stengel empor steigt. An der Spitze befindet sich eine seidenartige ziemlich große Aehre, davon jede Blüthe drey Staubfäden, und ein einziges Saamenkorn hat, das mit einem zweyblättrigen Kelch bedeckt, und mit Haaren umgeben ist.

Diese Pflanze wird in gewißen Gegenden von Asien und Afrika seit undenklichen Zeiten gebauet. Gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ward Sicilien damit beschenkt, und von da gieng sie nach den mittäglichen Provinzen von Spanien über. Nach der Zeit ward sie auf Madera und die kanarischen Inseln verpflanzt. Aus diesen Inseln nahm man sie, um sie nach der neuen Welt zu bringen, wo sie so wohl gerathen ist, als wenn sie da einheimisch wäre.

Alle Ländereyen schicken sich nicht gut für dieß Rohr. Die fetten, starken, niedrigen und sumpfigen, mit Holz umgebenen, oder neuerlich ausgereuteten bringen, ungeachtet der Dicke und Länge der Röhre nichts, als einen wässerigen, wenig gezuckerten, schlechten, schwer zu kochenden, zu reinigenden und zu erhaltenden Saft hervor. Die Röhren, die auf einem Boden stehen, wo sie bald Toffstein und Felsen finden, leben gar kurz,

und

und geben wenig Zucker. Ein leichtes, lockeres und tiefes Erdreich ist das, was die Natur für dieses Erzeugniß bestimmt hat.

Die allgemeine Art, sich es zu verschaffen, besteht darinn, daß man ein großes Feld zubereitet; drey Fuß weit von einander, achtzehn Zoll lange, zwölf zoll breite, und sechs Zoll tiefe Furchen zieht; zwey, und manchmal drey Senker, jeden einen Fuß lang darein legt, die von dem obern Theil des Rohrs abgeschnitten werden müssen, und sie leicht mit Erde überdeckt. Aus jedem der in dem Senker befindlichen Knoten treibt ein Reiß, das mit der Zeit ein Zuckerrohr wird.

Man muß dieses sorgfältig und ohne Unterlaß von allem Unkraut, welches unfehlbar um dasselbe hervorbricht, befreyen. Diese Arbeit dauert nur sechs Monate lang. Alsdann sind die Röhre stark genug mit Blättern versehen, und nahe genug bey einander, um alles zu ersticken, was ihrem Wachsthum nachtheilig seyn könnte. Man läßt sie gewöhnlich anderthalb Jahr stehen, und selten werden sie eher geschnitten.

Aus ihren Stoppeln entstehen Sprößlinge, die man wieder fünf Viertheil Jahre nachher schneidet. Diese zweyte Erndte wirft nicht viel mehr, als den halben Ertrag der ersten ab. Manchmal nimmt man ein drittes, und sogar ein viertes Schneiden vor, deren Einbringen immer geringer wird, so gut als auch das Land seyn mag. Auch kann ein arbeitsamer Pflanzer nur durch den Mangel an denen, um seinen Acker wieder

frisch zu besetzen, nöthigen Arbeitern bewogen werden, mehr als zwey Erndten von seinen Röhren zu verlangen.

Die Erndte ist auch nicht in allen Pflanzörtern auf einerley Zeitpunkt angesetzt. In den französischen, dänischen, spanischen und holländischen Besitzungen fängt sie im Jenner an, und geht bis in den Oktober fort. Unterdessen muß diese Pflanze sowohl, als die andern ihre Zeit haben; und man bemerkt sehr wohl, daß sie in den November und Decembermonaten blühet. Also müssen diese Nationen, die zehn Monate hindurch ohne Unterlaß erndten, bald unzeitige, bald zu reife Röhre abschneiden. Folglich hat auch der Saft nicht die gehörigen Eigenschaften. Diese Erndte muß eine bestimmte Jahrszeit haben, und vermuthlich fällt sie in die Monate März und April, wo alle süße Früchte reif sind, da hingegen die sauern erst im Julius und August reifen.

Die Engländer schneiden ihre Röhre im März und im April. Doch geschieht das nicht der Reife wegen. Die Dürre, die auf ihren Inseln herrscht, macht ihnen den Regen, der im September fällt, nothwendig zum Pflanzen; und da das Rohr achtzehn Monate zum Wachsen braucht, so fällt durch diesen Zeitlauf ihre Erndte immer auf den Punkt der Reife.

Um den Saft aus den abgeschnittenen Röhren zu ziehen, welches in den ersten vier und zwanzig Stunden geschehen muß, weil er sonst versauern würde, legt man sie zwischen zwey eiserne oder

kupferne

kupferne Walzen, welche auf einer unbeweglichen Platte senkrecht stehen. Die Bewegung dieser Walzen entspringt aus einem wagerechten Rade, das durch Ochsen oder Pferde gedreht wird; aber in den Wassermühlen bekommt dieß wagerechte Rad seine Bewegung von einem senkrechten, worauf das Wasser fällt, und es so um seine Achse treibt; und zwar geht diese Bewegung von der Rechten zur Linken, wenn der Strom von oben herab auf das Rad fällt; von der Linken aber zur Rechten, wenn der Strom das Rad von unten her stößt.

Aus dem Behälter, worinn der Saft der Röhre gesammelt wird, fällt er in eine Pfanne, wo man diejenigen wässerigen Theilchen, die sich am leichtesten absondern lassen, ausdünsten läßt. Dieser Saft wird dann in eine andere Pfanne gegossen, wo ein gemäßigtes Feuer seinen ersten Schaum abtreibt. Wenn er sein zähes Wesen verloren hat, so gießt man ihn in die dritte Pfanne, worinn er bey viel stärkerm Feuer weit mehr Schaum abwirft. Nachher läßt man ihn zum letztenmal in einer vierten Pfanne bey einem Feuer, das dreymal so stark seyn muß, als das erstere, kochen.

Dieses letztere Feuer bestimmt den Erfolg des ganzen Verfahrens. Wenn es recht gewesen ist, so bildet der Zucker Kristalle von verschiedener Größe und von verschiedenem Glanz, je nachdem die Menge der Oeltheilchen, wodurch dieselben ein schmutziges Aussehen erhalten, beschaffen ist. Wenn das Feuer zu stark gewesen ist, so wird der Saft

zu einem schwarzen und kohligen Extrakt, aus dem kein taugliches wesentliches Salz erhalten werden kann. Ist das Feuer zu schwach gemacht worden, so bleibt eine beträchtliche Menge fremder Oeltheilchen zurück, die den Zucker fleckig, fett und schwärzlich machen, dergestalt, daß, wenn man ihn trocknen will, er immer löcherig bleibt, weil die Stellen, welche die Oeltheilchen besetzten, leer bleiben.

Sobald der Zucker kalt geworden ist, so gießt man ihn in kegelförmige irrdene Gefässe. Diese Kegel sind an der Grundfläche offen; an der Spitze aber ist ein Loch, aus welchem man das Wasser abfließen läßt, das keine Kristalle hat liefern können. Man nennt dieses den Syrupp. Was nach diesem Abfluß übrig bleibt, ist roher Zucker, der fett, braun und weich ist.

Die meisten Inseln überlassen den Europäern die Sorge, dem Zucker alle übrigen Zubereitungen zu geben, die nöthig sind, um ihn zu gebrauchen. Diese Gewohnheit erspart ihnen kostbare Gebäude. Sie erlaubt mehr Neger zum Bau der Ländereyen zu gebrauchen, und zwey bis drey Monate ohne Unterlaß zu erndten. Sie macht aber auch, daß man mehr Schiffe zur Fortschaffung des Zuckers gebraucht.

Die einzigen französischen Kolonisten haben geglaubt, ihr Vortheil erfordere es, ihrem Zucker noch eine Zubereitung zu geben. Man mag den Saft des Zuckerrohrs noch so vollkommen gekocht haben, so bleiben immer eine Menge fremder

Theile

Theile an den Salzen des Zuckers hängen, die bey ihm das zu seyn scheinen, was die Hefen dem Wein sind. Sie geben ihm eine schmutzige Farbe, und einen Weinsteingeschmack, die man ihm durch eine Terrage genannte Zubereitung (Auflegung von Thonerde) zu benehmen sucht. Diese Zubereitung besteht darinn, daß man den rohen Zucker in ein neues, dem, wovon geredt worden, in allen Stücken ähnliches, irrdenes Gefäß thut. Man bedeckt ihn an der Grundfläche des Kegels mit einem weißen Mergel, den man mit Wasser begießt. Indem dieß Wasser durch den Mergel durchseiget, so reißt es Theile dieser kalchigen Erde mit fort, und schleicht damit über die Salztheilchen hin, da dann diese Erde fette Theilchen findet und an sich zieht. Nachher läßt man das Wasser durch das Loch an der Spitze des Gefässes ausfließen, und bekömmt dadurch einen zweyten Syrupp, Melasse genannt, der desto schlechter ist, je schöner der Zucker war, das heißt, je weniger seinem Wesen fremde ölige Theile er enthielt: denn alsdann zieht die durch das Wasser aufgelößte kalchige Erde allein durch, und man schmeckt sie in ihrer ganzen Schärfe.

Auf dieß Mergeln folgt eine letzte Zubereitung, die durchs Feuer geschieht, und die darum angestellt wird, um die Feuchtigkeit ausdünsten zu lassen, welche die Salze während des Mergeln eingesogen haben. Dießfalls nimmt man den Zucker in seiner kegelförmigen Gestalt aus dem Gefäß, bringt ihn in eine Stube, die durch einen eisernen Ofen sanft und allmählig geheitzt wird, und läßt ihn da so lange, bis er ganz

trocken

trocken ist; und das geschieht gemeiniglich in drey Wochen.

Obgleich die Kosten, die diese Verrichtung erfordert, fast allzeit an und für sich verloren sind, weil der gemergelte Zucker gemeiniglich in Europa eben so, wie der rohe rafinirt wird, so ermangeln doch alle Einwohner der französischen Inseln, die das Vermögen dazu haben, selten, ihren Zucker auf diese Art zu erläutern. Sie finden dabey den Vortheil, der sich für eine Nation, deren Kriegsseewesen schwach ist, nicht schätzen läßt, in Kriegszeiten mehrere Waaren mit einer geringern Anzahl Schiffe nach dem Hauptlande zu schicken, als wenn sie nur rohen Zucker machten.

Man kann zwar aus diesem, aber noch viel besser aus dem gemergelten Zucker urtheilen, aus was für Salzen er besteht. Wenn der Boden, worauf das Rohr gepflanzt worden, fest, steinig, abhängig ist, so werden die Salze weiß und eckig, und die Kristallen sehr dick seyn. Wenn das Land viel Mergel hat, so wird der Zucker eben so weiß seyn, aber die weniger eckigen Kristallen werden nicht so viele Lichtstrahlen zurückwerfen. Ist der Boden fett und schwammig gewesen, so werden die Kristallen fast rund, die Farbe schmutzig seyn, und der Zucker wird unter dem Finger weggleiten, ohne daß man ihn fühlt. Dieser Zucker wird für den allerschlechtesten gehalten.

Es mag daran Schuld seyn, was da will, so ist so viel gewiß, daß die nach Norden zu gele-

gelegenen Ländereyen den besten, und die mergelichen den meisten Zucker geben. Die Zubereitungen, welche die auf diesen beyden Arten von Boden wachsenden Röhren erfordern, sind nicht so langweilig, nicht so mühsam, als bey den Röhren, die auf fettem Boden stehen. Aber diese Grundregeln sind unendlichen Abänderungen unterworfen, deren Untersuchung nur für sehr aufmerksame Chymiker oder Pflanzer gehört.

Das Rohr liefert außer dem Zucker noch Syrupp, welcher den zwölften Theil so viel als Zucker werth ist. Der Syrupp von der besten Art ist derjenige, der aus dem ersten Gefäße in das zweyte fließt, wenn man den rohen Zucker bereitet. Er besteht aus groben Theilen, welche Zuckersalze mit sich fortschleppen, es mögen dieselben nun darinn enthalten seyn, oder nur damit weggeschlemmt werden. Der geringere Syrupp, der bitterer schmeckt, und von dem man weniger bekömmt, entsteht aus dem Wasser, das die weinsteinartigen und erdigen Theile des Zuckers, wenn man ihn wascht, mit wegschlemmt. Durch Feuer erhält man noch einigen Zucker aus der ersten Art Syrupp, der nach diesem aber geringer geachtet wird, als der von der zweyten Art.

Alle beyde werden in den nördlichen Gegenden Europas verbraucht, wo sie dem gemeinen Volk statt der Butter und des Zuckers dienen. Das nördliche Amerika braucht ihn zu eben dem Behuf, und über dem dazu, um ein Getränke, Pruß genannt, das weiter nichts ist, als eine Tinktur von Baumrinde, in Gährung zu bringen, und ihm einen angenehmen Geschmack zu geben.

Dieser

Dieser Syrupp ist durch die Kunst, die man erfunden hat, ihn in einen Brantenwein zu verwandeln, den die Engländer Rum, und die Franzosen Taffia nennen, noch einträglicher. Dieß ganze ungekünstelte Verfahren besteht bloß darinn, daß man ein Drittheil Syrupp mit zwey Drittheil Wasser vermischt. Wenn diese beyden Dingen hinreichend gegohren haben, und das geschieht gemeiniglich in zwölf bis vierzehn Tagen, so werden sie in einen recht reinen Brennhafen gethan, wo die Abtreibung, wie gewöhnlich, geschieht. Man bekommt dadurch gerade soviel Rum wieder, als man Syrupp dazu gethan hat.

Dieß ist das Verfahren, bey welchem alle Inseln überhaupt nach vielen Versuchen und Veränderungen in Ansehung des Zuckerbaues stehen geblieben sind. Es ist gewiß gut; aber vielleicht ist es doch nicht auf den Grad der Vollkommenheit gekommen, dessen es fähig ist. Es läßt sich muthmaßen, daß man grosse Vortheile dadurch erhalten würde, wenn man die Zuckerröhre nicht auf grosse in eins fortgehende Felder pflanzte, sondern ein solches Feld in Stücken, jedes von zehn Ruthen theilte, und zwischen zwey bepflanzten Stücken immer ein unbepflanztes brach stehen ließ. Nach dem gegenwärtigen Verfahren bekommen nur die am Rand stehenden Röhre einen schönen Wuchs, und reifen zur rechten Zeit. Die in der Mitte wachsenden verkommen zum Theil, und werden nicht recht reif, weil sie von dem Durchstreifen der Luft beraubt sind, als welche nur durch ihr Gewicht wirkt, und also selten zum Fuß dieser immer mit ihren Blättern bedeckten Röhre gelangt.

Nach

Nach diesem neuen Pflanzungssystem würden die Stücke Landes, die brach gelegen hätten, zur Fortpflanzung geschickter seyn; und die abgeerndteten Stücke würden hinwiederum ruhen. Es ist zu glauben, daß man mit dieser Art eben so viel Zucker bekäme, als nach dem itzigen Schlendrian, und mit dem Vortheil oben drein, daß man weniger Sklaven zum Bau desselben brauchte. Man kann aus dem, was der Zuckerbau, ungeachtet seiner Unvollkommenheit anitzt abwirft, von dem urtheilen, was er alsdann einbringen würde.

In einer auf gutem Boden belegenen, und mit Negern, Vieh und allen übrigen Dingen wohl versehenen Pflanzung bauen zwey Menschen ein Viereck von Zuckerröhren, das hundert geometrische Schritte lang und breit ist. Ein solches Viereck muß gemeiniglich sechszig Zentner rohen Zucker geben. Der Mittelpreiß des nach Europa gelieferten Centners mag etwa nach Abzug aller Kosten 20 Livres a) seyn. Also bringt die Arbeit eines jeden Mannes 600 Livres b) ein. 150 Liv. c) nebst dem Preiß des Syrupps und des Rums sind für die Baukosten, das heißt, für die Nahrung der Sklaven, ihren Abgang, ihre Krankheiten, ihre Kleidung, für die Ausbesserung der Geräthschaft, ja selbst für die Unfälle hinreichend. Also beträgt der reine Ertrag von ein und einem halben Morgen Landes 450 Liv. d). Schwerlich würde man einen erträglichern Bau finden.

Es

---

a) Oder 9 fl. 10 kr.
b) — 275 fl. = =
c) Oder 68 fl. 45 kr.
d) — 206 fl. 15 kr.

Es läßt sich sogar einwenden, daß der reine Ertrag hier unter seinen wahren Werth gesetzt wird, weil ein solches Viereck von Zuckerröhren keine zwey Menschen zu seinem Bau erfordert. Aber diejenigen, die diesen Einwurf machen, müssen bedenken, daß die Verfertigung des Zuckers andere Arbeiten erfordert, als den blossen Bau, und folglich mehrere Arbeiter, als bloß die, die auf dem Feld nöthig sind. Wenn man nun den Werth dieser verschiedenen Arten von Verrichtungen, eines ins andere rechnet, so muß man von dem Einbringen eines solchen Vierecks die Kosten für die Unterhaltung von zwey Menschen abziehen.

Mit ihrem Zucker verschaffen sich die Inseln hauptsächlich das, was ihre Bewohner gebrauchen, oder wozu sie Lust haben. Sie bekommen aus Europa Mehl, Getränke, gesalzen Fleisch, seidene Zeuge, Leinwand, Nürnbergerwaaren, kurz alles, was zu ihrer Kleidung, Nahrung, Möblirung, Putz, Bequemlichkeit, ja so gar zu ihren Grillen erforderlich ist. Sie verbrauchen eine ungeheure Menge von Dingen und Arten, und dieser Verbrauch muß nothwendig einen Einfluß auf die Sitten der Einwohner haben, die gemeiniglich reich genug sind, um sich ihn gestatten zu können.

XXXI.

XXXI.

Gemüthsart der auf den Inseln wohnhaften Europäer.

Es scheint, als wenn die auf den Inseln verpflanzten Europäer nicht weniger aus der Art geschlagen seyn sollten, als die Thiere, die sie mit sich dahin gebracht haben. Der Himmelsstrich wirkt auf alle lebendige Wesen. Aber die Menschen sind der Natur nicht so unmittelbar unterworfen, und widerstehen ihrem Einfluß mehr, weil sie unter allen Wesen das meiste Sittliche an sich haben. Die ersten auf den Antillen sich niedergelassenen Einwohner verbesserten die schlimme Wirkung, die ein neuer Himmel, und ein neuer Boden auf sich hatte, durch die Bequemlichkeiten, die ihnen ein mit dem alten Vaterland immer offen stehender Handel darbot. Sie lernten sich nach der ihrer neuen Lage angemessensten Art nähren, und Wohnungen bauen. Sie behielten die Gewohnheiten ihrer Erziehung bey, so weit als es sich mit der physischen Beschaffenheit der Luft, die sie athmeten, vertragen konnte. Sie brachten die Nahrungsmittel und die Gebräuche Europens mit sich nach Amerika, und gewöhnten Wesen und Erzeugnisse an einander, welche die Natur um den ganzen Raum einer Zone von einander getrennt hatte. Aber unter allen ihren ursprünglichen Gewohnheiten war diejenige, die Menschengeschlechter durch die Ehe zu vermischen und zu trennen, vielleicht die heilsamste.

Alle,

Alle, und sogar die unausgebildetesten Nationen haben die Vereinigung der Geschlechter unter den Kindern einer Familie untersagt; entweder weil Erfahrung oder Vorurtheil ihnen dieses Gesetz eingeflößt hat, oder weil der Zufall die Menschen ganz natürlich darauf bringet. Wesen, die von Kindheit an mit einander erzogen und gewohnt sind, einander beständig zu sehen, nehmen in diesem genauen Umgang eher die Gleichgültigkeit an, die aus der Gewohnheit entspringt, als jene lebhafte und feurige sympathetische Empfindung, die auf einmal zwey Wesen, welche sich noch nie gesehen haben, wechselseitig anzieht. Wenn im wilden Leben der Hunger die Familien trennt, so hat sie die Liebe gewiß wieder vereinigt. Die Geschichte des Raubes der Sabinerinnen, sie sey fabelhaft oder wahr, zeigt immer, daß die Ehe den ersten Bund unter den Nationen gestiftet hat. So wird sich das Blut nach und nach immer mehr, entweder durch die zufälligen Begegnungen eines irrenden Lebens, oder durch die bestimmten Bedürfnisse und Verträge der angesessenen Völkerschaften vermischt haben. Der physische Vortheil, die Geschlechter unter den Menschen, wie unter den Thieren, zu vermischen, um zu verhindern, daß die Gattung ausarte, ist die Frucht einer spaten Erfahrung, die erst nach der Erkenntniß des Nutzens die Familien zu vereinigen, um die Ruhe der Gesellschaften zu befestigen, eingetretten ist. Die Tyrannen haben frühezeitig gewußt, in wie ferne es ihnen zuträglich wäre, ihre Unterthanen unter sich zu vereinigen, oder zu trennen, um sie in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie haben die Stände durch die Vor-

urtheile

urtheile geschieden, weil diese Scheidewand unter ihnen ein Band der Unterhänigkeit gegen den Landesherrn abgab, und sie durch den gegenseitigen Haß und Zwiespalt im Zaum erhielt. Sie haben die Familien in jedem Stande mit einander vereinigt, weil diese Vereinigungen einen ewigen Keim zur Zwitracht erstickte, der allem Geist von Nationalgesellschaft entgegen ist. Also hat sich die Vermischung der Geschlechter und Familien vielmehr nach den politischen Einrichtungen, als nach den Absichten, welche die Natur damit hat, gebildet.

Es mag nun aber der physische Grund und der moralische Zweck dieses Gebrauchs seyn, welcher er will, so wurde er doch durch die Europäer, die sich auf den Inseln niederließen, beobachtet. Die meisten verheyratheten sich entweders in ihrem Vaterland, ehe sie nach der neuen Welt segelten, oder mit Personen, die auch dahin kamen. Der Europäer gieng und heyrathete eine Kreolin, oder der Kreole eine Europäerin, die das Schicksal oder ihre Familie nach Amerika brachten. Aus dieser glücklichen Vermischung ist eine besondere Gemüthsart entstanden, wodurch sich in beyden Welten der Mensch unterscheidet, der in der neuen, aber von Eltern aus allen beyden gebohren ist. Wir werden die Züge desselben mit desto mehrerm Vertrauen entwerfen, da sie aus den Schriften eines tiefdenkenden Beobachters geschöpft werden sollen, der uns schon verschiedene Umstände, die Naturgeschichte betreffend, an die Hand gegeben hat.

Die Kreolen sind, überhaupt genommen, wohl gebildet. Kaum sieht man einen einzigen, der die Verunstaltungen an sich hätte, die in andern Himmelsgegenden so häufig sind. Ihre Glieder sind ausserordentlich geschmeidig; dieß sey nun dem, heißen Ländern eigenen organischen Bau, oder der Gewohnheit, die Kinder ohne die Fesseln der Windeln und der Schnürbrust zu erziehen, oder endlich den Uebungen, woran sie von Kindheit an gewohnt werden, zuzuschreiben. Indessen hat ihre Gesichtsfarbe nie jenes frische und lebhafte Ansehen, das zur Schönheit unentbehrlicher ist, als regelmäßige Züge. In dem Gesundheitszustand sehen sie aus als Genesende; aber dieser bleiche, mehr oder minder dunkle Anstrich ist auch unsern mittäglichen Völkern einigermaßen eigen.

Ihr unerschrockener Muth hat sich im Krieg durch eine Folge von glänzenden Thaten gezeigt. Sie wären die besten Soldaten, wenn sie nur der Kriegszucht fähig wären.

Die Geschichte wirft ihnen keine von jenen Feigheiten, Verräthereyen und Niederträchtigkeiten vor, womit die Jahrbücher aller andern Völker befleckt sind. Kaum läßt sich ein von einem Kreolen begangenes schändliches Verbrechen anführen.

Alle Fremden ohne Ausnahme treffen in den Inseln eine edelmüthige zuvorkommende Gastfreyheit an. Diese nützliche Tugend wird mit einem Prunk ausgeübt, der wenigstens beweiset, wie sehr man sich eine Ehre daraus macht. Diese natürliche Neigung zur Wohlthätigkeit verscheucht den Geitz, und daher läßt es sich gut mit den Kreolen handeln.

Verstellung, List, Argwohn finden nie in ihrer Seele statt. Die Ehre, die sie in ihre Freymüthigkeit setzen, die gute Meynung, die sie von sich selbst haben, und ihre außerordentliche Lebhaftigkeit entfernt das Geheimnißvolle, das Zurückhaltende von ihrem Umgang, das die Güte des Herzens und den Geist der Geselligkeit erstickt, und der Empfindsamkeit engere Schranken setzt.

Eine hitzige Einbildungskraft, die nicht den geringsten Zwang leiden kann, macht sie unabhängig, und in ihren Neigungen veränderlich. Sie reißt sie mit immer neuer Heftigkeit zum Vergnügen hin, dem sie ihr Glück und ihr ganzes Wesen aufopfern.

Ein besonders durchdringender Verstond; eine schleunige Fertigkeit, alle Begriffe zu fassen, und sie mit Feuer auszudrücken; die Kraft, sie manigfaltig unter einander zu vergleichen, mit der Gabe der Beobachtung vergesellschaftet; eine glückliche Vermischung aller Fähigkeiten des Verstandes und der Gemüthsart, die den Menschen zu den grösten Dingen geschickt machen, wird sie dahin bringen, alles zu wagen, so bald die Unterdrückung sie dazu nöthigt.

Die zehrende und salzige Luft der Antillen raubt den Frauenspersonen das lebhafte Kolorit, das den Glanz ihres Geschlechts ausmacht. Aber sie haben eine sanfte Weiße, die den Augen ihre ganze Kraft zu wirken, jene tiefe Pfeile, davor nichts schützen kann, in die Herzen abzudrücken läßt. Obgleich die Mannspersonen nach dem Maaße

Nahrung verzehren, wie die Hitze, wodurch sie erschöpft werden, beschaffen ist, sind sie sehr mäßig, und haben fast nichts lieber, als Schokolade, Kaffee, und jene geistigen Getränke, die den Werkzeugen den Ton und die Kraft wieder geben, die ihnen der Himmelsstrich raubt.

Sie sind sehr fruchtbar, und zeugen oft zehn bis zwölf Kinder. Diese Fruchtbarkeit kömmt von der Liebe, die sie gewaltig an den Mann fesseln, den sie besitzen, sie aber auch schleunig in die Arme eines andern jagt, sobald der Tod das Band der ersten oder zweyten Ehe gebrochen hat.

Eifersüchtig sind sie bis zur Wuth, aber selten ungetreu. Die Trägheit, durch welche sie die Mittel, zu gefallen, vernachläßigen; der Geschmack der Mannspersonen an den Negerweibern; eine im häuslichen Leben und größern Umgang eingeführte Lebensart, welche die Gelegenheiten und Gefahren der Buhlerey entfernt; das sind die besten Stützen der weiblichen Tugend.

Die Art von Einsamkeit, worinn sie in ihren Wohnungen leben, giebt ihnen eine große Schüchternheit, die sie im Umgang der Welt verlegen macht. Sie nehmen frühezeitig einen Mangel von Nacheiferung und Lust an, die sie verhindert, sich die Geschicklichkeiten einer angenehmen Erziehung zu erwerben. Sie scheinen nur zum Tanz Kraft und Lust zu haben, der sie vermuthlich noch zu lebhafterm Vergnügen bewegt und anfeuert. Dieser Hang zur Wollust folgt ihnen durch das ganze Leben hindurch; sie mögen nun im Alter das Andenken, oder einige Empfindungen der Jugend oder aus andern uns unbekannten Ursachen darinn finden.

Aus

Aus dieser Leibesbeschaffenheit entsteht eine ausserordentliche empfindliche, und gegen alles Elend so mitleidige Gemüthsart, daß diese Personen den Anblick desselben nicht ertragen können; aber das macht sie auch zugleich in Ansehung des Dienstes der um sie seyenden Bedienten streng und gebieterisch. Sie sind despotischer und unerbittlicher gegen ihre Sklaven, als selbst die Mannspersonen, und es kostet sie nichts, Strafen aufzulegen, deren Anblick, wenn sie jemals dabey zugegen seyn müßten, eine Züchtigung und eine Lehre für sie wäre.

Vielleicht kömmt es von der Sklaverey der Neger zum Theil her, daß die Kreolen eine gewisse Gemüthsart an sich haben, die da macht, daß sie in Europa als wunderlich, eigensinnig, und von einem unangenehmen Umgang erscheinen. Kaum haben sie als Kinder gehen gelernt, so sehen sie schon erwachsene und starke Menschen um sich her, die dazu bestimmt sind, ihrem Willen zuvorzukommen, und an den Augen abzusehen. Dieser erste Anblick muß ihnen die ausschweifendste hohe Meynung von sich selbst einflößen. Sie sind selten der Gefahr ausgesetzt, selbst gegen ihre unbilligsten Grillen einigen Widerstand zu erfahren, und sie schöpfen daher einen Geist des Uebermuths, der Tyranney und der Verachtung gegen einen großen Theil des menschlichen Geschlechts. Nichts ist so ungezogen, als der Mensch, der fast immer mit seinen Untergebenen lebt: aber sind diese Untergebene vollends Sklaven, die gewohnt sind, Kinder zu warten, und sich sogar vor einem Geschrey zu fürchten,

das ihnen Züchtigungen zuwege bringen kann; was kann dann aus Herren werden, die niemals gehorcht haben, aus Bösewichtern, die niemals gestraft worden sind, aus Rasenden, die andere an Ketten legen?

Eine so grausam nachsichtsvolle abgöttische Ehrfurcht bringt den Amerikanern jenen Stolz ins Herz, den man in Europa, wo eine größere Gleichheit unter den Menschen sie lehrt, mehr Achtung für einander zu haben, hassen muß. Sie sind erzogen, ohne Mühseligkeit und Arbeit zu kennen, und können daher weder ein Hinderniß übersteigen, noch einen Widerspruch ertragen. Die Natur hat ihnen alles gegeben, und das Glück ihnen nichts versagt. Dem größten Theil unsrer Könige in diesem Betracht gleich, sind sie deswegen unglücklich, weil sie nie Widerwärtigkeiten erfahren haben. Wenn das Klima, das sie heftig zur Liebe reitzt, nicht wäre, so genößen sie kein einziges wahres Vergnügen der Seele: und dennoch haben sie selten das Glück, solche Leidenschaften zu fassen, die durch Hindernisse und Weigerungen gehemmet, sich von Thränen nähren, und von Tugenden leben. Wenn die Gesetze Europas nicht wären, unter deren Zwang sie ihrer Bedürfnisse wegen bleiben müssen, und die ihre übermäßige unabhängige Gemüthsart im Zaum halten, so würden sie in eine Weichlichkeit, durch welche sie bald ein Opfer ihrer eigenen Tyranney werden; oder in eine Anarchie, die alle Grundfesten der Gesellschaft unter ihnen über den Haufen werfen würde, verfallen.

Aber

Aber wenn sie einmal aufhörten, Neger zu Sklaven, und entfernte Könige zu Herren zu haben, so wären sie vielleicht das wunderbarste Volk auf Erden. Der Geist der Freyheit, den sie in der Wiege einsaugen, die Einsichten und Geschicklichkeiten, die sie aus Europa bekommen, die Thätigkeit, die ihnen alsdann ihre Lage einflößen würde, nach welcher sie zahlreiche Feinde zurückhalten, grosse Pflanzörter anlegen, einen reichen Handel auf einen unermeßlichen Landbau gründen, Staaten und Gesellschaften schaffen, Grundsätze und Sitten auf die ewige Grundlage der Vernunft feststellen müßten; alle diese Triebfedern würden vielleicht aus einem bis itzt zweydeutigen und untermengten Geschlecht das blühendste Volk machen, das sich Weltweisheit und Menschlichkeit zum Glück des Erdbodens nur wünschen können.

Geschieht irgend eine glückliche Revolution in der Welt, so wird sie von Amerika herkommen. Diese neue Welt wird, nachdem sie verheert worden ist, auch einmal blühen, und vielleicht die alte beherrschen. Sie wird die Freystatt der bey uns durch die Staatskunst unterdrückten, oder durch den Krieg verjagten Menschen werden. Die wilden Einwohner werden da gesittet, und die unterdrückten Fremdlinge frey werden. Aber diese Veränderung muß durch Gährungen, Erschütterungen, ja so gar Unfälle eingeleitet werden; und eine arbeitsame und mühevolle Erziehung muß die Gemüther zum Leiden und zum Thun bilden.

Junge Kreolen! kommt nach Europa, euch zu üben, dasjenige ins Werk zu richten, was wir lehren; die kostbaren Ueberbleibsel unsrer alten Sitten, und die Kraft, die wir verloren haben, aufzusammeln; unsre Schwachheit zu studieren; und in unsern Thorheiten selbst jene Weisheitslehren zu schöpfen, aus welchen die grossen Begebenheiten entspringen. Laßt eure Neger, deren Zustand unserm Anblick wehe thut, und deren Blut sich vielleicht mit allem Sauerteig vermischt, der unsre Nachkommenschaft verändert, verderbt, und aufreibt, nach Amerika. Fliehet eine Tyrannen, Weichlichkeit und lastervolle Erziehung, die ihr durch den beständigen Umgang mit Sklaven erhaltet, deren Herabsinkung zum Vieh euch keine einzige von den Empfindungen von Größe und Tugend einflößt, wodurch berühmte Völker gebildet werden. Amerika hat alle Ströme des Verderbens über Europa ergossen. Um sich vollkommen zu rächen, muß jenes alle Werkzeuge seines Flors daher bekommen. Durch unsere Verbrechen zerstört, muß es durch unsere Laster wieder aufleben.

Die Natur scheint die Amerikaner zu mehr Glückseligkeit geschaffen zu haben, als die Europäer. Die Brustfieber und Seitenstechen ausgenommen, die auf den Inseln nicht weniger häufig sind, als in den andern Gegenden, wo der Wechsel von Kälte und Wärme oft und schnell vorkömmt, kennt man nur sehr wenige Krankheiten. Das Podagra, das Gries, der Stein, die Schlagflüsse und hundert andere Plagen des menschlichen Geschlechts, die anderswo so viele

tödten,

tödten, richten da nicht die geringste Verheerung an. Wenn man nur der dortigen Luft widerstanden, und über das Mittelalter hinaus gekommen ist, so kann man eines langen und ruhigen Lebens gleichsam gewiß seyn. Das Alter ist dort nicht hinfällig, kraftlos, und mit solchen Gebrechen beladen, als in unsern Gegenden.

XXXII.

Krankheiten, denen die Europäer auf den Inseln ausgesetzt sind.

Unterdessen greift das Klima auf den Antillen die neugebohrnen Kinder mit einer Krankheit an, die in die Gränzen der heißen Zone verbannt zu seyn scheint. Sie heißt der Tetanus. Wenn die Luft oder der Wind Eindruck auf das Kind machen, wenn das Zimmer, wo es auf die Welt gekommen, dem Rauch ausgesetzt, oder gar zu heiß oder kühl ist, so bricht die Krankheit augenblicklich aus. Sie fängt bey der Kinnlade an, welche sich so zusammen zieht, uud so steif wird, daß sie nicht aufzumachen ist. Diese Zuckung tritt bald in die übrigen Theile des Körpers. Das Kind stirbt, weil es keine Nahrung zu sich nehmen kann. Wenn es dieser Gefahr, welche die ersten neun Tage seines Lebens bedroht, entgeht, so hat es weiter keinen Zufall zu befürchten. Die süßen Sachen, die man ihm noch vor der, nach verfloßenem ersten Jahr geschehenden Entwöh-

nung

nung giebt; der Genuß des Kaffees mit Milch, der Schokolade und des Weins, aber zumal des Zuckers und Konfekts: diese süßen Dinge, die unsern Kindern so verderblich sind, werden den Amerikanischen von der Natur dargeboten, die sie frühezeitig an die Erzeugnisse ihrer Himmelsgegend gewöhnt.

Das zärtliche und schwache Geschlecht hat seine Krankheiten, so wie seine Reitze. Auf den Inseln ist die vornehmste eine Schwäche, eine fast gänzliche Zerstörung der Kräfte; ein unüberwindlicher Widerwillen gegen alles, was gesund ist; eine zügellose Begierde nach allem, was der Gesundheit schadet. Die salzigen und gewürzten Speisen sind alsdann die einzigen, die einem schmecken, und wozu man Lust hat. Diese Krankheit ist eine wahre Kacherie, die gemeiniglich in eine Wassersucht ausschlägt. Man schreibt sie der Abnahme der monatlichen Reinigung, in denen aus Europa kommenden Weibern; und bey den Kreolinnen der Schwäche, oder dem gänzlichen Ausbleiben dieses periodischen Flußes zu. Man kann sie aber weit eher der außerordentlichen Wärme, und der Feuchtigkeit des Klima zuschreiben, welche mit der Zeit alle Arten von Triebfedern in der thierischen Haushaltung vernichten.

Die stärkern Mannspersonen haben ebenfalls heftigere Krankheiten. Sie sind in dieser Nähe vom Aequator einem hitzigen und bösartigen Fieber ausgesetzt, das unter verschiedenen Namen bekannt ist, und sich durch Blutstürze äußert. Das Blut, das unter den heißesten Strahlen der Sonne

Sonne aufbrauset, strömt zu der Nase, zu den Augen, und zu andern Theilen des Körpers heraus. In den gemäßigten Strichen geht die Natur auch in den heftigsten Krankheiten nicht so geschwind, daß man nicht Zeit hätte, den Lauf, den sie geht, zu beobachten und nachzuspüren. Auf den Inseln ist sie so schnell, daß, wenn man sie versäumt, die Krankheit in dem Augenblick zu fassen, da sie sich zeigt, sie unfehlbar tödlich wird. Kaum ist ein Mensch krank geworden, so sieht er auch den Arzt, den Notarius und den Priester vor dem Bette stehen.

Die Zufälle dieser abscheulichen Krankheit scheinen die Aderlässen nothwendig zu machen. Auch hat man sie lange Zeit ohne Maaße gebraucht. Wiederholte Erfahrungen haben aber endlich gezeigt, daß sie ein tödtendes Mittel sey. Heut zu Tag zieht man die Mittel vor, die diese heftige Aufwallung des Bluts, die eine gänzliche Auflösung desselben nach sich zieht, mäßigen können. Die Bäder, die Klistiere, der Honigmeth, die Blasen, wenn Verwirrungen der Sinne vorhanden sind, sind dienlich. Wir haben einen kunsterfahrnen und tiefdenkenden Mann darüber gesprochen, welcher den Sonnenstich für die nächste Ursache dieser Krankheit hielt, und versicherte, daß diejenigen, die sich demselben nicht aussetzen, insgemein diesem Unglück entgiengen.

Der gröste Theil unter denjenigen, die dieser Krankheit widerstehen, schleppen sich mit einer langsamen und schweren Genesung. Verschiedene verfallen so gar in den Zustand einer beständigen

Mattig-

Mattigkeit, die von dem Zusammenfallen der ganzen Maschine, welche die immer zehrende Luft und die unstreitig zu schwachen Nahrungsmittel nicht recht wieder in den Gang zu kommen erlauben, entspringt. Daraus entstehen Verstopfungen, die Gelbsucht, Schwellen der Milz, welche bisweilen in eine Wassersucht ausschlagen.

Diese Gefahr befällt fast alle Europäer, die nach Amerika reisen, und oft selbst die Kreolen, die aus milden Ländern zurückkehren. Aber sie verschont der Frauen, deren Blut einen natürlichen Abfluß hat, und die Neger, die unter einem heißern Himmelsstrich gebohren sind, gegen alle Gährung, welche die Sonne verursachen kann, durch die Natur gehärtet, und durch eine leichte Ausdünstung gerüstet sind.

Unstreitig verursacht dieß Gestirn durch die Hitze seiner beständigen und nicht so schräg als in unsern Gegenden scheinenden Strahlen diese heftigen Fieber. Seine Hitze muß durch die übermäßigen Ausdünstungen und Schweiße; durch den Mangel der Federkraft in den festen Theilen; durch das aus der Ausdehnung der Säfte, die entweder von der Verdünnung der Luft selbst, oder von dem in einer verdünnten Athmosphäre geringern Widerstand, den die Oberflächen der Körper auszuhalten haben, herkömmt, entspringende Schwellen der Gefässe das Blut unvermeidlich verdicken.

Aber weit gefehlt, daß man zu diesen Mitteln, welche die gesunde Vernunft angiebt, greifen sollte, verfällt man in die Ausschweifungen, die am

geschickte-

geschicktesten sind, das Uebel zu beschleunigen und zu reitzen. Die Fremden, die auf den Antillen anlangen, werden durch die Lustbarkeiten, die man ihretwegen anstellt, durch die Vergnügungen, die man dort liebt, und durch die gute Aufnahme, die sie finden, hingerissen, und überlassen sich ohne Maaß allen Lüsten, welche die Gewohnheit für die unter diesem Himmel gebohrnen Einwohner minder gefährlich macht. Das Essen, das Tanzen, das Spielen, das Spataufbleiben, der Wein, die hitzigen Getränke, oft auch der Verdruß, das Nichtige der eiteln Hoffnungen, die man sich gemacht hatte, eingesehen zu haben, alles hülft zu dem Aufbrausen, das die Hitze in dem Blut erregt, welches alsbald in die heftigste Wallung geräth.

Wie sollte man dieser Probe des Himmelsstrichs nicht unterliegen, da sogar die genaueste Vorsicht nicht hinreichend ist, um sich vor dem Anfall dieser gefährlichen Fieber zu hüten; da die nüchternsten, mäßigsten, von aller Ausschweifung weit entfernten, und auf ihr Thun wachsamsten Menschen ein Schlachtopfer der neuen Luft werden, die sie einathmen? In dem gegenwärtigen Zustand der Kolonien sterben unter zehn Menschen, die nach den Inseln reisen, wenn es Engländer sind, vier; sind es Franzosen, Holländer und Dänen, drey; und von den Spaniern nur einer.

Bey dem Anblick der Menge Menschen, die in den dortigen Gegenden starben, als sie anfänglich besetzt wurden, glaubte man, sie würden die Staaten, die den Ehrgeitz hatten, sich darauf festzusetzen, am Ende entvölkern.

XXXIII.

Vortheile der Nationen, welche die antilliſchen Inſeln beſitzen.

Die Erfahrung hat die Welt hierinn auf andere Gedanken gebracht. So wie die Kolonien ihren Landbau weiter ausgedehnt haben, ſo haben ſie auch mehr zu verzehren gehabt. Dieſe neuen Mittel haben dem Muterlande ihm unbekannte Auswege eröffnet. Die Maſſe der Ausfuhren hat nicht, ohne eine Vermehrung von Arbeit wachſen können. Mit der Arbeit hat auch die Zahl der Menſchen zugenommen, ſo wie ſie überall zunehmen wird, wo ſie mehr Mittel zum Unterhalt finden werden. Die Fremden ſelbſt ſind haufenweiſe nach einem Reich hingeeilt, das ihrem Ehrgeitz und Arbeitstrieb ein weites Feld darbot.

Nicht nur hat ſich die Anzahl der Menſchen in den Staaten, welche Inſeln beſitzen, vermehrt, ſondern ſie ſind auch glücklich geworden. Die Glückſeligkeit iſt überhaupt genommen, die Folge der Bequemlichkeiten, und ſie muß größer ſeyn, jemehr man dieſe erweitern und Abwechſelung hineinbringen kann. Die Inſeln haben ihren Beſitzern dieſe Vortheile verſchaft. Sie haben aus dieſen fruchtbaren Gegenden angenehme Erzeugniſſe bekommen, deren Verbrauch ihre Vergnügungen vermehrt hat. Sie haben welche daher bekommen, die ſie gegen die Waaren ihrer

Nach-

Nachbarn vertauschen konnten, und wodurch sie auf diese Art der Annehmlichkeiten der andern Gegenden theilhaftig wurden. Auf diese Weise sind die Staaten, die der Zufall, glückliche Umstände, oder wohl überdachte Absichten in den Besitz der Inseln gesetzt hatten, der Aufenthalt der Künste und aller Vergnügungen des Lebens geworden, die eine natürliche und nothwendige Folge eines großen Ueberflußes sind.

Aber das ist noch nicht alles. Diese Pflanzörter haben die Nationen, durch die sie angelegt worden, zu einem sehr hohen Grad des Einflußes in die politische Welt, und zwar folgender Gestalt erhoben. Gold und Silber, woraus der allgemeine Handelsumlauf Europas besteht, kommen von Mexiko, Peru und Brasilien her. Diese Metalle gehören nicht den Spaniern und den Portugiesen, sondern den Völkern, die ihre Waaren dagegen austauschen. Die Völker haben Rechnungen unter sich, die am Ende zu Lissabon und Cadix, welche Städte man als eine gemeinschaftliche und allgemeine Kasse ansehen kann, saldirt werden. Da muß man von dem Zuwachs oder dem Verfall des Handels einer jeden Nation urtheilen. Diejenige, bey welcher Einkauf und Verkauf mit den andern im Gleichgewicht steht, bekömmt ihre ganzen Zinse heraus. Diejenige, die mehr gekauft, als verkauft hat, bekommt weniger, als ihre Zinse, denn sie hat einen Theil davon abgegeben, um ihre Schuld gegen der andern, der sie schuldig war, abzutragen. Diejenige, die den andern Nationen mehr verkauft, als sie von ihnen gekauft hat, bekommt nicht blos, was

ihr

ihr Spanien und Portugal, sondern was ihr die andern Nationen schuldig sind, mit denen sie umgesetzt hat. Dieser letzte Vortheil gehört hauptsächlich den Völkern, welche die Inseln besitzen. Sie sehen jährlich ihr baares Geld durch die reichen Erzeugnisse dieser Gegenden wachsen; und dieser Zuwachs versichert ihnen das Uebergewicht, macht sie zu Gebietern über Krieg und Frieden. Aber nach welchem Verhältniß hat jede Nation ihre Macht durch den Besitz der Inseln vermehrt? Das wollen wir in den folgenden Büchern zeigen.

Ende des eilften Buchs.

Philosophische und politische

Geschichte der Besitzungen und der Handlung der Europäer in beyden Indien.

Zwölftes Buch.

Niederlassungen der Spanier, der Holländer und der Dänen auf den amerikanischen Inseln.

I.

Bestimmung der wahren Ehre.

Ich war so eben im Begriff zu sagen, daß Spanien die Ehre gebühre, den großen amerikanischen Archipel entdeckt, und daselbst die ersten Niederlassungen errichtet zu haben, als ich

durch den Gedanken aufgehalten wurde, daß die Entdeckung derselben keine Ehre für die Spanier seyn könne, wenn sie nicht zugleich vortheilhaft für die Antillen gewesen ist.

Die Ehre ist ein Gefühl, das uns in unsern eigenen Augen erhebt, und das die Achtung anderer erleuchteten Menschen gegen uns vermehrt. Der Begriff derselben ist unzertrennlich mit dem, einer großen überwundenen Schwierigkeit, eines großen den Erfolg begleitenden Nutzens, und einer für die Welt und für das Vaterland gleich großen Glücksvermehrung verbunden. Welches Genie ich auch in der Erfindung eines Mordgewehrs finden würde, so müßte ich doch einen gerechten Widerwillen erregen, wenn ich sagen wollte, daß dieser Mensch oder diese Nation die Ehre habe, es erfunden zu haben. Die Ehre, wenigstens nach dem Begrif, den ich mir davon entworfen habe, ist nicht die Belohnung des grösten Erfolgs in den Wissenschaften. Erfindet eine neue Rechnungsart; verfertiget ein erhabenes Gedicht; übertreft den Cicero und den Demosthenes an Beredsamkeit, den Thucidides und den Tacitus in der Geschichte; ich werde euch den Ruhm, aber nicht die Ehre zugestehen. Eben so wenig erlangt man sie durch das vorzügliche Talent in den Künsten. Ich setze den Fall, ihr habt aus einem Marmorblock den Fechter, oder den Apollo von Belvedere hervorgebracht; eine Verwandlung aus euerm Pensel entsprungen ist; oder eure ungekünstelten, nachdruckvollen und harmonischen Gesänge haben euch dem Pergolese gleichgestellt; ihr werdet einen großen Ruhm, aber nicht die

eigent-

eigentliche Ehre erlangt haben. Ich sage noch mehr. Gleichet dem Vauban, in der Kunst Plätze zu befestigen; dem Turenne und Conde in der Kunst die Armeen anzuführen; gewinnet Schlachten, erobert Provinzen, alle diese Handlungen werden ohne Zweifel schön seyn, und euer Name wird auf die spateste Nachwelt kommen, aber die wahre Ehre ist ganz andern Eigenschaften vorbehalten. Es ist nicht Ehre, wenn man die Ehre einer Nation vergrößert. Man ist der Ruhm seines Volks, ohne die Ehre seines Landes zu seyn. Ein Privatmann kann oft auf guten Ruf, auf Ruhm und Unsterblichkeit Anspruch machen. Nur seltene Umstände, und ein besonderer Glücksstern können ihn zur wahren Ehre führen.

Die höchste Ehre gebühret nur Gott im Himmel. Auf Erden ist sie das Loos der Tugend, und nicht des Genies; der nützlichen, grossen, wohlthuenden, auffallenden und heldenmäßigen Tugend. Sie ist das Loos eines Monarchen, der sich während einer stürmischen Regierung mit dem Glück seiner Unterthanen beschäftiget, und der es mit gutem Erfolg that. Sie ist das Loos eines Unterthanen, der sein Leben zum Besten seiner Mitbürger aufgeopfert hat. Sie ist das Loos eines Volks, das lieber frey sterben, dann als Sklave leben wollte. Sie ist nicht das Loos eines Cäsars und Pompejus, aber das Loos eines Regulus und eines Cato. Sie ist das Loos eines Heinrich IV.

Zum Lob des Geists der Menschlichkeit, welche die Philosophie allen denkenden Völkern eingeflößt,

sind die Eroberer, sowohl alte als neue, in die Klasse der am meisten verabscheuten Menschen gefallen; ich zweifle nicht, daß die Zukunft, welche unpartheyisch von den Entdeckungen, die wir in der neuen Welt gemacht haben, urtheilen wird, noch die barbarischen Seefahrer geringer, als sie schätzen wird. Und wirklich war es die Liebe für das menschliche Geschlecht, oder die Habsucht, die sie geführt hat? Und kann eine Unternehmung, wenn sie auch gut an sich selbst wäre, lobenswürdig seyn, wenn die Triebfeder dazu lasterhaft ist?

II.

Vorstellung, die man sich von der Trinitadinsel machen kann.

Die Insel, welche die Spanier zuerst bey ihrer Ankunft in Amerika fanden, heißt die Trinitadinsel. Colombo landete im Jahr 1498 daselbst, als er den Orenoko kennen lernte, aber andere Absichten machten bald die Insel und ihre benachbarten Küsten vergessen.

Erst im Jahr 1535 ließ der Hof Trinitad besetzen, die der Mündung des Orenoko so gegenüber liegt, als ob sie den Lauf des Fluß aufhalten wollte. Man schätzt sie 318 Quadratmeilen groß; nie war ein Orkan daselbst, und ihr Klima ist gesund. Die Regen sind daselbst

von

von der Mitte des May an bis Ende Oktobers sehr häufig; und die Trockenheit der übrigen Jahrszeit ist ohne Beschwerde, weil das Land, wenn es keine schiffbare Flüsse hat, sehr gut bes netzt ist. Die Erdbeben sind da eher häufig, als gefährlich. Im Innern der Insel sind vier Reihen Berge, die nebst einigen andern, welche die Natur an den Ufern des Oceans gebildet hat, ein Drittheil des Landes einnehmen. Das übrige ist beynahe durchgängig des reichsten Anbaues fähig.

Die Gestalt der Insel ist viereckig. Gegen Norden ist eine Küste von zwey und zwanzig Meilen Länge, die zu erhaben und zu getheilt ist, um jemals nutzbar zu seyn. Die gegen Osten hat nur neunzehn Meilen, aber alle so, wie man sie wünschen könnte. Die südlichen Küste zeigt fünf und zwanzig Meilen, ist aber ein wenig erhöht, doch würde der Kaffee und Kakao daselbst fortkommen. Die westliche Seite ist von dem übrigen Theil der Kolonie gegen Süden durch den Soldatenkanal, und gegen Norden durch die Drachenmündung getrennt, und bildet vermittelst einer Vertiefung eine Rhede von zwanzig Meilen Länge, und dreyßig Tiefe. Dieses ist in allen Jahrszeiten eine sichere Zuflucht für die Seefahrer, welche einen großen Theil des Jahrs durch, schwer anderswo, als an der Galiote landen könnten.

In diesem Theil sind die spanischen Niederlassungen. Sie bestehen nur aus dem spanischen Seehafen, der acht und siebenzig mit Stroh bedeckte Hütten enthält, und aus St. Joseph, das drey Meilen weiter im Lande steht, wo man acht und achtzig noch elendere Familien zählt.

Der Kakao wurde ehedem nahe bey den zwey Dörfern gebaut. Seine Güte machte, daß man ihn selbst dem von Caraque vorzog. Um ihn gewiß zu haben, bezahlten ihn die Kaufleute im voraus. Die Bäume, die ihn trugen, verdarben im Jahr 1727 alle, und sind seit dieser Zeit nicht wieder erneuert worden. Die Mönche schrieben diesen Unfall der Verwirrung zu, daß die Kolonisten den Zehenden nicht bezahlen wollten. Diejenigen, die der Aberglauben oder das Interesse nicht blendete, schrieben es den Nordwinden zu, die schon anderswo öfters solches Unglück verursacht haben. Seitdem wird Trinitad nicht viel mehr besucht, als Kubagua.

III.

Von Kubagua und seinen Perlen.

Diese kleine Insel, die vier Meilen vom festen Land entfernt ist, wurde im Jahr 1498 durch Colombo entdeckt und verachtet. Als sie aber in der Folge erfuhren, daß deren Küste grosse Schätze enthielt, so kamen die Spanier im Jahr 1509 haufenweise dahin, und gaben ihr den Namen der Perleninsel.

Die Perle ist ein harter, glänzender, mehr oder weniger weißer Körper, der gemeiniglich eine rundliche Gestalt hat, und den man in einigen Muscheln, am gewöhnlichsten aber in derjenigen findet,

findet, die unter den Namen Perlenmutter bekannt ist. Dieses reiche Erzeugniß der Natur ist oft an den innern Wänden der Muschel angeheftet, aber vollkommener ist es in dem Thier selbst, das die Schaale bewohnt.

Die alten schweiften in ihren Meynungen über den Ursprung der Perle, so wie über viele andere Naturbegebenheiten sehr aus, die wir besser beobachtet, besser eingesehen, und glücklicher erklärt haben. Wir sollen sie deßwegen nicht mehr verachten, oder stolzer seyn. Ihre Irrthümer selbst zeigen bisweilen eine Klugheit, und sind uns nicht gänzlich unnütz gewesen. Sie waren die ersten Schritte zur Wissenschaft, welche zu vervollkommnern, der Zeit, den Wirkungen des menschlichen Genies und dem glücklichen Zufall vorbehalten ist. Man hat versucht, die Hülle der Natur zu zerreißen, ehe man sich bemüht hat, sie aufzuheben.

Die Griechen und die Römer sagten, daß diese Muschel sich alle Morgen über die Oberfläche des Wassers erhübe, und daselbst den Thau empfänge, der sich in eine Perle verwandelte. Dieser angenehme Begriff hat das Schicksal so vieler andern Fabeln gehabt, als der Beobachtungsgeist einsahe, daß die Muschel allzeit auf dem Grund des Meeres, oder an den Felsen angehängt sey, wo sie sich gebildet hatte, und daß die gesunde Naturlehre gezeigt hat, daß es nicht anders seyn könne.

Seitdem hat man sich eingebildet, daß die Perlen die Eyer oder der Laich des Thiers seyen, das sich in der Schaale befindet; diese Meynung verlor sich, als man ganz gewiß wußte, daß die Perle sich in allen Theilen des Thiers befände, als man nach den genauesten anatomischen Beobachtungen keine Bildungstheile entdecken konnte, die zur Fortpflanzung dieses Thiers, welches die Klasse der Zwitter um ein Geschlecht zu vermehren scheint, dienen.

Kurz nach vielen Systemen, die leicht entworfen, und nach und nach wieder verlassen wurden, kam man endlich auf die Vermuthung, daß die Perlen die Folge einer Krankheit des Thiers wären; daß sie aus dem ausgetrettenen Saft einiger Gefässe entständen, und zwischen den Häuten, oder den Streifen längs der Schaale gesammelt würden. Diese Muthmaßung hat in den Augen genauer Beobachter in der Maße mehrere Stärke erlangt, als man sahe, daß nicht alle Perlen eine gleiche Schönheit hatten, daß diejenigen, die sie besitzen, einen schlimmern Geschmack, als die andern hatten, und daß die Küsten, wo sich diese reiche Fischerey befand, insgemein ungesund waren.

Ueberall verachtet man die schwarze, die schwärzlichen und die bleyfarbenen Perlen. In Arabien und in einigen andern morgenländischen Gegenden schätzt man die gelben. In Europa aber und dem meisten übrigen Theil der Welt werden die weißen vorgezogen. Nur ist zu bedauern, daß sie nach einem halben Jahrhundert gelblich zu werden anfangen.

Obwohl

Ob man wohl in den ostindischen und in den amerikanischen Meeren Perlen entdeckt hat, so erhält sich doch ihr Preiß so wohl, daß man sie nachzuahmen suchen konnte. Anfangs war die Nachahmung sehr plump. Es war Glas mit Queckſilber bedeckt. Die Versuche haben sich vervielfältiget, und mit der Zeit gelang es, die Natur ziemlich getreu nachzuahmen, so daß man irre geführt werden konnte. Die künstlichen Perlen, die man heut zu Tag mit Wachs und etwas Hausenblasen macht, haben einigen Vortheil vor den andern. Sie sind wohlfeil, und man giebt ihnen die Größe und Gestalt, die dem Frauenzimmer, dem sie zum Schmuck dienen, am angenehmsten sind.

Diese Erfindung war noch unbekannt, als die Spanier sich in Kubagua niederließen. Sie kamen mit einigen Wilden, den Lukayern daselbst an, die zur Bergarbeit nicht tüchtig waren, die aber mit leichter Mühe eine geraume Zeit unter Wasser bleiben konnte. Diese Geschicklichkeit erwarb ihren Unterdrückern eine große Menge Perlen. Man verdarb sie nicht, wie bis dahin die Amerikaner gethan hatten, die kein anderes Mittel, als das Feuer wußten, um die Schaale zu öffnen, welche sie enthielt. Sie wurden in ihrer ganzen Schönheit erhalten, und fanden einen vortheilhaften Absatz. Dieß dauerte aber kurze Zeit. Der Perlenbank wurde bald erschöpft, und die Kolonie wurde im Jahr 1524 nach der Margaretheninsel gebracht, wo sich die verlornen Reichthümer wieder fanden, aber auch daselbst eben so bald verschwanden.

IV.

Schilderung der Margarethe-Insel.

Diese letztere Niederlassung verließ man deswegen nicht. Sie ist fünfzehn Meilen lang und fünf breit. Dicke Nebel bedecken sie fast unaufhörlich, obschon ihr die Natur Flüsse versagt hat. Man sieht keine Dörfer daselbst, als Mon Padre von einer kleinen Schanz vertheidigt. Ihr Boden würde fruchtbar seyn, wenn er angebaut würde.

Man glaubt insgemein, daß wenn der Hof zu Madrid die Margarethen- und die Trinitadinsel beybehalte, so geschehe es weniger, um Nutzen davon zu ziehen, als um eifersüchtige Nationen von ihrem festen Lande abzuhalten. Heut zu Tag kann man anders denken. Ueberzeugt, daß der amerikanische Archipel voll von mit Schulden belasteten Einwohnern sey, oder die nur wenig und schlechten Boden besäßen, ließ der Staatsrath Karl III. denjenigen grosse Grundstücke in diesen beyden Inseln anbieten, die sich dort niederlassen wollten. Man versicherte ihnen die Handelsfreyheit mit allen spanischen Seefahrern. Blos waren sie genöthiget, den Kakao an die karaguische Gesellschaft das Pfund zu 27 Sols *) zu liefern, und mit der Verbindlichkeit, für die Gesellschaft im Voraus zu zahlen. Dieses Anerbieten wurde nur in Granada angenommen, von wo aus einige Franzosen mit einigen Sklaven

*) Oder 37 kr.

Sklaven entwischt waren, entweder um den Verfolgungen ihrer Gläubiger zu entgehen, oder aus Haß gegen die englische Oberherrschaft. Sonst haben sie nirgends keine Wirkung gethan, es sey aus Abneigung gegen eine unterdrückende Regierung, oder weil gegenwärtig alle Hoffnungen auf das nördliche Amerika gerichtet.

Die Trinitad- und Margaretheninsel sind nur von einer kleinen Anzahl Spanier bewohnt, welche mit den eingebohrnen Weibern des Landes ein Geschlecht Menschen erzeugt haben, welches mit der Trägheit der Wilden die Laster der gesitteten Völker vereinigt, und daher träg, schelmisch und abergläubisch ist. Sie leben von einem wenig Türkenkorn, ihrer Fischerey, und von Paradiesfeigen, welche die Natur daselbst, um gleichsam ihre Trägheit zu begünstigen, größer und besser wachsen läßt, als in dem übrigen Archipel. Sonst ziehen sie mageres und unschmackhaftes Vieh, das sie im Schleichhandel in den französischen Kolonien gegen Kamelotte, schwarze Schleyer, Leinwand, seidene Strümpfe, weiße Hüte und Nürnbergerwaare vertauschen. Dieser Handel geschieht etwa mit dreyßig Fahrzeugen ohne Verdeck.

Die zahmen Heerden haben die Wälder der Insel mit wild gewordenen Hornvieh bevölkert. Man schießt es todt, und das Fleisch wird in Striemen, drey Zoll breit und einen Zoll dick geschnitten, die man trocknen läßt, nachdem das Fett herausgeschmolzen worden, so daß sie sich drey bis vier Monate halten. Der Zentner von solchem

solchem Fleisch, Tassau genannt, wird in den französischen Besitzungen ungefähr für 20 Liv. *) verkauft.

Die Befehlshaber, die Kriegs- und Civilbedienten und die Mönche ziehen alles Geld, das die Regierung nach beyden Inseln schickt, an sich. Die übrigen, die nicht über sechszehn hundert Menschen ausmachen, leben in der entsetzlichsten Dürftigkeit. In Kriegszeiten kommen etwa zwey hundert Mann dahin, die der Raubgeist in alle Pflanzörter, wo man Seekaper ausrüstet, ohne Unterschied hinlockt. Die Einwohner von Porto-Rico haben andere Neigungen.

V.

Eroberung von Porto-Rico durch die Spanier.

Obgleich diese Insel schon im Jahr 1493 durch Colombo entdeckt und untersucht worden war, so zog sie doch die Aufmerksamkeit der Spanier nicht eher, als im Jahr 1509 auf sich; und der Reitz des Golds bewog sie, unter Anführung des Ponce de Leon, sich von San Domingo dahin zu begeben, aber diese neue Eroberung sollte ihnen Menschen kosten.

Es

*) Oder 9 fl. 10 kr.

Es ist allgemein bekannt, daß der Gebrauch vergifteter Waffen sich schon im höchsten Alterthum findet. In den meisten Gegenden ist er älter, als die Erfindung des Eisens. Als man fand, daß die mit Steinen, Knochen und Fischgräten beschlagenen Wurfpfeile zu schwache Waffen seyn, um die wilden Thiere abzutreiben, so nahm man seine Zuflucht zu einem tödtlichen Saft. Dieses Anfangs zur Jagd erfundene Gift diente nachher bey den Kriegen der erobernden oder wilden Völker. Ehrgeitz und Rache kennen keine Gränzen in ihren Ausschweifungen, bis sie Jahrhunderte lang ganze Nationen in Strömen von Blut ersäuft haben. Wenn man erst erkannt hat, daß dieß Blut nichts hülft; oder daß es die Erde entvölkert, je mehr es in seinem Lauf anschwillt, und nichts zurückläßt, als unbelebte und ungebaute Wüsteneyen, wird man sodann einig, die Begierde, es zu vergießen, ein wenig zu mäßigen. Dasjenige, was man Kriegsrecht nennt, wird festgesetzt; das heißt, es wird Ungerechtigkeit in der Ungerechtigkeit, oder der Vortheil der Könige in der Ermordung der Unterthanen eingeführt. Man erwürgt sie nicht alle auf einmal. Man behält einige Stücke dieses Viehes, um die Heerde mit neuen Schlachtopfern zu besetzen. Dieses Kriegs: oder Völkerrecht macht, daß man gewisse Mißbräuche bey dem Gebrauch zu tödten verwirft. Wenn man Schießgewehr hat, so verbietet man die vergifteten Waffen; und wenn die Kanonenkugeln hinreichen, so verbannet man das gehackte Bley. Geschlecht, unwürdig des Himmels und der Erden, zerstörerisches und tyrannisches Wesen, Mensch oder Teufel,

Teufel, wirst du nicht aufhören, diese Weltkugel, wo du nur einen Augenblick lebest, zu quälen? Wirst du nicht eher aufhören, Krieg zu führen, als bis deine ganze Gattung vernichtet ist? Nun! wenn du geschwind damit fertig werden willst, so hole die Giftarten aus der neuen Welt.

Unter allen an giftigen Kräutern fruchtbaren Gegenden war es nie eine so sehr, als das südliche Amerika. Diese unselige Fruchtbarkeit kam von einem durchgängig faulenden Boden her, der sich gleichsam von dem Schlamm einer Sündfluth reinigte.

Saalweiden, die sich an den feuchten und morastigen Stellen sehr vermehrt hatten, lieferten dem festen Land das Gift, das am allergewöhnlichsten war. Man schnitt sie in Stücke, die man so lange kochen ließ, bis das Dekokt so zähe als ein Syrupp ward. Alsdann tauchte man die Pfeile ein, die einen tödtlichen Saft einsogen. Verschiedene Jahrhunderte lang führten die Wilden durchgängig Krieg unter einander mit diesen Waffen. In der Folge empfanden verschiedene unter diesen schwachen Nationen, wie nothwendig es sey, ein so verderbliches Mittel aufzuheben, und behielten es nur gegen die grossen und kleinen Thiere, die man nicht erreichen oder bezwingen konnte. Jedes Thier, dessen Haut mit einem von diesen vergifteten Pfeilen nur aufgeritzt worden ist, stirbt eine Minute hernach, ohne irgend ein Anzeigen von Zuckung oder Schmerz. Dieß geschieht nicht, weil das Blut zusammen geronnen ist, wie man lange Zeit gemeynt

meynt hat, denn neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß dieses Gift, wenn es mit frisch abgelassenen und ganz heißem Blut vermischt wird, es verhindert, zusammen zu rinnen, und seine Fäulung so gar zurückhält. Wahrscheinlicher Weise wirken diese Säfte auf das Nervensystem. Einige Reisende haben den Ursprung der Lustseuche beständig daher geleitet, daß man sich in der neuen Welt von dem mit diesen vergifteten Pfeilen getödteten Wildprete nährte. Jedermann weis aber anitzt, daß man ohne Schaden dieses Fleisch, so viel man will, genießen kann.

Auf den amerikanischen Inseln zieht man nicht sowohl das Gift aus Saalweiden, als aus andern Bäumen; aber unter allen, die den Tod verursachen, ist keiner so gefährlich, als der Manzenillienbaum (Hippomane mancinella. L.). Dieser Baum ist ziemlich hoch, wächst gemeiniglich an den Wasserufern, und hat das Ansehen eines Birnbaums. Sein Stamm hat ein dickes, schweres, aderiges Holz, das zu Tischlerarbeit dient, und mit einer platten und zarten Rinde überzogen ist. Er trägt zwey Arten von Blumen, die eine sind männliche, und stehen als Kätzgen an den äußersten Spitzen der Zweige, in jedem Kelch stehet nur ein Träger mit zwey Staubbeuteln, die weiblichen Blüthen stehen einzeln, ihr Stempfel wird zu einer fleischigen, geraden, und wie eine Feige oder Birn gestaltete Frucht, die eine sehr harte Nuß mit fünf oder sechs Saamen in eben so vielen Fächern enthält. Man findet in allen Theilen des Baums, und vorzüglich zwischen dem Stamm und der Rinde

eine

einen milchigen Saft, der für ein sehr feines Gift gehalten wird, und der die Bearbeitung, und selbst die Annäherung des Baums sehr gefährlich macht. Man kann nicht ohne Gefahr in seinem Schatten ruhen, und das Wasser, das von seinen Blättern nach dem Regen abtröpfelt, verursacht Blasen und ein erstaunliches Jucken auf der Haut. Man sammelt den flüßigen Saft des Mazenillienbaums in Muscheln, die um die im Stamme gemachten Einschnitte gestellt werden. Wenn dieser Saft ein wenig dick geworden ist, taucht man die Spitzen der Pfeile hinein, die dadurch die Eigenschaft erhalten, jedem lebendigen Geschöpf einen schleunigen Tod zu verursachen, sobald es nur auf das allerleichteste davon verletzt wird. Die Erfahrung lehrt, daß dieses Gift seine Kraft über ein Jahrhundert lang behält. Unter allen Orten, wo sich dieser schröckliche Baum befindet, ist Porto-Rico derjenige, wo er am besten fortkömmt, und am häufigsten ist. Warum haben doch nicht die ersten Eroberer von Amerika alle in dieser Insel gestrandet? Aber der Unstern beyder Welten hat gemacht, daß sie es zu spat gekannt, und nicht den Tod darauf gefunden haben, der die gerechte Strafe für ihren Geitz gewesen wäre.

Der Manzenillienbaum scheint nur den Amerikanern verderblich gewesen zu seyn. Die Einwohner der Insel bedienten sich desselben, um die Karaiben zurück zu treiben, die gewohnt waren, Streifereyen an ihren Küsten vorzunehmen. Sie konnten dieselben Waffen gegen die Europäer gebrauchen. Der Spanier, der damals nicht wußte,

daß

daß Salz, wenn man es den Augenblick auf die noch ganz frische Wunde legt, das unfehlbare Mittel dagegen ist, hätte vielleicht diesem Gift unterliegen müssen. Aber ihm geschahe von Seiten dieser wilden Inselbewohner nicht der geringste Widerstand. Sie wußten, was bey der Eroberung der benachbarten Inseln vorgegangen war, und betrachteten diese Fremdlinge als übermenschliche Wesen. Sie warfen sich von selbst in Bande. Allein es dauerte nicht lange, so wünschten sie, das ihnen auferlegte unerträgliche Joch abzuschütteln. Nur wollten sie, ehe sie es versuchten, wissen, ob ihre Tyrannen unsterblich wären oder nicht. Diese Untersuchung ward einem Kaziken, Namens Broyo aufgetragen.

Ein seinem Vorhaben günstiger Zufall führte den Salzedo, einen jungen reisenden Spanier zu ihm, den er mit grossen Ehrenbezeugungen empfieng, und ihm bey seiner Abreise einige Indier mitgab, um ihm auf seinem Wege Beystand zu leisten, und als Wegweiser zu dienen. Einer von diesen Wilden nahm ihn auf den Rücken, um über einen Fluß zu setzen, warf ihn ins Wasser, und hielt ihn mit Hülfe seiner Gefährten so lange darinn fest, bis er sich nicht mehr bewegte. Hernach zog man den Leichnam ans Land. In der Ungewißheit, ob er todt wäre oder nicht, bath man ihn tausendmal wegen des geschehenen Unglücks um Verzeihung. Diese Komödie dauerte drey Tage lang. Endlich überzeugte der Gestank des todten Körpers die Indier, daß die Spanier sterben könnten, und so fiel man von allen Seiten über die Unterdrücker her. Hundert derselben wurden ermordet.

Ponce de Leon versammelt alsbald alle Spanier, die der Zusammenverschwörung entgangen waren. Ohne Zeitverlust stürzt er auf die durch einen so schleunigen Angriff aus der Fassung gebrachten Wilden los. Ihr Schrecken wächst, so wie die Zahl ihrer Feinde zunimmt. Dieses Volk hat die Einfalt zu glauben, daß die neuen von San-Domingo ankommenden Spanier eben die sind, die es getödtet hat, und die nun zum Kampf wieder auferstehen. In dieser tollen Meynung läßt es den Muth, den Krieg gegen Menschen fortzusetzen, die wieder aus ihrer Asche entspringen, sinken, und beugt sich wieder unter das Joch. Man verdammt es zur Bergwerksarbeit, wo es in kurzer Zeit unter den Arbeiten der Sklaverey umkömmt.

VI.

Gegenwärtiger Zustand von Porto-Rico.

Porto-Rico ist sechs und dreyßig Meilen lang, achtzehn breit, und hat hundert Meilen im Umfang. Wir können versichern, daß sie eine der besten, und vielleicht nach Verhältniß ihrer Größe die beste Insel der neuen Welt ist. Die Luft ist da gesund, und ziemlich gemäßigt. Eine große Anzahl kleiner Flüsse befeuchtet sie mit ihren frischen Wassern. Ihre Berge sind mit nutzbaren und kostbaren Hölzern bedeckt, und ihre Thäler haben eine Fruchtbarkeit, die selten anderswo gefunden

funden wird. Alle Erzeugnisse, die Amerika eigen sind, kommen auf diesem tiefen Grund fort. Ein sicherer Hafen, bequeme Rheden, leicht anzufahrende Küsten vereinigen sich mit so vielen Vortheilen.

Auf diesem Lande, das von seinen wilden Einwohnern durch Grausamkeiten befreyt worden ist, die man durch drey Jahrhunderte noch nicht vergessen hat, entstand nach und nach eine Bevölkerung von 44883 Menschen, theils weisse, theils vermischte Geschlechter, die meistens nackend waren. Ihre Häuser waren Hütten. Die Natur sorgt allein, oder beynahe allein für ihren Unterhalt. Die Leinwand und einige andere Gegenstände von geringem Werth, welche die benachbarten Inseln und Fremde ihr in Geheim zuführten, bezahlte die Kolonie mit Toback, mit Vieh, und mit dem Geld, das die Regierung zum Unterhalt des bürgerlichen, geistlichen, und Militärstandes sandte. Sie sahe jährlich nur ein kleines Schiff vom Hauptland ankommen, dessen Ladung nicht über zehn tausend Thaler betrug, und das mit Leder beladen seinen Rückweg nach Europa nahm.

So war Porto-Rico beschaffen, als der Hof im Jahr 1765 St. Johann seiner Aufmerksamkeit, das ein vortrefflicher Hafen selbst für die königliche Schiffe ist, und den man nur noch geräumiger wünscht, würdigte. Man umfieng die Stadt, die ihn bestreicht, mit Schanzen. Vorzüglich wurden die Werke häufig gegen eine schmale und sumpfige Erdzunge angelegt, als dem einzigen Ort, wo der Platz von der Landseite angegriffen

werden könnte. Zwey Bataillons und eine Kompagnie Kanonier kamen über das Meer, um ihn zu vertheidigen.

In diesem Zeitpunkt kostete eine Besitzung, die jährlich der Schatzkammer nur 378,000 Liv. a) gekostet hatte, nunmehr 2,634,433 Liv. b), die in Ordnung von Mexiko ankamen. Diese baare Münze reitzte zu einigen Arbeiten. Zu gleicher Zeit durfte die Insel, die bis dahin in den Fesseln des Monopols gelegen, alle spanischen Seefahrer aufnehmen. Diese zwey vereinigten Mittel gaben der Kolonie, über deren Unthätigkeit alle Nationen erstaunten, ein ungemeines Leben. Ihr Zehendtheil, der vor dem Jahr 1765 nur 81,000 Liv. c) eintrug, stieg bis auf 230,418 Liv. d).

Am ersten Jenner 1778 zählte Porto-Rico 80660 Einwohner, darunter nur 6530 Sklaven waren. Es hatte 77384 Stück Hornvieh; 23195 Pferde; 1515 Maulesel; 49058 Häupter kleines Vieh.

Auf den Pflanzungen, deren Anzahl 5681 waren, erndtete man 2737 Zentner Zucker; 1114 Zentner Baumwolle; 11163 Zentner Kaffee; 19556 Zentner Reis; 15216 Zentner Türkenkorn; 7458 Zent. Toback, und 9860 Zent. Zuckersyrupp.

Bey

---

a) Oder 174,500 fl.
b) — 1,207,448 fl. 28 kr.
c) — 37,125 fl. — —
d) — 105,608 fl 15 kr.

Auf den Viehweyden, deren Anzahl 340 war, zählte man 11364 Ochsen; 4334 Pferde; 952 Maulesel, und 31254 Häupter kleineres Vieh, als jährliche neue Zucht.

VII.

Mittel, die Porto-Rico blühend machen würden.

Alles dieses ist noch wenig; aber man hoft viel von einer Einrichtung, die erst itzt gemacht worden ist. Kein Einwohner von Porto-Rico war wirklicher Herr des Bodens, den er besaß. Die Befehlshaber, die auf einander folgten, hatten jederzeit nur dir Nutznießung davon zugestanden, diese unbegreifliche Unordnung hat aber endlich aufgehört. Ein Gesetz vom 14 Jenner 1778 versichert den Besitzern das Eigenthum desjenigen, was in ihren Händen ist, unter der einzigen Bedingung einer jährlichen Abgabe von $\frac{1}{4}$ Realen, oder 16 Sols $6\frac{1}{2}$ Denier a) für jeden Antheil Landes von 25708 Ruthen, das angebaut ist, und $\frac{3}{4}$ Realen, oder 10 Sols $1\frac{1}{2}$ Denier b) für das, was als Viehweyde liegen gelassen wird. Diese kleine Abgabe soll zur Kleidung der Militz dienen, die aus 1900 Mann Fußvolk, und 250 Reutern besteht. Unter den nemlichen Bedingungen wird der übrige Theil der Inseln an diejenigen vertheilt werden,

a) Oder 22 kr. b) Oder 14 kr.

die noch wenig oder nichts besitzen. Dieser letztern, die unter dem Namen der Beysitzer bekannt sind, sind an der Zahl 7835. Dieser Plan wird den Erfolg nicht haben, den die spanische Regierung von ihm erwartet, obwohl gegen die eigentliche Einrichtung der Gesetze ein jeder Kolonist, der Zucker pflanzen will, das Recht hat, Fremde, die ihm in diesem Anbau Unterricht geben können, herbey zu rufen. Man sollte diesen Kolonisten die Freyheit lassen, den Franzosen, den Holländern, den Engländern und den Dänen dasjenige Vieh zu verkaufen, das sie ihnen bisher nur durch Schleichwege geliefert haben. Der Mensch leidet nur deswegen, weil ihm die Mittel unbekannt sind, seinem Leiden ein Ende zu machen. Wenn er im Uebelstand seufzt, so geschieht es aus Schwachheit. Sich solchen im rohen Zustande denken, wie man ihn im gesitteten sieht, beständig thätig, aufmerksam, und zu allen Arten von Versuchen aufgelegt, würde ein sehr großer Irrthum seyn. Die Erfahrung beweißt, daß Jahrhunderte nöthig sind, ihn aus seinem natürlichen Schlummer zu reissen; und daß sein Fleiß, wenn er einmal durch die kleine Anzahl der Bedürfnisse in eine enge und festgesetzte Laufbahn eingefangen ist, sich niemals von selbst erweckt. Welches ist dann das Mittel, die Dauer seines Müßiggangs, seiner Dummheit und seines Elends abzukürzen? Es ist, wenn man ihm thätige Wesen zeigt, wenn man ihn mit arbeitsamen Völkern in Verbindung setzt. Bald wird er erstaunt die Augen öffnen. Er wird fühlen, daß er auch Arme hat. Er wird kaum begreifen können, wie er nicht bälder daran gedacht hat,

davon

davon Gebrauch zu machen. Der Anblick des Genußes, der von der Arbeit entspringt, wird ihm das Verlangen einflößen, Theil daran zu haben, und er wird arbeiten. Die Erfindung ist das Eigenthum des Genies. Die Nachahmung das Eigenthum des Menschen. Durch die Nachahmung sind alle seltene Dinge gemein geworden, oder werden es seyn. Diese Neigung sollte der Hof zu Madrid nützen, wo nicht aus Menschlichkeit, wenigstens wegen der Hoffnung der politischen Vortheile, die er sich davon versprechen könnte.

Man könnte, man sollte vielleicht weiter gehen. Spanien darf nur Porto-Rico für eine neutrale Insel erklären, und diese Neutralität darf von allen andern Mächten, die Besitzungen in Amerika haben, anerkannt worden; die Ländereyen, die noch nicht verwerthet sind, dürfen daselbst nur unternehmenden Menschen aus allen Nationen, die hinlängliches Vermögen zum Anbau haben, überlassen werden; es dürfen nur fünfzig oder mehr Jahre diese Ländereyen, die Personen, die Erzeugnisse von allen Auflagen frey seyn; die Rheden dürfen nur allen Seefahrern ohne Unterschied, ohne Zollhäuser, ohne Zwang, ohne Umstände frey stehen; es dürfen nur blos die zur Policey nöthigen, und zwar fremden Truppen vorhanden seyn; man darf nur ein ganz einfaches, für einen Feldbau und handelnden Staat eingerichtetes Gesetzbuch entwerfen; die Bürger dürfen nur selbst die Obrigkeiten seyn, oder sie wenigstens wählen; das Eigenthum, diese erste und vornehmste Basis aller politischen Gesellschaften darf nur auf unbe-

wegliche Grundsätze gegründet seyn; so wird Porto-Rico vor dem Verfluß eines halben Jahrhunderts gewiß eine der blühendsten Kolonien der neuen Welt seyn. Alsdann könnte es ohne Beschwerde eine wirkliche Nationalbesitzung werden. Seine häufigen Erzeugnisse, welche Spanien weder Sorge, noch Aufwand, noch Unruhe, noch Krieg gekostet haben, werden die Masse seiner Nationalreichthümer, und die öffentlichen Einkünfte beträchtlich vermehren.

Dieser Regierungsplan würde von der Weisheit selbst eingegeben seyn; die Einsicht in das beste Interesse würde ihn angegeben haben; dessen Erfolg würde geometrisch erwiesen seyn; aber er wird nicht ausgeführt werden; warum das? Weil er nicht aus dem Kopf eines Eingebohrnen entsprungen ist, und von dem Zutritt der Fremden spricht. Aus einer schändlichen Eitelkeit, aus einer lächerlichen Kinderey kann man nichts, und möchte doch alles aus sich selbst thun. Man ist blind, und verwirft doch das fremde Licht. In den monarchischen Staaten ist das Mittel, einen geschickten Mann von einer wichtigen Stelle auszuschließen, ein Mittel, das die Eifersucht nicht selten anwendet, dieses, daß man der Wahl des Hofes durch eine Wahl des Volks zuvorkömmt. Das nemliche Mittel würde auch gewiß bey den Höfen glücken. Um einen Minister von einer guten Handlung abzubringen, darf sich ein anderer Minister nur des Ruhms bemächtigen, daß er zuerst den Einfall gehabt habe, er darf diese Meynung nur verbreiten, um zu hindern, daß die Sache nicht geschieht. Nichts ist seltener unter

den

den Ministern eines Hofes, als einen groß genug, ehrlich genug, genugsam guten Bürger zu sehen, der ein von seinem Vorfahrer angefangenes Projekt fortsetzt. So verewigen sich Mißbräuche bey einer Nation. So fängt sich alles an, und nichts endigt sich aus einem tollen Hochmuth, dessen unglücklicher Einfluß sich auf alle Theile der Regierung verbreitet, der den Fortgang der Sittenbildung aufhält, und der alle Völker in dem barbarischen Zustand erhalten hätte, wenn ihre Oberhäupter beständig und zu allen Zeiten gleich eigensinnig gewesen wären.

Wenn gleichwohl der Entwurf, den man dem Hof zu Madrid vorzuschlagen wagt, einige Unbequemlichkeiten mit sich führte, die unserer Aufmerksamkeit entwischt wären, so könnte er aus seinen eigenen Mittel einen Theil der Vortheile ziehen, die wir ihn mit Vergnügen genießen sehen würden. Den Biskayern ist die Seefahrt nach dem spanischen Indien verboten. Da ihre Rheden bey der Ein- und Ausfahrt von allen Abgaben, womit man andere Güterniederlagen belastet, befreyt sind, so befürchtet die Regierung, daß sie eine zu große Uebermacht über die andern Unterthanen der Monarchie, die nicht die gleichen Vorrechte genießen, erhalten möchten. Man öffne diesen thätigen Leuten Porto-Rico, wo ihr Zutritt andern Nebenbuhlern, die sich niemals damit abgegeben haben, nichts schaden kann. Und bald wird diese Insel wichtig werden. Die nemliche Ordnung der Dinge könnte sich auch auf St. Domingo ausdehnen.

VIII.

Welche Begebenheiten waren Ursache, daß St. Domingo von seiner erlangten Größe so sehr herabgesunken ist.

Diese Insel, die deßwegen in der Geschichte berühmt ist, weil sie der erste Pflegort der Spanier in der neuen Welt gewesen war, zeigte sich anfangs im grösten Flor wegen des daher kommenden Golds. Allein diese Schätze verminderten sich mit den Landeseingebohrnen, welche man zwang, sie aus dem Innern der Erde herauszuholen; und endlich versiegten sie ganz, als die benachbarten Inseln keine Menschen mehr lieferten, um die mitleidswürdigen Schlachtopfer der Habsucht der Eroberer zu ersetzen. Die Begierde, diese Quelle von Reichthümern wieder in Gang zu bringen, führte auf den Gedanken, Sklaven aus Afrika herzuholen; aber ohne zu rechnen, daß man sie zu den Arbeiten, wozu sie bestimmt waren, nicht tüchtig befand, so setzte die große Ergiebigkeit der Bergwerke auf dem festen Land, die man anfieng zu bearbeiten, die Vortheile, die man bis dahin aus denen in San-Domingo erhalten hatte, auf nichts herab. Aus der Gesundheit, der Stärke und der Geduld der Neger urtheilte man, daß man sie zum Landbau mit Vortheil gebrauchen könnte; und man beschloß aus Nothwendigkeit eine weise Sache, auf die man bey mehrern Einsichten aus eigenem Trieb verfallen wäre.

Das

Das Einbringen ihres Fleißes war anfangs wegen ihrer geringen Anzahl sehr gering. Karl V., der, so wie die meisten Fürsten, seine Günstlinge allem vorzog, hatte den Negerhandel mit ausschließendem Vorrecht einem flamländischen vornehmen Herrn geschenkt, der sein Recht an die Genueser verkaufte. Diese geitzigen Republikaner gebrauchten diesen schändlichen Handel, so wie man immer Monopolien gebraucht, sie wollten theuer verkaufen, und verkauften wenig. Nachdem Zeit und Wetteifer die Sklaven auf ihren nothwendigen und natürlichen Preis herabgesetzt hatten, so vermehrte sich ihre Anzahl. Es läßt sich leicht glauben, daß der Spanier, der gewohnt war, die fast eben so weiß als er gefundenen Indier wie das Vieh zu behandeln, keine bessere Meynung von den schwarzen Afrikanern hatte, womit er den Abgang jener ersetzte. Sie waren selbst durch den Preis, den sie ihm kosteten, noch verächtlicher in seinen Augen, und seine Religion hinderte ihn also nicht, die Last ihrer Knechtschaft zu vermehren. Sie ward unausstehlich. Diese unglücklichen Sklaven versuchten Rechte wieder zu erlangen, die der Mensch nicht veräußern kann. Sie wurden geschlagen; aber sie zogen doch diesen Nutzen aus ihrer Verzweiflung, daß man ihnen menschlicher begegnete.

Diese Mäßigung, wenn man eine vor Empörungen sich fürchtende Tyranney so nennen mag, hatte vortheilhafte Folgen. Der Landbau ward mit einigermaßen gutem Fortgang getrieben. Kurz nach der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bekam das Hauptland jährlich von seiner Kolonie

hundert

hundert tausend Zentner Zucker, viel Färbeholz, Toback, Kakao, Kassia, Ingwer, Baumwolle, und eine große Menge Häute. Es ließ sich denken, daß dieser Anfang von Flor Lust einflößen, und Mittel angeben würde, dessen Fortgang zu erweitern. Eine Reihe von Ursachen, wovon immer eine verderblicher war als die andere, richtete diese Hoffnungen zu Grunde.

Das erste Unglück entsprang aus der Entvölkerung von San-Domingo. Die Eroberungen der Spanier auf dem festen Lande mußten natürlicher Weise helffen eine Insel blühend machen, welche die Natur darum angelegt zu haben schien, damit sie der Mittelpunkt des weitläufigen Reichs, welches um dieselbe herum entstand, und eine Niederlage für die verschiedenen Provinzen desselben würde. Dem ward aber gar nicht so. Bey dem Anblick des ungeheuern Vermögens, das sich viele Leute in Mexiko und an andern Orten erwarben, verachteten die reichsten Einwohner von San-Domingo ihre Besitzungen, und verließen die wahre Quelle der Reichthümer, die so zu sagen oben auf der Erde liegt, um in ihren Eingeweiden Goldadern aufzusuchen, die gar bald versiegen. Die Regierung versuchte umsonst diesem Auswandern Einhalt zu thun: den Gesetzen wurde immer auf eine feine Art ausgewichen, oder sie wurden frech übertretten.

Die Schwäche, die eine natürliche Folge dieses Verfahrens war, gab den Feinden Spaniens den Muth ein, daß sie wehrlose Küsten verheerten. Man erlebte sogar, daß der berühmte englische

See-

Seefahrer, Franz Drake die Hauptstadt einnahm und plünderte. Diejenigen Seeräuber, die keine so große Macht hatten, ermangelten nicht, die Fahrzeuge wegzunehmen, die nach diesen Küsten, damals die bekanntesten in der neuen Welt, bestimmt waren. Um das Unglück vollkommen zu machen, wurden die Spanier selbst Seeräuber. Sie griffen blos die Schiffe von ihrer eigenen Nation an, als welche unter allen andern am reichsten beladen, aber auch am schlechtesten besetzt waren, und den geringsten Widerstand thaten. Die Gewohnheit, die sie angenommen hatten, sich ins geheim zu rüsten, um überall Sklaven herzuholen, machte, daß man sie nicht entdecken konnte; und der Schutz, den sie von den Kriegsschiffen, welche die Schiffahrt beschützen sollten, erkauften, stellte sie vor der Strafe sicher.

Der Handel, den die Kolonie mit den Fremden trieb, konnte sie allein wieder empor heben, oder wenigstens ihren gänzlichen Untergang verhüten. Er ward verboten. Da er unerachtet der Wachsamkeit, oder durch den Vorschub der Befehlshaber fortdauerte, so ergriff der erbitterte, und von Einsichten entblößte Hof das Mittel, die meisten Orte an der See zu schleifen, und die unglücklichen Einwohner derselben tiefer ins Land hinein zu treiben. Dieses gewaltsame Verfahren flößte den Gemüthern eine Muthlosigkeit ein, welche durch die Streifereyen und die Niederlassung der Franzosen auf der Insel auf den höchsten Punkt getrieben ward.

Spanien, einzig und allein mit dem großen Reich beschäftigt, das es auf dem festen Land angelegt hatte, that nie das geringste, um diese Unthätigkeit zu vertreiben. Es weigerte sich sogar bey dem Bitten seiner flamländischen Unterthanen, die gar zu gern die Erlaubniß erhalten wollten, so fruchtbare Gegenden urbar zu machen. Um der Gefahr, sie einen Schleichhandel treiben zu sehen, nicht ausgesetzt zu seyn, wollte es lieber eine Besitzung, die ansehnlich gewesen war, und die es wieder werden konnte, in der Vergessenheit liegen lassen.

IX.

Gegenwärtiger Zustand des spanischen Antheils von St. Domingo.

Diese Pflanzstätte, von der das Hauptland nichts weiter erfuhr, als durch ein mäßiges Schiff, das sie ihm alle drey Jahre schickte, hatte im Jahr 1717 achtzehn tausend vierhundert und zehn Einwohner, Spanier, Mestitzen, Neger und Mulatten zusammen gerechnet. Ihre Farbe und ihre Sinnesart hatten mehr oder weniger amerikanisches, europäisches und afrikanisches an sich, nach Verhältniß der vorgegangenen Vermischungen des Bluts dieser dreyen Völker, in der natürlichen und übergänglichen Vereinigung, welche Geschlechter und Stände zusammen bringt; denn die Liebe macht sich, sowohl als der Tod, eine

Lust

Lust daraus, sie zu vermischen. Diese halbwilden, in eine große Faulheit versenkten Menschen lebten von Früchten und Wurzeln, wohnten in Hütten, hatten keinen Hausrath, und größtentheils keine Kleidung. Die geringe Anzahl derer, bey denen die Trägheit nicht das Vorurtheil des Anständigen und die Lust zum Bequemlichen erstickt hatte, empfiengen Kleider von ihren Nachbarn, den Franzosen, denen sie dafür ihre zahlreichen Heerden, sammt dem Geld, das man ihnen für zwey hundert Soldaten, für die Priester und die Obrigkeit schickte, lieferten. Es scheint nicht, als wenn die im Jahr 1757 zu Barcellona deßwegen errichtete ausschließende Gesellschaft, um San-Domingo aus seiner Asche zu erwecken, großen Fortgang gehabt habe. Seitdem diese Insel im Jahr 1766 allen spanischen Seefahrern geöffnet worden ist, ist sie in gleichem Zustand verblieben. Das was man an Zucker, Kaffee und Toback daselbst gebaut haben konnte, ist kaum zu eigenem Gebrauch hinlänglich, geschweige daß es noch zum Gebrauch des Hauptlandes etwas beytrüge. Die Kolonie liefert jährlich dem Nationalhandel nicht mehr als fünf bis sechs tausend Häute, und einige wenige Waaren von so geringem Werth, daß sie kaum verdienen, erwähnt zu werden.

Alles auf der Insel empfindet diesen Mangel des Anbaues. St. Yago, la Vega, Seibo und andere Oerter im Innern des Landes, die ehemals ihrer Reichthümer wegen so berühmt waren, sind gegenwärtig nur noch elende Dörfer, wo man nichts von ihrem vorigen Glanz erblickt.

Die Küsten zeigen keinen lebhaftern Anblick. Gegen Süden in der Kolonie ist die enge und tiefe Bucht Okoa, die man einen Hafen nennen könnte. An diesem Ort haben die Sponier keine Niederlassung, obwohl eine Salzquelle in der Nähe ist, die zu ihrem Unterhalt hinreichte, obschon das Geld, das von Meriko aus für die Regierungsausgaben gesandt wird, hier ausgeladen, und von da aus auf Pferden nach St. Domingo, das nur fünfzehn Meilen davon liegt, gebracht wird.

Diese berühmte Hauptstadt der Insel erhielt lange Zeit diese fremde Beyhülfe geradezu selbst; aber damals konnten Schiffe von sechs hundert Tonnen in den Lozama, der seine Mauern benetzt, einfahren. Seitdem aber die Mündung dieses Flußes durch den Sand und die Steine, welche dieser Strom von den Bergen herabreißt, ausgefüllt ist, so ist die Stadt in keinem bessern Zustand, als der Hafen, und prächtige Ruinen sind noch der ganze Ueberrest. Die Felder, die da herum liegen, zeigen nur Disteln und einige Heerden.

Vierzehn Meilen über diesem Platz läuft der Fluß Makussis, wo die kleine Anzahl amerikanischer Schiffe anländen, die in der Insel Handel treiben. Sie setzen ihre wenige Ladung unter dem Schutz einiger kleinen Inseln, die eine gute Zuflucht sind, aus.

Weiter

Weiter hin, immer an der nemlichen Seite durchläuft der Rumana die prächtigsten Ebenen, die man sich nur denken kann, und gleichwohl sieht man auf diesem weiten und fruchtbaren Raum nur ein Dorf, das selbst in den Gegenden, wo die Natur am kärglichsten gewesen wäre, schlecht genannt werden dürfte.

Die Nordseite der Kolonie ist der südlichen würdig. Der Hafen la Plata, dessen Schönheit und Güte nicht übertrieben geschildert werden kann, sieht in seinen zahlreichen Buchten, und auf seinem reichen Boden nichts, als einige Hütten.

Isabellique, das einen schönen Fluß, unermeßliche Ebenen und Wälder voll der kostbarsten Hölzer hat, stellt keinen blühendern Anblick dar.

Mit eben so viel Mitteln zum Wohlstand ist Monte Christo nur eine Niederlage für einige englische Schleichhändler, die dorten gemeiniglich die Waaren einiger französischen Pflanzungen, die in seiner Nähe sind, aufnehmen. Die Feindseligkeiten zwischen den Höfen von London und Versailles machen diese Betrügereyverbindungen noch weit beträchtlicher, und dann wird dieser Handelsplatz wichtig. Dieses Leben hört aber gleich auf, so bald das Ministerium in Madrid es für sein Interesse nöthig hält, an dem Streit der beyden wetteifernden Nationen Theil zu nehmen.

Die Spanier haben an der westlichen Seite der Insel keine Besitzung, da diese ganze Seite an Frankreich gehört; und erst seit dem letztern Frieden haben sie darauf gedacht, an der östlichen, die man seit langer Zeit ganz aus den Gedanken verloren hatte, Wohnplätze anzulegen.

Der Vorsatz, Pflanzungen anzulegen, konnte in der achtzig Meilen in der Länge und zehn Meilen an den breitesten Stellen haltenden und tiefer im Lande hineinliegenden Ebenen von Vega-Real ausgeführt werden. Schwerlich könnte man in der ganzen neuen Welt einen ebenern, fruchtbarern, und besser gewässerten Strich Landes finden. Alle amerikanischen Erzeugnisse würden da ganz vortrefflich fortkommen, aber es würde unmöglich seyn, sie nach der See zu schaffen, wenn man nicht Wege machte, vor deren Unternehmung auch wohl kühnere Nationen, als die spanische erschröcken könnten. Diese Schwierigkeiten mußten natürlicher Weise die Absichten nach den vortrefflichen Ebenen lenken, die schon ein wenig bewohnt waren, und wo man einigen Unterhalt finden konnte. Man besorgte unstreitig, die neuen Kolonisten möchten die Sitten der alten annehmen, und entschloß sich zu Sanama. Dieß ist eine halbe Insel, die fünf Meilen breit und sechszehn lang ist, und deren Boden, ob er schon ein wenig uneben, dennoch zu den reichsten Erzeugnissen der neuen Welt dienlich ist. Sie hat noch überdieß den Vortheil, daß sie den Schiffen, die aus Europa kamen, eine leichte Landung und sicheres Ankern gewähret.

Diese

Diese Betrachtungen bewogen die ersten französischen Abentheurer, die San-Domingo verheerten, sich zu Sanama niederzulassen. Sie hielten sich da ziemlich lange, obgleich ihre Feinde mit Macht in der Nachbarschaft waren. Man merkte endlich, daß sie in zu großer Gefahr und von den andern Besitzungen, die ihre Nation auf der Insel inne hatte, und die täglich mehr Festigkeit bekamen, zu weit entfernt waren, und rief sie daher zurück. Die Spanier freuten sich über diese Abreise, aber sie besetzten den erledigten Ort nicht.

Erst in unsern Tagen hat der Hof von Madrid einige Kanonier dahin gesandt. Der Staat hat die Kosten für ihre Reise bezahlt, und die Sorge für ihren Unterhalt auf verschiedene Jahre übernommen. Diese Maaßregeln, so weise sie auch waren, haben nichts gutes geschafft. Die meisten neuen Kolonisten sind grösstentheils durch das Klima, durch das unvorsichtige unternommene Urbarmachen, und vorzüglich durch die Untreue der Statthalter, welche sich der ihnen anvertrauten Kapitalien bemächtiget hatten, und vielleicht durch einige andere Ursachen umgekommen; und was so vielem Unglück entgangen ist, schmachtet in der Erwartung eines nahen Todes. Wir wollen sehen, ob die Bemühungen, die man angewandt hat, Kuba blühend zu machen, besser angewandt gewesen.

X.

Beschreibung der auf Kuba errichteten spanischen Kolonie. Wichtigkeit dieser Insel.

Die Insel Kuba, welche nur durch einen engen Kanal von San-Domingo getrennt wird, ist allein so viel werth, als ein Königreich. Sie ist zwey hundert und dreyßig Meilen lang, und vierzehn bis zwanzig breit. Keiner ihrer Flüsse ist schiffbar, nur in drey oder vier können Schiffe zwey bis vier oder sechs Meilen weit den größten Theil des Jahrs hindurch einfahren. Gegen Norden können Havana, die Bay Hunda, Maziel und Matanza Kriegsschiffe aufnehmen, aber die südlichen Rheden Kaba, Vaguas, Porto-Prince, Bayamo, Backa-Koa, Stipe, Batabamo und Trinitad können nur Kauffahrteyschiffe aufnehmen.

Obschon Kuba bereits im Jahr 1492 durch Kolombo entdeckt worden ist, so unternahmen die Spanier doch erst im Jahr 1511 derselben Eroberung. Diego von Velasquez kam mit vier Schiffen, und landete an der östlichen Spitze an.

Ein Kazike, Namens Hatuey herrschte in dem dortigen Revier. Dieser zu San-Domingo, oder damals Hispaniola, gebohrne Indier war aus seinem Vaterlande geflohen, um der Skla-

verey,

verey, wozu sein Volk verdammt war, zu entgehen. Unter Begleitung der Unglücklichen, die der spanischen Tyranney entronnen waren, hatte er in seinem Zufluchtsort einen kleinen Staat angelegt, den er in Ruhe und Frieden beherrschte. Von da aus beobachtete er in der Ferne die spanischen Segel, deren Annäherung er befürchtete. Bey der ersten Nachricht ihrer Ankunft versammelte er die tapfersten Indier unter seinen Unterthanen oder Bundesgenossen, um sie zu ermuntern, ihre Freyheit zu vertheidigen, versicherte ihnen aber dabey, alle ihre Bemühungen würden fruchtlos seyn, wenn sie nicht dabey anfiengen, sich dem Gott ihrer Feinde günstig zu machen: Hier ist er, sprach er, indem er ein mit Gold gefülltes Gefäß vor sie hinstellte, hier ist sie, diese so mächtige Gottheit; laßt uns sie anrufen.

Dieses gute und einfältige Volk glaubte ohne Mühe, das Gold, um welches so viel Blut vergossen würde, sey der Gott der Spanier. Es wurde vor diesem rohen und ungestalteten Metall getanzt und gesungen, und darauf verließ man sich auf seinen Schutz.

Aber Hatuey, aufgeklärter und argwöhnischer, als die andern Kaziken, rief diese von neuem zusammen. Wir haben auf gar kein Glück zu rechnen, sprach er, so lange der Gott der Spanier unter uns wohnt. Er ist unser Feind, so wie sie selbst. Sie suchen ihn überall, und lassen sich da nieder, wo sie ihn finden. Sie können ihn in der tiefsten Erde entdecken. Ja, wenn ihr ihn auch

verschlängt, so wühlten sie in euer Eingeweide, um ihn heraus zu holen. Im Abgrund des Meers kann man ihn allein vor ihrem Nachsuchen verbergen. Wenn er sich nicht mehr unter uns befindet, so werden sie uns unstreitig vergessen. Und sogleich ward alles vorhandene Gold in die Wellen geworfen.

Indessen sahen die Indier die Spanier anrücken. Die Flinten, die Kanonen, jene erschröcklichen Gottheiten, zerstreuten mit ihrem donnernden Geräusche die Wilden, welche Widerstand thun wollten. Aber Hatuey konnte sie wieder zusammen bringen, deßwegen durchsucht man die Wälder, bekommt ihn gefangen, und verurtheilt ihn, verbrannt zu werden. Als er am Pfahl gebunden war, und nur das Anzünden des Holzstoßes erwartete, trat ein barbarischer Pfaffe zu ihm, schlug ihm vor, sich taufen zu lassen, und sprach mit ihm vom Paradies. Giebt es in diesem Freudenort, sagte der Kazike, auch wohl Spanier? Ja erwiederte der Missionär, aber nur fromme. Der beste nützt nichts, versetzte Hatuey, und ich will an keinen Ort kommen, wo ich fürchten müßte, nur einen einzigen anzutreffen. Schweigt mir von eurer Religion, und laßt mich sterben.

Der Kazike wurde verbrannt, der Gott der Christen entehrt, sein Kreutz im Menschenblut gebadet; aber Velasquez fand keinen Feind mehr. Alles unterwarf sich ohne Widerstand, und die Nation überlebte den Verlust ihrer Freyheit nur

sehr

sehr wenig. In dieser Zeit der Wildheit, wo Erobern und Zerstören einerley war, wurden verschiedene Einwohner von Kuba ermordet. Eine größere Anzahl derselben fanden ihren Tod in den Goldbergwerken, obwohl ihrer nicht hinlänglich vorhanden waren, um auf lange Zeit Arbeit zu verschaffen. Zuletzt endigten vollends die Blattern, dieses Gift, welches die alte Welt der neuen, als einen Auswechsel für ein noch größeres Uebel gegeben hat, das, was die andern Plagen noch nicht vollzogen hatten. Die ganze Insel wurde bald nichts, als eine Wüste.

XI.

Wichtigkeit, Regierung, Bevölkerung, Feldbau, und andere Arbeiten von Cuba.

Sie hat ihren Ursprung dem Seefahrer Alaminos zu danken, welcher im Jahr 1519 durch den Kanal von Bahama fuhr, um Karl V. die ersten Nachrichten von dem glücklichen Erfolg des Kortez zu überbringen. Man sahe bald ein, daß dieß der einzige bequeme Weg für die Schiffe wäre, die von Mexiko nach Europa fahren wollten, und Havana wurde zu deren Aufnahme gebaut. Der Nutzen dieses berühmten Hafens erstreckte sich bis auf die Schiffe, die von Porto-Belo und Karthagena aus abgesandt wurden. Alle ankerten daselbst, und warteten wechselsweise

auf einander, um mit mehrerm Glanz oder Sicherheit im Hauptland zugleich anzukommen. Die erstaunliche Verschwendung, welche die mit den reichsten Schätzen der Welt beladenen Schiffe während ihres Aufenthalts machten, brachten unsägliche Schätze in diese Stadt, die von selbst genöthiget war, einen Theil derselben in die nähern oder entferntern Ländereyen, woher sie ihre Nahrung erhielten, zu verbreiten. Auf diese Art hatte Kuba einige Lebenstriebe, während daß die andern Inseln, die unter gleicher Herrschaft lagen, in ihrem Nichts, worein sie die Eroberung gestürzt hatte, begraben liegen blieben.

Um die zu langsamen Fortschritte dieser Kolonie zu befördern, errichtete man im Jahr 1735 eine besondere Gesellschaft. Die Grundlage derselben war ein Kapital von einer Million Piaster, oder 5,400,000 Livres *). Es wurde in zwey tausend Aktien vertheilt, davon die Krone hundert hatte. Sie hatte ein ausschließendes Privilegium. Sie unterhielt Faktoren zu Kadix; Kuba aber war die Niederlage des Monopols selbst.

Die Direktoren, die vom Hauptland so sehr entfernt waren, beschäftigten sich nur mit ihrem besondern Glück. Sie begiengen Betrügereyen ohne Zahl; und die Gesellschaft, deren Interesse sie zu besorgen hatten, befand sich nach zwanzig Jahren so vollkommen zu Grund gerichtet, daß es unmöglich war, ihre Geschäfte fortzusetzen.

Hierauf

*) Oder 2,475,000 fl.

Hierauf bevollmächtigte die Regierung einige Kaufleute, diesen Handel zu besorgen, und im Jahr 1765 öffnete man allen Spantern eine Besitzung, die man niemals hätte verschließen sollen.

Ein Befehlshaber, der den Titel als oberster Statthalter hat, steht gegenwärtig der Kolonie vor. Er entscheidet alles, was zum Civil- und Militärstaat gehört. Aber ein Intendant besorgt die Einkünfte. Obrigkeiten, deren Sprüche durch die Audienza von St. Domingo vernichtet werden können, besorgen die Gerechtigkeitspflege in den achtzehn Gerichtsbarkeiten, in welche die Insel getheilt ist.

Die Stadt Kuba ist der Sitz des Bischofs und seines Kapitels. Weder sie noch die übrigen Glieder der Geistlichkeit erhalten den Zehenden. Er bleibt, wie in der übrigen neuen Welt der Krone, jedoch so, wie anderswo, daß er nicht der Schatzkammer zufällt. In der Kolonie zählt man drey und zwanzig Manns- und drey Frauenklöster, deren Vermögen nach der mäßigsten Schätzung auf 14,589,590 Livres *) geschätzt wird. In dieser Rechnung sind die Kapitalien des Ordens von St. Johann von Gott, die zu Gegenständen von öffentlichem Nutzen bestimmt sind, nicht mit begriffen.

Die Kinder finden bald eine gute, bald eine schlechte Erziehung in den meisten Klöstern. Seit im Jahr 1728 giebt es sogar in Havana eine Hoheschule, die 37,800 Livres **) Einkünfte, und nicht zwey hundert Studenten hat.

In

*) Oder 6,686,895 fl. 25 kr.
**) —. 17,325 fl.

In der Insel sind neunzehn Hospitäler verbreitet, und man ist da, wie anderswo, weder über den Nutzen, noch über die beste Einrichtung dieser Stiftungen einig. Ach! in Verwaltungssachen ist also alles noch räthselhaft, und die Fragen, die das Glück des menschlichen Geschlechts betreffen, sind vielleicht noch am allerwenigsten entschieden worden.

Die vorgegebenen gesitteten Länder des Erdbodens sind mit faulen Leuten bedeckt, die es angenehmer finden, die Hand auf der Straße auszustrecken, als sich ihrer Arme in den Werkstätten zu bedienen. Gewiß, unsere Absicht ist nicht, Herzen zu verhärten; aber wir sagen ohne Anstand, daß diese Elenden eben so viele Diebe der wahren Armen sind, und daß derjenige, der sie unterstützt, Mitschuldiger wird. Das Bewußtseyn ihrer Heucheley, ihrer Laster, ihrer Verschwendungen und ihrer nächtlichen Ausschweifungen schwächt das Mitleiden, das der wahren Armuth gebühret. Es schmerzt, ohne Zweifel, wenn man einem Bürger seiner Freyheit, das einzige, was er besitzt, rauben, und dem Elend noch die Gefangenschaft beygesellen soll. Indessen ist derjenige, der den verabscheulichen Stand eines Bettlers der sichern Zuflucht, wo er bey der Arbeit Kleider und Unterhalt finden würde, vorzieht, ein Nichtswürdiger, den man mit Gewalt zwingen muß. Es giebt viele Länder, wo man aus einem gefälligen, übelverstandenem Mitleiden, die Bettler, die ein Handwerk daraus machen, nicht einsperrt. In diesem Fall zeigt die Regierung dieser Länder mehr Menschlichkeit, als Einsichten.

Aber

Aber den Bettel ungerechnet, den die Faulheit nach sich zieht, müssen überall Arme ohne Zahl seyn, wo eine große Anzahl Menschen sind, die dem Elend nur ihre Arme entgegen setzen können. Für alle diese Unglücklichen ist ein Tag der Krankheit ein Tag der Noth. Ein jeder Greis ist ein Armer. Ein jeder Krüppel, er sey es durch Zufall oder Naturfehler, jung oder alt ist ein Armer. Jeder Handwerksmann, jeder Soldat, jeder Matrose, der ausser Diensten, oder ausser Stand zu dienen ist, ist ein Armer. Die Armuth erzeugt die Armuth; wenn es auch nur durch die Unmöglichkeit wäre, in welcher sich der Arme befindet, seinen Kindern einige Erziehung oder Unterricht zu geben. Eine große Feuersbrunst, eine Ueberschwemmung, ein Hagel, ein langer und strenger Winter, eine herrschende Krankheit, Hungersnoth, Krieg, große und schnelle Verminderung des Gehalts, Fallimente, schlimme, öfters auch gute Finanzunternehmungen, die Erfindung einer neuen Maschine, lauter Ursachen, die dem Bürger sein Brod rauben, und schnell die alltäglichen Arbeiten aufhalten oder vermindern, und in einem Augenblick eine unglaubliche Menge von Armen entstehen machen.

Wer sind indessen so viele Unglückliche, welche unschuldig und vielleicht durch die Ungerechtigkeit unserer Grundgesetze in diese unvermeidliche Dürftigkeit gestürzt worden sind? Nützliche Menschen, die das Land angebaut, Steine gehauen, unsere Gebäude aufgeführt, unsere Kinder ernährt, in unsern Bergwerken und Steinbrüchen gegraben, das Vaterland vertheidigt, das Genie unterstützt,

und dem Fleiß in allen seinen Theilen gedient haben, nun alle diese achtungswürdige Wesen zu unterstützen, hat man die Hospitäler erdacht; aber erfüllen diese Stiftungen auch den Zweck ihrer Einrichtung? Beynahe überall haben sie eine Menge moralischer und physischer Fehler, welche bey ihrem gegenwärtigen Zustand an ihrem Nutzen zweifeln lassen.

Besondere, und von der Regierung bey Vorfällen weislich ausgetheilte Unterstützung würde vielleicht bey großem allgemeinem Unglück besser seyn, als beständig unterhaltene Spitäler. Sie würden der Armuth zuvorkommen, während daß die Hospitäler solche unterhalten. Diese Zufluchtsörter des Unglücks sind beynahe überall mit beträchtlichen Kapitalien ausgesteuert. Die Natur dieses Eigenthums ist in seiner Führung vieler Verwirrung und Untreue, und in seiner Wirkung vielen Fehlern unterworfen. Sie haben beständige Verwalter, daher erkaltet der Eifer; die Neigung zur Betrügerey und zum Raub, oder wenigstens zur Sorglosigkeit nimmt seinen Platz ein. Diese geheiligten anvertrauten Güter werden zuletzt die Nutznießung derjenigen, die sie verwalten. Die Verwaltung dieser Stiftungen ist beynahe allzeit ein Geheimniß für die Regierung und für das Volk, während daß nichts anständiger und nothwendiger seyn würde, als sie allgemein bekannt zu machen; sie ist willkührlich, und doch sollten alle einzelne Theile der aufmerksamsten und strengsten Durchsicht unterworfen seyn. Man spricht von der Untreue, die in der Könige Häusern vorwaltet. Hier aber rechtfer-

tigen

tigen wenigstens Pracht, Ueberfluß, Ceremonien, welche die falsche Größe des Throns ausmachen, die Verschwendung, und man weis, daß wo Könige sind, müssen auch Mißbräuche seyn. Aber die Hospitäler enthalten noch mehrere Betrügereyen. Und dieß sind die Armenhäuser! Es ist das Vermögen der Armen! Alles sollte da an den Gedanken der Ordnung und der Haushaltung erinnern, alles sollte da diese Pflichte heilig machen. Verwalter dieser Zufluchtsörter, wenn ihr euch Nachläßigkeit dabey zu Schulden kommen läßt, so müssen euere Seelen erstarrt seyn! Wenn ihr euch Bedrängnisse erlaubt, welchen Namen soll man euch geben? Ich wollte, daß man euch in Blut und Koth badete.

Die physischen Fehler unserer Hospitäler sind noch bedauernswürdiger, als ihre moralischen. Die Luft ist daselbst durch tausend Ursachen, deren genaue Erzählung unsere Sinnen empören würde, verdorben. Man kann davon durch eine einzige unläugbare Erfahrung urtheilen. Drey tausend Menschen, die in den Raum von der Größe eines Morgen Landes eingesperrt sind, machen allein durch ihre Ausdünstung eine Atmosphäre von 60 Zoll Höhe, die ansteckend wird, wenn sie die Bewegung nicht erneuert. Alle Personen, die gewöhnlich beschäftiget sind, die Kranken zu bedienen, sind blaß, und fast insgesammt selbst im gesundesten Zustand, von einem schleichenden Fieber angegriffen, das seinen besondern Charakter hat. Welchen Einfluß muß nicht die gleiche Ursache auf den Kranken haben? Man kommt aus dem Hospital von einem Gebrechen

geheilt,

geheilt, und man trägt ein anderes davon. Die Erholung geht da langsam von statten. Wie viel traurige Nachläßigkeit! Wie viel unglücklicher Mißverstand! Ihre Menge erstickt die Gewissensbisse darüber.

Im Hotel Dieu zu Paris und in Bicetre kommen der fünfte und sechste Theil der Menschen um; im Hospital von Lion der achte und neunte.

O du, der du vom ersten Thron von Europa herabgestiegen bist, der du seine vornehmsten Gegenden mit der Begierde, Kenntnisse zu erlangen, und dem ungezweifelten Wunsch am Besten deines Landes zu arbeiten, durchgegangen, sage uns, wie groß dein Abscheu war, als du in einem unsrer Hospitäler sieben oder acht Kranke in das nemlich Bett gesteckt fandest; alle Krankheiten vermengt; alle Grundstoffe und Grade des Lebens und des Todes unter einander; einen Unglücklichen, der einen schmerzhaften Schrey that, an der Seite desjenigen, der den letzten Odemzug that; den Sterbenden an der Seite des Gestorbenen; alle einander ansteckend, alle wechselsweise über einander schimpfend. Sage uns, warum du nicht dieses Gemählde der Einbildungskraft, deiner jungen und zärtlichen Schwester, unsrer Königin schilderteſt? Ohne Zweifel wäre sie davon gerührt worden, und hätte ihre Empfindung ihrem Gemahl beygebracht; ihre Thränen hätten den Unglücklichen das Vorwort geredet. Welch' herrlicher Gebrauch wäre da von der Schönheit gemacht worden!

So

So ist also die Kunst, Menschen zu erhalten, über ihr Leben zu wachen, von ihnen das Schröckliche des Elendes zu entfernen, eine Wissenschaft, die so wenig von den Regierungen ergründet worden ist, daß selbst diejenige Stiftungen, welche diese Absicht zu erfüllen bestimmt sind, das Gegentheil bewirken. Erstaunende Ungeschicklichkeit, die derjenige unserer Philosophen nicht vergessen muß, der die unermeßliche große Abhandlung von der Barbarey der gesitteten Völker schreiben wird.

Menschen von Erz haben gesagt, daß man die schon zu große Vermehrung der Tagdiebe, der Sorglosen, und der Taugenichts zu verhindern, die Armen und die Kranken in den Spitälern nicht gut behandeln müsse. Sicher läßt sich nicht läugnen, daß nicht dieses grausame Mittel in seiner ganzen Stärke gebraucht worden seye. Aber welche Wirkung hat es hervorgebracht? Man hat viele Menschen getödtet, ohne einen einzigen zu bessern.

Es kann seyn, daß die Hospitäler die Faulheit und die Verschwendung befördern. Wenn aber dieser Fehler wesentlich diesen Stiftungen anhängt, so muß man ihn ertragen. Kann er verbessert werden, so muß man daran arbeiten. Wir wollen die Hospitäler bestehen lassen, aber wir wollen uns beschäftigen, wir wollen uns bemühen, durch einen bessern allgemeinen Wohlstand die Menge der Unglücklichen zu vermindern, die ihre Zuflucht dahin zu nehmen genöthiget sind. Sie mögen in den Armenhäusern zu ruhigen Arbeiten gebraucht werden; die Faulheit mag daselbst gestraft, die Arbeitsamkeit belohnt werden.

Was die Kranken betrift, so müssen selbige so besorgt werden, wie es Menschen gegen Menschen thun sollen. Das Vaterland ist ihnen diese Hülfe aus Gerechtigkeit, oder aus Eigennutz schuldig. Sind sie alt, so haben sie dem Vaterland gedient, sie haben andere Bürger auf die Welt gesetzt; sind sie jung, so können sie ihr noch dienen, sie können der Stamm eines neuen Geschlechts werden. Kurz, wenn sie einmal in diese Zufluchtsörter der Armuth aufgenommen sind, so muß die geheiligte Gastfreyheit daselbst in ihrem ganzen Umfang ausgeübt werden. Keine niederträchtige Kargheit, keine menschenmörderische Berechnungen mehr! Sie müssen daselbst die Hülfe finden, die sie in ihren Familien finden würden, wenn diese im Stande wären, sie aufzunehmen.

Dieser Plan ist wohl auszuführen, er wird sogar nicht mehr sehr kostbar seyn, wenn bessere Gesetze, eine wachsamere, aufgeklärtere, und vorzüglich menschlichere Verwaltung diese Stiftungen regieren werden. Der Versuch geschieht in unsern Tagen mit gutem Erfolg durch die Frau Necker unter unsern Augen. Während daß ihre Ehegatte im Großen daran arbeitet, die Unglücklichen zu vermindern, so beschäftigt sie sich mit den einzelnen Dingen, welche diejenigen, die vorhanden sind, trösten können. Sie hat so eben in der Vorstadt St. Germain ein Spital errichtet, wo die Kranken einzeln liegen, und wie bey einer zärtlichen Mutter verpflegt werden, und dennoch ein Drittheil weniger kosten, als in den Spitälern von Paris. Fremdlinge, die ihre Mitglieder der Nation durch die würdigste aller Ursachen, welche

zum

zum Eingebohrnen machen können, durch das Gute, so ihr solcher erprobt worden seyd, edelmüthiges Paar, ich unterstehe mich, euch zu nennen, ob ihr schon noch am Leben, schon noch mit dem Ansehen einer großen Ehrenstelle bekleidet seyd, und ich fürchte nicht, daß man mir es als Schmeicheley auslege. Ich glaube, genugsam bewiesen zu haben, daß ich das mächtige Laster weder fürchten noch ihm schmeicheln kann, und ich habe dadurch das Recht erlangt, laut der Tugend das Wort zu reden.

Möchte der Himmel, daß die glückliche Probe, von der wir so eben gesprochen haben, die allgemeine Verbesserung der Spitäler nach sich zöge, welche die Freygebigkeit unserer Väter gestiftet haben! Möchte der Himmel, daß eine so schöne Stiftung denjenigen zum Muster dienen möge, welchen eine zärtliche Frömmigkeit, der Wunsch, einen großen Reichthum sehen zu lassen, eine wohlthätige Philosophie einstens solche Gesinnungen für das Wohl unserer Nachkommenschaft einflößen werden. Dieser Wunsch meines Herzens erstreckt sich über die ganze Welt; denn wenn meine Gedanken mit dem Wohl meines Nebenmenschen beschäftiget sind, so haben sie keine andere, als die Gränzen der Welt. Einwohner der Welt, vereiniget euch alle mit mir. Es betrift euch selbst. Wer hat euch gesagt, daß nicht einer eurer Vorfahren in den Spitälern gestorben sey? Wer hat euch versprochen, daß nicht einer eurer Nachkommen in diesen Zufluchtsörtern des Elendes sterben werde? Ist ein unerwartetes Unglück, das euch dahin führen könnte,

ohne Beyspiel? Vereinigt also eure Wünsche mit dem meinigen.

Um wieder auf unsern Gegenstand zu kommen, so enthält die Insel Kuba, zufolge einer Zählung vom Jahr 1774, 171,628 Personen, davon nur 28,760 Sklaven sind. Die Bevölkerung kann sogar noch beträchtlicher seyn, weil die gegründete Furcht einer neuen Auflage die Genauigkeit bey der Angabe verhindert haben kann.

Man findet nicht leicht andere Künste auf der Insel, als die allernothwendigsten. Sie befinden sich in den Händen der Mulatten, oder der freyen Schwarzen, und zwar sehr unvollkommen. Das einzige Tischlerhandwerk ist daselbst zu einem merkwürdigen Grad von Vollkommenheit gekommen. Andere Mulatten, andere Schwarzen besorgen die Lebensmittel. Dies sind einige Früchte der neuen Welt, und einige Hülsenfrüchte der alten. Türkenkorn, Maniock, deren Verbrauch in dem Masse abgenommen, als die Freyheit der Schifffahrt den Preis des Mehls, das aus Spanien oder von Mexiko, zuweilen auch aus dem mitternächtlichen Amerika gebracht wird, hat fallen machen; ziemlich guter Kakao, aber in so geringer Menge, daß man alle Jahr mehr als 2000 Zentner davon von Karaque, oder von Guayaquil beziehen muß; zahlreiche Heerden, Ochsen und vorzüglich Schweine, deren Fleisch bisher allgemein vorgezogen wurde, und es allzeit seyn wird, wenn nicht die Schaafe, die man kürzlich in der Insel eingeführt hat, solches nicht eines Tages verdrängen. Alle diese Thiere laufen in Waiden herum,

herum, deren jede vier, oder wenigstens zwey Meilen im Umfang hat. Man sieht auch Pferde und Mauleſel daſelbſt waiden, die man noch vermehren ſollte, weil ihre gegenwärtige Anzahl noch eine große Menge vom feſten Lande zu holen nöthiget.

Die Erzeugniſſe, die zur Ausfuhr beſtimmt ſind, beſchäftigen den gröſten Theil der Sklaven. Vom Jahr 1748 bis 1753 wurden durch die Arbeit dieſer Unglücklichen jährlich für das Hauptland nur 18750 Centner Toback erzeugt, der in Europa 1,293,570 Liv. a) Werth hatte; 173,800 Centner Zucker, der 7,994,786 Livres b) galt. 1569 Stück Häute von 138,817 Liv. c) Werth; und 1,064,505 Liv. d) an Gold und Silber. Bey dieſer Summe von 10,491678 Livres e) gehörte der Toback allein der Regierung, alles übrige war für die Handlung.

Seit dieſem Zeitpunkt haben ſich die Arbeiten ſehr vermehrt, gleichwohl lenkten ſie ſich noch nicht auf den Indigo und die Baumwolle, ob ſie ſchon natürlich in der Inſel wachſen.

a) Oder 592,886 fl. 15 kr.
b) — 3,664,276 fl. 55 kr.
c) — 63,624 fl. 27 kr.
d) — 487,898 fl. 7 kr.
e) — 4,808,685 fl. 45 kr.

Der Bau des Kaffees, der seit kurzem angefangen worden, hat keinen beträchtlichen Fortgang gehabt. Er wird auch nicht zunehmen. Spanien verbraucht von diesem Erzeugniß nicht viel, und alle Handelsplätze von Europa sind damit, und werden damit noch lange Zeit überladen seyn. Vom Wachs kann man was besseres hoffen.

Als im Jahr 1763 Florida von dem Hof zu Madrid dem von London überlassen wurde, so flohen die fünf oder sechs hundert Elende, die in diesem Lande umherzogen, alle nach Kuba, und brachten einige Bienenkörbe mit. Dieses nützliche Insekt setzte sich in die Wälder und in die hohlen Bäume, und vermehrte sich mit solcher Geschwindigkeit, die fast unglaublich scheint. Bald erndtete die Kolonie, welche vorher vieles Wachs zu ihren Religionsfeyerlichkeiten kaufte, genug zu diesem frommen und zu anderm Gebrauch ein. Im Jahr 1770 hatte sie ein wenig Ueberfluß; und sieben Jahre hernach wurden 7150½ Centner nach Europa und Amerika ausgeführt. Dieses Erzeugniß muß sich nothwendig unter einem Himmel und auf einem Boden vermehren, die ihm beyde ungemein günstig sind, in einer Insel, wo die Körbe jedes Jahr vier Erndten geben, und die Schwärme ununterbrochen auf einander folgen.

Der Toback ist eines der wichtigsten Erzeugnisse der Insel Kuba. Jede Erndte giebt von demselben ungefähr 55000 Centner. Ein Theil desselben wird im Lande verzehrt, oder heimlich ausgeführt.

Die

Die Regierung läßt alle Jahr für ihre Kammergüter in der alten und neuen Welt, wo sie den Alleinhandel hat, 46750 Centner kaufen, dessen Preis sich nach der Güte richtet, der sie aber einer in den andern der Centner auf 48 Livres 12 Sols a) zu stehen kömmt, so daß der König jährlich für diesen einzigen Gegenstand 2,272,050 Livres b) in die Insel bringt.

Dem Fortgang des Tobackbaues ist neuerlich in der Insel Kuba Einhalt gethan worden. Man hat diese Pflanze sogar in einigen Quartieren, wo sie nicht gut fortkam, ausgerottet. Die Regierung wollte, daß die Erndten die Bedürfnisse der Monarchie nicht übersteigen sollten. Ohne Zweifel befürchtete sie, daß die Fremden, wenn sie dies Erzeugniß in Blättern gekauft hätten, solches hernach heimlich, nachdem es verarbeitet worden, in ihre Provinzen einführen möchten. Man glaubte, daß der Fleiß der Kolonisten nützlicher auf den Bau des Zuckers gelenkt werden könnte.

Diese Waare war vor der Entdeckung der neuen Welt wenig bekannt. Nach und nach ist sie der Gegenstand eines unermeßlichen Handels geworden. Die Spanier waren gezwungen, ihn von ihren Nachbarn zu kaufen, bis es ihnen endlich einfiel, ihn von Kuba zu verlangen. Das Hauptland empfängt jährlich daher von 200 bis 250,000 Centner halb weiß, halb roh. Dies ist nicht alles,

a) Oder 22 fl. 16 kr.

b) 1,041,356 fl. 15 kr.

was seine Einwohner verbrauchen können. Aber sie werden nimmer nöthig haben, fremde Handelsplätze zu besuchen, wenn dieser Bau in dem übrigen Theil der Insel eben so gut eingerichtet seyn wird, als es schon in der Gegend von Havana ist.

Vom Jahr 1765 kamen jährlich nur drey oder vier grosse Schiffe nach Kuba, die von Kadix ausgelaufen waren, und diejenigen Schiffe, die, nachdem sie ihren Verkauf an den Küsten des festen Landes gemacht hatten, da eine Ladung suchten, die sie zu Vera Crux, Honduras und Karthagena nicht fanden. Der Insel mangelte es damals oft an den nothwendigsten Dingen, und sie mußte sie daher von den Nachbarn verlangen, mit welchen sie Schleichhandel trieben. Als der Zwang vermindert wurde, so hat die Menge der Versendungen die Erzeugnisse, und diese ihrerseits wieder die Schiffahrt vermehrt.

Im Jahr 1774 kamen in der Kolonie aus Spanien 101 Schiffe an, die Mehl, Wein, Brandtenwein, und alles, was für eine große Kolonie gehörte, dahin brachten, und die hingegen alle die Waaren wegführten, welche eine besser eingeführte Ordnung hatte erzeugen können.

In dem nemlichen Jahr erhielt Kuba auf 118 kleinen Schiffen aus Louisiana Reis und Holz zu ihren Zuckerküsten; aus Mexiko Mehl, Hülsenfrüchte, Marrockin und Kupfer; aus andern Theilen dieses großen Landes Ochsen, Maulesel, Kakao; von Porto-Rico 2000 Sklaven, die man daselbst abgesetzt hatte.

Diese

Diese Schiffe der alten und neuen Welt durften nicht den Hafen wählen, in den sie am liebsten eingefahren wären. Sie waren genöthiget, in Havana, in Port au Prince, in Kuba, in Trinitad, als den einzigen Orten, wo Güterniederlagen errichtet waren, ihre Ladungen abzusetzen. Nur die Fischerschiffe und die Küstenfahrer durften ohne Unterschied alle Rheden besuchen.

Ein Mann, der gegenwärtig Spanien Ehre macht, und der sie jeder andern Nation machen würde, Herr Campomanes, sagt, daß die Einnahme der Güterniederlagen, die vor dem Jahr 1765 nie über 565,963 Liv. a) gestiegen waren, gegenwärtig 1,620,000 Liv. b) betrage. Daß das Hauptland aus der Kolonie 8,100,000 Liv. c) an Metallen beziehe, anstatt 1,620,000 Liv. d), die ihm ehemals zukamen. Dies geschieht durch den Vortheil der Freyheit, ein Beweis, von dem zu wünschen ist, daß man seine ganze Stärke empfinde.

Die Auflagen, die man in Kuba erhebt, wenigstens die, welche in die Schatzkammer kommen, steigen nicht über 2,430,000 Liv. e), und die Regierung giebt 2,272,050 Liv. f) für Toback;

a) Oder 259,399 fl. 42 kr.
b) — 742,500 fl. — —
) — 3,712,500 fl. — —
d) — 742,500 fl. — —
e) — 1,113,750 fl. — —
f) — 1,041,356 fl. 15 kr.

1,350,000 Liv. a) zum Unterhalt der Festungen; 2,160,000 Liv. b) für die gewöhnliche Besatzung; und 3,780,000 Liv. c) für die Bedürfnisse des Seewesens für die Insel.

Ein Cederholz, das zum Bauen sehr dienlich war, bedeckte die Kolonie, ohne daß man jemals daran dachte, es zu gebrauchen. Endlich errichtete man im Jahr 1724 Werfte, aus welchem bis diesen Tag 58 Schiffe oder Fregatten hervorgekommen sind. Diese Einrichtung erhält sich, ungeachtet man genöthiget ist, Eisen und Strickwerk, das man in der Insel nicht haben kann, für diese Schiffe herbeyzuführen, ungeachtet der seit 1650 eingeführten Gewohnheit, Maste für sie aus dem nördlichen Europa herzuholen, die man ehemals, jedoch von minderer Güte, aus dem mexikanischen Meerbusen zog.

Die kleine Flotte, die bestimmt war, die spanischen Küsten von den Schleichhändlern oder Seeräubern zu reinigen, und die ausser der Zeit, die sie aufs Kreutzen auslief, sich zu Vera Crux aufhielt, wurde im Jahr 1748 abgeschaft. Ihre Würkung war unnütz geworden, seitdem die Regierung die Parthie ergriffen hatte, in Kuba gewöhnlich eine mehr oder weniger beträchtliche Seemacht zu halten. In Friedenszeiten führen diese Schiffe die Gelder, die zu den jährlichen Bedürfnissen dieser verschiedenen Kolonien gewidmet sind, nach Kumana und Louisiana; sie entfernen davon, soviel sie können,

a) Oder 618,750 fl.
b) — 990,000 fl.
c) — 1,732,000 fl.

nen, den Schleichhandel; und setzen den Namen ihres Herrn in Achtung. Während dem Krieg beschützen sie die Seefahrer und die Ländereyen ihrer Nation.

Die Havana, wo man sie erbaut, erhielt kürzlich durch die Sorgfalt des Herrn Marquis de la Torre solche Bequemlichkeiten und Verschönerungen, die man schon lange Zeit vergeblich daselbst wünschte. Dieser thätige Befehlshaber gab ihr ein wohl eingerichtetes Theater, 2 zierliche Spatzierplätze, bequeme Kasernen, und auf dem Lande 5 gut eingerichtete Brücken. Alle diese Einrichtungen haben die Stadt nicht mehr, als 482066 Livres a) gekostet.

XII.

Worinn die Festungswerke von Kuba bestehen, was die Insel sonst noch für Vertheidigungsplätze hat.

Die Regierung hat zu den Festungswerken, womit der Platz umgeben ist, vom Jahr 1763 bis 1777 22,413,989 Liv. 18 Sols 6 Den. b) aufgeopfert. Diese Werker sind durch 4198 Schwarze; durch 1500 Uebelthäter, deren sich Spanien und Mexiko entledigt hatte; und durch freye Menschen, die diese Arbeit nicht verachteten, aufgeführt worden.

Der Hafen von Havana ist einer der sichersten auf dem Erdboden. Die Flotten der ganzen Welt könnten alle auf einmal darinnen ankern; sein Ein-

a) Oder 220,946 fl. 55 kr.

b) — 10,273,078 fl. 41 kr.

Eingang wird von Felsen bewahrt, woran man Gefahr läuft, zu scheitern, wenn man sich nur ein wenig von der Mitte der Durchfahrt entfernt. Das Fort Moro und das Fort de la Punta vertheidigen ihn. Das erstere von diesen Kastelen ist dermaßen über die See erhaben, daß es selbst den Schiffen vom ersten Rang unmöglich fiele, es zu beschießen. Das andre ist zwar nicht so vortheilhaft gelegen; allein man kann es doch nur in einem so engen Kanal kanoniren, daß die tapfersten Feinde das furchtbare Feuer aus den zahlreichen Stücken des Moro unmöglich aushalten konnten.

Havana kann also nur von der Landseite angegriffen werden. Fünfzehn bis sechszehn tausend Mann, welches die stärkste Macht ist, die man bey dieser Unternehmung anzustellen im Stande ist, könnten alle Werke, die anjetzt sich erstaunlich weit erstrecken, unmöglich einschließen. Man wird mit dieser Macht entweder gegen die rechte oder linke Seite des Hafens, gegen die Stadt oder das Kastel Moro agiren müssen. Wenn man sich zu letzterm entschließt, so wird die Landung eine Meile vom Kastel sehr leicht geschehen, und man wird sodann ohne Mühe, durch leichte Wege, durch Holzungen, die den Marsch verbergen und decken werden, im Angesichte desselben erscheinen.

Die erste Schwierigkeit wird seyn, Wasser zu bekommen. Es ist in der Gegend des Lagers, das man dort wird beziehen müssen, tödlich. Man wird genöthiget seyn, trinkbares Wasser drey Meilen weit auf Schaluppen zu holen. Um welches zu bekommen, wird man entweder mit Macht

an den Fluß kommen, der allein welches liefern kann, oder man muß ein verschanztes Korps da lassen, welches vom Lager entfernt, und abgesondert stehen, immer in Gefahr seyn wird, aufgehoben zu werden.

Ehe man den Moro angreifen kann, wird man den Cavanno einnehmen müssen, der vor kurzem aufgeführt worden ist. Es ist ein Kronwerk, welches aus einem Bollwerk, 2 Mittelwällen, und 2 halb Bollwerken an ihrer Spitze bestehet. Die rechte und linke Seite stossen an die Steilung des Hafens. Es hat Kasematten, Zisternen, Pulvermagazine, welche bombenfrey gewölbt sind, einen guten bedeckten Weg, und einen breiten in Felsen gehauenen Graben. Der Boden umher besteht aus lauter Steinen und Kieseln, und es ist gar keine Erde darauf. Der Cavanno ligt auf einer Anhöhe, die den Moro bestreicht, er war aber selbst dem Feuer eines mit ihm von gleicher Höhe seyenden Hügels ausgesetzt, der nur drey hundert Schritte von ihm lag. Da es sehr leicht gewesen wäre, die Laufgraben hinter dieser Erhöhung zu eröfnen, so hat man sie abgegraben, und man kann nun von der Festung aus alles in der Ferne sehen und bestreichen. Wenn die Besatzung so in die Enge getrieben wäre, daß sie sich nicht mehr zu halten getraute, so zöge sie sich nach dem Moro zurück, mit welchem man ihr die Verbindung nicht abschneiden kann, und sprengte die Werke in die Luft, welche alle kontraminirt sind.

Das berühmte Fort Moro hatte an der Meerseite, von welcher es gar nicht anzugreifen ist, zwey Bollwerke, und eben so viel an der Landseite,

seite, mit einem breiten und tiefen in Felsen gehauenen Graben. Seitdem es eingenommen worden ist, hat man es ganz von neuem aufgeführt, und ihm stärkere und höhere Brustwehren gegeben. Ferner hat man einen guten bedeckten Weg davor angelegt, und ihn mit allem versehen, was dazu nöthig ist, die Truppen und allen Vorrath in Sicherheit zu setzen. Die Laufgraben lassen sich davor nicht leichter eröfnen, als vor dem Cavanno. Beyde sind von einem weichen Stein erbaut worden, bey welchem die Vertheidiger weniger Gefahr werden auszustehen haben, als bey einem gewöhnlichen Quadersteine.

Außer diesen Vertheidigungsmitteln haben noch diese beyden Kastele den Beystand des Klimas, der für die Belagerer so gefährlich ist, und die Leichtigkeit für sich, aus der Stadt allen Beystand zu empfangen, ohne daß man es hindern könne. Diese Vortheile müssen diese beyden Kastelle unüberwindlich, oder wenigstens sehr schwer einzunehmen machen, wenn sie nur hinreichend mit allem versehen sind, und übrigens mit Muth und Einsicht vertheidiget werden. Ihre Erhaltung ist um so wichtiger, da ihr Verlust nothwendig die Einnahme der Stadt und des Hafens nach sich ziehen würde, als welche von diesen Anhöhen ganz bestrichen, und in den Grund geschossen werden können.

Nachdem wir die Hinderniſſe angezeigt haben, die man dabey finden würde, Havana von der Seite des Moro einzunehmen, so müssen wir von denen reden, die man zu übersteigen hätte, wenn man es von der Stadtseite einnehmen wollte.

Diese liegt in dem Hafen, und ein wenig in

dessen

dessen Vertiefung hinein. Sie war sowohl nach der Seite des Kastels, als nach dem Feld zu mit einer Mauer von Leimsteinen, die nichts taugte, und mit ein und zwanzig Bollwerken, die nicht viel besser waren, umgeben. Ihr Graben war trocken und gar nicht tief. Vor diesem Graben befand sich eine Art von fast ganz zerstörten bedeckten Wegen. In diesem Zustande wäre der Ort nicht vor einem plötzlichen Anfall gesichert gewesen, durch den man ihn, wenn er des Nachts unter verschiedenen wahren und falschen Angriffen geschehen wäre, gewiß eingenommen hätte. Man hat die Gräben tiefer und breiter gemacht, und einen sehr guten bedeckten Weg davor gelegt.

Diese nöthigen Verschanzungen werden von dem Kastel de la Punta vertheidigt. Dies ist ein von Steinen erbautes Viereck, das zwar klein ist, aber Kasematten hat. Man hat es ganz neu wieder aufgebauet, weil es in der Belagerung sehr beschädigt worden war. Ein sehr guter trockner und im Felsen gehauener Graben umgiebt es. Außer seiner Hauptbestimmung, nemlich den Eingang des Hafens zugleich mit dem Moro zu vertheidigen, der es eine vollkommene Genüge leistet, so hat es noch viele nach dem Felde hinausgehende Batterien, welche einige Stellen des Bezirks der Stadt flankiren.

Sein Feuer kreuzt mit dem Feuer einer Schanze von vier Bollwerken, die einen Graben, bedeckten Weg, Pulvermagazin, Kasematten und Zisternen hat. Dieses neue Kastel, das man eine Vierthelmeile von der Stadt, auf einer Anhöhe Arostigny genannt, erbauet, wird eine förmliche Belagerung erfordern, wenn man die Stadt von der Seite einnehmen will; um so mehr, da es den

Vor-

Vortheil besitzt, die Aussicht aufs Meer zu haben, weit hinein das Feld zu bestreichen, und dem Feind viel Ungelegenheit zu machen, da er ganz nahe an demselben das Wasser holen muß.

Wenn man weiter um die Stadt herum geht, so findet man das seit der Belagerung aufgeführte Fort Dalteres. Es ist von Steinen gebaut, und hat vier Bollwerke, nebst einem bedeckten Weg, ein Ravelin vor dem Thore, einen breiten Graben und guten Wall, Zisternen und ein Pulvermagazin. Es liegt eine kleine Viertelmeile von der Stadt, und zwar jenseits eines Flußes und eines unwegsamen Moraſtes, von welchem sie auf dieser Seite bedeckt wird. Man hat es auf einer Anhöhe angelegt, die es ganz einnimmt, und die man durch Ziehung eines Grabens rund herum, in welchen das Meer vom Hafen her hineintritt, abgeschnitten hat. Ohne zu rechnen, daß es die Verbindung der Stadt mit den Inseln bestreicht, so vertheidigt es noch den Hauptwall, indem sein Feuer sich mit dem von dem arostignyschen Kastel kreuzt, und dieser Hauptwall wird zwischen diesen beyden Kastelen auch noch durch eine starke Redoute gedeckt. Sein Feuer kreuzt sich ferner mit des Moro seinem, der sehr hoch, und auf der am weitesten herausragenden Spitze des Hafens liegt.

Wenn es erlaubt wäre, seine Meynung über eine Sache zu sagen, die nicht in unser eigentliches Fach einschlägt, so wagten wir zu sagen: daß, wenn erst alle die Werke fertig sind, diejenigen, die Havana belagern werden, bey dem Cavanno und Moro anfangen müssen; weil, wenn diese beyden Kastele erst einmal eingenommen sind, sich die Stadt wohl ergeben müssen wird,

wird, wenn sie nicht von der Artillerie auf dem Moro will in Grund und Boden geschossen seyn. Entschlösse man sich im Gegentheile, von der Stadtseite anzufangen, so wäre man eben nicht viel weiter gekommen, wenn man sie gleich schon inne hätte. Zwar wäre der Eroberer im Stande, die Werfte und alle Schiffe im Hafen zu zerstöhren, allein daraus entspränge ihm kein dauerhafter Vortheil. Um sich fest zu setzen, müßte er doch den Cavanno und Moro einnehmen, und das wäre ihm wahrscheinlicher Weise unmöglich, nach der Menge Menschen, die er schon beym Angriff der Stadt und ihrer Kastele verloren hätte.

Aber man befolge auch, welchen Plan man wolle, bey der Belagerung dieses Orts, so wird die Nation, die ihn angreifen will, nicht nur gegen die zahlreiche Besatzung, die in den Werken vergraben seyn wird, zu fechten haben, sondern es werden auch 12472 Mann Miliz, welche man seit dem Frieden, ganz ungemein in den Waffen geübt hat, Truppen im freyen Felde entgegengestellt werden, die allen ihren Arbeiten Hindernisse in den Weg legen müssen. Diese auf Kosten der Regierung bewafnete, bekleidete und ausgerüstete Korps, die auch in Kriegszeiten auf eben dem Fuß als die regulären Truppen bezahlt werden sollen, haben zu Anführern und zu Mustern, Ober- und Unteroffiziere, die man ihnen von Europa aus geschickt, und aus den besten Regimentern genommen hat. Die Errichtung dieser Militz kostet ein unermeßliches Geld. Der spanische Hof wartet nun, bis ihm die Begebenheiten zeigen, in wie fern diese Kosten nützlich sind oder nicht. Aber man kann schon jetzt versichern,

chern, daß, man lasse auch den kriegerischen Geist dieser Truppen noch so gut seyn, so ist dieß Verfahren politisch betrachtet unverzeihlich und zwar aus folgenden Ursachen.

Das Projekt, alle Kolonisten auf Kuba zu Soldaten zu machen, dieß ungerechte und für alle Kolonien verderbliche Projekt ist sehr lebhaft betrieben worden. Die Gewalt, die man den Einwohnern hat anthun müssen, um sie zu Uebungen zu gewöhnen, wozu sie keine Lust hatten, hat die natürliche Neigung zur Ruhe in ihnen nur noch verstärkt. Sie haben mechanische und gezwungene Bewegungen, die ihnen doppelt unerträglich scheinen mußten, weil sie ihnen nichts einbrachten, verabscheuet; wenn sie auch schon nicht an sich selbst Unterthanen, die vielleicht glauben, daß ihnen nichts daran liegt, ob sie ihre Regierung, die sie unterdrückt, vertheidigen, schröcklich oder lächerlich scheinen müßten. Die Raserey, Truppen zu halten; diese Wuth, welche unter dem Vorwande, den Kriegen zuvorzukommen, sie entzündet; die, indem sie den Despotismus der Regierung einführt, die Empörung der Unterthanen von fern anlegt; die den Einwohner beständig aus seinem Hause, und den Ackersmann von seinem Lande reißt, und dadurch die Liebe des Vaterlandes erstickt, weil sie den Menschen von seinem Geburtsort wegbringt, welche die Nationen umkehrt, und sie über alles Land und Meer weg versetzt: dieser Miethlingsgeist der Militz, der kein kriegerischer Muth ist, wird über kurz oder über lang Europa ins Verderben stürzen, aber die Kolonien noch viel eher, und vielleicht die spanischen vor allen andern.

XIII.

XIII.

Hat Spanien die dienlichen Mittel ergriffen, und ergreift es selbige noch, um seine Inseln nutzbar zu machen?

Diese Macht besitzt den weitläufigsten, und den fruchtbarsten Theil des amerikanischen Inselmeers. In thätigen Händen wären diese Inseln eine Quelle eines unbegränzten Flors geworden. In ihrem gegenwärtigen Zustande sind es erstaunliche Waldungen, wo die schröcklichste Einsamkeit herrscht. Weit gefehlt, daß sie zu der Macht und zu den Reichthümern der Monarchie, welcher sie zugehören, etwas beytragen sollten, so schwächen sie und richten dieselbe durch die Kosten, die ihre Erhaltung erfordert, nur noch mehr zu Grunde. Wenn Spanien den politischen Gang der andern Völker gehörig studiert hätte, so hätte es eingesehen, daß verschiedene derselben ihr Uebergewicht lediglich einigen Inseln zu danken haben, die doch in allen Stücken denen nachstehen müssen, welche bis anitzt blos dazu gedient haben, die Reihe seiner unzähligen und unnützen Besitzungen zu seiner Schande zu vermehren. Es hätte gelernt, daß die Stiftung von Pflanzörtern zumal von solchen, die keine Bergwerke haben, keinen vernünftigen Zweck haben können, als Ackerbau daselbst anzulegen.

Man verläumdet die Spanier, wenn man behauptet, sie seyen ihrer Gemüthsart nach unfähig, Mühe und Arbeit erfordernde Dinge auszuführen. Wenn man einen Blick auf die übermäßigen Ermattungen wirft, welche diejenigen Menschen unter diesem Volk, welche sich auf den Schleichhandel legen, mit so vieler Geduld ertragen, so wird man einsehen, daß ihre Arbeiten unendlich härter sind, als die beym Landeshaushalt einer Pflanzung. Wenn sie sich nicht durch den Landbau bereichern wollen, so liegt die Schuld an der Regierung. Ach! wäre es einem uneigennützigen Schriftsteller, der nach nichts trachtet, und nichts wünschet, als das Beste der Menschheit, erlaubt, ihnen Gedanken und Worte zu leihen, welche ihnen die Gewohnheit am Müßiggang, die Fesseln der Regierung und alle Arten von Vorurtheilen geraubt zu haben scheinen: könnte er nicht den Hof zu Madrid und die ganze Nation in ihrem Namen folgender Gestalt anreden?

„ Betrachtet, was für Opfer wir von euch
„ erwarten, und seht, ob ihr nicht hundertfach
„ dafür durch die reichen Erzeugnisse, die wir
„ eurem untergehenden Handel darbieten werden,
„ werdet belohnt werden. Euer durch unsere Ar-
„ beit vermehrtes Seewesen wird das Bollwerk
„ ausmachen, das allein Besitzungen, die ihr zu
„ verlieren immer in Gefahr seyd, vertheidigen
„ kann. Wenn wir reicher seyn werden, dann
„ verzehren wir mehr; und alsdann wird sich das
„ Land, das ihr bewohnt, welches zugleich mit
„ euch schmachtet, da es doch die Natur zur
„ Fruchtbarkeit schuf; es werden sich jene Gefilde,

„ die

„ die euren Augen bloße Wüsteneyen darstellen,
„ und ein Schimpf für euere Gesetze und Sitten
„ sind, in fruchtbare Fluren verwandeln. Euer
„ Vaterland wird durch Fleiß und Ackerbau,
„ die fern von euch flohen, blühen. Die Quellen
„ des Lebens und der Thätigkeit, die ihr durch
„ die See bis nach uns hin werdet geleitet ha-
„ ben, werden wieder unter der Gestalt von
„ Strömen des Ueberflußes in eure Wohnungen
„ zurückfließen. Aber wo ihr gegen unsre Kla-
„ gen und unsre Unglücksfälle unempfindlich seyd;
„ wenn ihr nicht uns zum Besten herrscht; wenn
„ wir weiter nichts sind, als die Schlachtopfer
„ unsers Gehorsams; so erinnert euch an den
„ auf ewig berühmten Zeitpunkt, wo unglück-
„ liche und unzufriedene Unterthanen das Joch
„ eurer Herrschaft abschüttelten, und durch ihren
„ Fleiß, ihr Glück und ihren Reichthum, ihre
„ Empörungen vor den Augen der ganzen Welt
„ rechtfertigten. Indessen sie seit zwey hundert
„ Jahren frey sind, sollen wir noch seufzen, daß
„ wir euch zu Beherrschern haben? Als Holland
„ den eisernen Scepter zerschlug, unter dem es
„ erlag; als es aus den Tiefen des Meers her-
„ vorstieg, um über dasselbe zu herrschen, so er-
„ richtete unstreitig der Himmel dieses Denkmal
„ der Freyheit, um den Nationen den Weg zum
„ Glück zu zeigen, und die ungerechten Könige zu
„ schröcken, die sie davon abhalten. “

Man könnte muthmaßen, daß der Hof zu Madrid eingesehen habe, es sey möglich, ihm diese Vorwürfe zu machen. Im Jahr 1735 erdachten seine Minister eine Gesellschaft für Kuba. Zwanzig

Jahre hernach hatten sie den Gedanken, eines neuen Monopols für St. Domingo und Porto-Rico. Die Gesellschaft, welche diese Wüsten anbauen sollte, wurde zu Barcelona mit einem Kapital von 1,785,000 Liv. a) errichtet, das in Aktien von 100 Pistolen b) jede vertheilt wurde. Diese Gesellschaft zahlte an ihre Mitglieder niemals kein Interesse; sie machte keine Austheilung; sie erhielt die wichtige Erlaubniß, einige Schiffe nach Honduras zu versenden. Gleichwohl stiegen ihre Schulden, mit Innbegriff des Kapitals den 30 April 1771 auf 3,121,692 Liv. c), und sie hatten nur 3,775,540 Liv. d). Sie hatten also in Zeit von fünfzehn Jahren mit einem ausschliessenden Privilegium und ganz besondern Begünstigungen nur 653,848 Liv. e) gewonnen. Seitdem hat sich die Unordnung in ihre Geschäfte gemischt. Gegenwärtig ist sie unthätig. Man arbeitet an einer Berichtigung, und ihre Aktien finden mit 50 vom 100 Verlust keine Käufer.

Das Ministerium hatte diese Unglücksfälle nicht erwartet, um zu urtheilen, daß es in Erwählung des Wegs, die Inseln nutzbar zu machen, gefehlt habe. Vom Jahr 1765 an waren die Vorsteher dieses großen Reichs einzusehen gezwungen, daß ihre Besitzungen nicht den geringsten Fort-

---

a) Oder 818,125 fl.
b) — 900 fl.
c) — 1,430,775 fl. 30 kr.
d) — 1,730,455 fl. 50 kr.
e) — 299,680 fl. 20 kr.

Fortschritt zu ihrem Besten unter dem Joch eines Monopols gemacht hatten. Sie begriffen, daß sie nie keinen in diesen zerstörenden Fesseln machen würden. Diese Ueberzeugung brachte sie zu dem Entschluß, ihre Zuflucht zu dem einzigen Mittel des Wohlstandes, der Freyheit zu nehmen, aber ohne das Herz oder die Klugheit zu haben, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche deren gute Wirkung verhindern konnten.

Im Jahr 1778 sahe man endlich einen Theil der Verbote, des Zwangs, der Auflagen, welche den Arbeiten im Wege standen, aufhören, aber es bleibt allzeit noch zu viel von diesen unterdrückenden Plagen übrig, um eine große Thätigkeit zu erwarten. Wenn sie auch alle aufgehört hätten, so wäre dies doch nur ein Anfang gewesen.

Aller Anbau in der neuen Welt erfordert Vorschuß, um aber mit gutem Erfolg den Zuckerbau zu unternehmen, erfordert es beträchtliche Kapitalien. Kuba ausgenommen, sind vielleicht in den andern Inseln nicht fünf oder sechs Einwohner, die reich genug sind, diesen Bau zu unternehmen. Wenn das spanische Ministerium nicht die Schätze von Mexiko und Peru an diese Insulaner verschwendet, so werden sie niemals aus diesem langen und tiefen Schlaf, in den sie vergraben sind, erwachen. Diese Freygebigkeit ist leicht in einem Reich, dessen öffentliche Einkünfte bis auf 140,400,000 Liv. a) steigt, und dessen

a) Oder 64,350,000 fl.

Ausgaben nicht über 129,600,000 Liv. b) betragen, und wo 10 800,000 Liv. c) übrig bleiben, die zu Verbesserungen angewendet werden könnten. Es ist wahr, andere Völker haben ohne so mächtige Unterstützung ihrer Regierungen blühende Kolonien errichtet; aber außer dem, daß sie nicht durch drey Jahrhunderte von Stolz, leerem Daseyn und Armuth viehisch gemacht worden, so befanden sie sich in verschiedenen und günstigern Umständen.

Glücklich ist der Mensch, der nach der Vertilgung einer so langen Reihe von Fehlern, die seine Nation angesteckt hatten, gebohren wird! Glücklich die Nation, die sich mitten unter den aufgeklärten Nationen erheben würde, wenn sie weise genug wäre, um aus den begangenen Fehlern, und aus den erlangten Einsichten Nutzen zu ziehen! Sie dürfte nur die Augen um sich her werfen, um die zerstreuten Materialien zu ihrem Glück zu sehen, und sich niederbücken, um sie aufzuheben. Einer der vornehmsten Vortheile, die sie, entweder der Neuheit ihrer Entstehung, oder der Langsamkeit ihrer Arbeiten, oder ihrer langen Kindheit zu danken haben würde, wäre, daß sie sich jener alten Vorurtheile, welche die Unerfahrenheit der ersten Stifter erzeugte, die durch die Zeit geheiliget wurden, und die sich gegen Vernunft und Thatsachen, es sey aus Kleinmüthigkeit, die alle Neuerung fürchtet, oder aus Stolz, der nicht gerne ins rechte Geleiße tritt, oder

b) Oder 59,400,000 fl.

c) — 4,950,000 fl.

oder aus eben der Hochachtung für alles, was alt ist, aufrecht erhielten, entledigte.

Der Hof zu Madrid mag eilen, seine Schätze zu eröffnen, und dann werden die seiner Herrschaft unterworfenen Inseln mit Erzeugnissen bedeckt werden. Da sie auf einem geräumigen und noch ungenützten Boden liegen, so werden seine Unterthanen nicht allein des mit grossen Kosten verknüpften Einkaufs ihrer Bedürfnisse überhoben seyn, sondern sie werden auch in kurzer Zeit in diesem Betracht auf allen Handelsplätzen die Stelle ihrer Herren ersetzen können. Die thätigsten, die fleißigsten, die aufgeklärtesten Nationen werden sich Jahrhunderte durch ihren Bau, ihre Behandlungsart, ihre Werkstätte vollkommen zu machen nur für einen Nebenbuhler bemüht haben, dem die Natur günstiger gewesen ist. Werden sie aber dieses Unglück geduldig ertragen? Es ist schwer zu hoffen.

XIV.

Würden die Nationen, die Kolonien in Amerika haben, es leiden, daß die spanischen Inseln in einen blühenden Zustand kämen?

Seit dem Ursprung der Gesellschaften herrscht eine schlimme Eifersucht unter ihnen, die ewig zu dauern scheint, wenn sie nicht eine unbegreifliche Veränderung durch grosse öde Zwischenräume trennt. Bis auf diesen Tag haben sie sich gerade so gezeigt, wie ein Bürger unsrer Städte, welcher sich über-

zeugt, daß jemehr seine Mitbürger dürftig und schwach wären, desto reicher und mächtiger könnte er seyn, und desto leichter könnte er ihre Unternehmungen zurückhalten, sich ihrem Fleiß widersetzen, ihrem Bau Gränzen setzen, und sie zu den unumgänglichen Bedürfnissen ihres Unterhalts einschränken.

Aber wird man mir einwerfen, ein Bürger genießt seinen Ueberfluß unter dem Schutz der Gesetze. Die Wohlfahrt seines Nachbars kann ohne Nachtheil für die seinige wachsen. Mit ganzen Nationen aber geht es nicht so! — Und warum geht es mit ganzen Nationen nicht so? — Weil kein Tribunal vorhanden ist, vor welches man sie laden kann. — Warum haben sie ein solches Tribunal nöthig? — — Weil sie ungerecht und kleinmüthig sind. — — Und was gewinnen sie mit ihrer Ungerechtigkeit und Kleinmüthigkeit? — — Unendliche Kriege, ein Elend, das immer neu wird. — — Und ihr glaubt, die Erfahrung werde sie nicht bessern? — — Ich bin davon sehr überzeugt. — — — Und warum das? — — Weil nur ein toller Kopf nöthig ist, um die Klugheit aller andern aus der Fassung zu bringen, und weil allzeit mehr als einer zugleich auf den Thronen übrig bleiben wird. — — —

Gleichwohl wird man die Nationen, und vorzüglich die handelnden Nationen von allen Seiten schreyen hören, Friede, Friede! Gleichwohl werden sie sich eine gegen die andere so betragen, daß sie solchen niemals genießen können. Alle

wollten gern glücklich seyn, und jede wollte es gern allein seyn. Alle werden die Tyranney gleich stark verfluchen, und alle werden sie gegen ihre Nachbarn ausüben. Alle werden die allgemeine Monarchie für Schwärmerey ansehen, und die meisten werden so handeln, als ob sie solche erlangt hätten, oder als wenn sie damit bedroht würden.

Wenn ich mir von meinen Reden einigen Nutzen versprechen könnte, so würde ich mich an die unruhigste, an die stolzeste unter denselben wenden, und ich würde ihr sagen:

„ Ich setze den Fall, daß ihr endlich Uebermacht genug über alle vereinigten Nationen habt, „ um sie bis auf denjenigen Grad zu erniedrigen, „ und arm zu machen, der euch gefällig ist. „ Was erwartet ihr von diesem Despotismus? „ Wie lange und in welchem Werth werdet ihr „ solchen erhalten? Was wird er euch nützen? „ — Die Sicherheit, mit welcher man allzeit „ reich genug ist; die Sicherheit, ohne welche „ man es niemals genug ist, und ist es gewiß, „ daß ihr euch nicht in Sicherheit glaubt? Die „ Zeit der feindlichen Anfälle ist vorbey, ihr „ wißt dies besser, als ich. Ihr bedeckt einen „ ausschweifenden Stolz mit einem lächerlichen „ Schattenbild. Ihr zieht den eiteln Schein „ seines Glanzes dem Genuß einer wirklichen „ Glückseligkeit, die ihr verliert, indem ihr sie „ andern rauben wollt, vor. Mit welchem Recht „ schreibt ihr ihrem Glück Gränzen für, ihr, „ die ihr das eurige ohne Gränzen erweitern „ wollt?

„ wollt? Ihr seyd ein ungerechtes Volk, sobald
„ ihr euch das ausschließliche Recht, glücklich zu
„ seyn, anmaßet? Ihr seyd elende Rechenmei-
„ ster, wenn ihr euch zu bereichern hoft, indem
„ ihr andere in die Armuth stürzet. Ihr seyd
„ auch noch ein blindes Volk, wenn ihr nicht
„ einseht, daß die Macht einer Nation, die sich
„ auf den Untergang aller derjenigen, die sie
„ umgeben, gründet, nichts anders ist, als ein
„ Koloß von Thon, der auf einen Augenblick
„ erschröckt, und dann in Staub zerfällt. "

Ich würde alsdann dem spanischen Ministerium sagen: „ Alle Staaten von Europa sind für das
„ Wohlergehen eures festen Landes in Amerika
„ interessirt, weil, jemehr diese weitläuftigen Staa-
„ ten blühend seyn werden, destomehr vortheilhaftere
„ Auswege werden ihre Waaren und Manufaktu-
„ ren finden, aber bey den Inseln ist es nicht
„ das gleiche. Die Mächte, die sich die Fruchtbarkeit einiger eigen gemacht, sind für die ge-
„ genwärtigen Bedürfnisse hinreichend, und ein
„ neuer Nebenbuhler würde eine gewaltsame Ei-
„ fersucht erregen. Sie würden ihn insgesammt
„ oder einzeln angreifen, und die Waffen nicht
„ eher niederlegen, als bis sie ihn gezwungen hät-
„ ten, seinen neuen Anbau aufzugeben, ohne ihn
„ vielleicht größeres Unglück erfahren zu lassen.
„ Euch kömmt es zu, zu urtheilen, ob diese Aus-
„ sichten falsch sind, oder ob eure Kräfte und eure
„ Herzhaftigkeit euch erlauben, einer solchen Ver-
„ schwörung zu trotzen. " Niemals werden die holländischen Kolonien etwas dergleichen zu befürchten haben.

XV.

XV.

Politischer Gang der Republik der vereinigten Provinzen bey ihrer Entstehung.

Bis zur Entdeckung der westlichen Küste von Afrika, eines Wegs nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung, und zumal bis zur Entdeckung von Amerika kannten und besuchten die europäischen Völker einander fast blos durch einige wilde Streifereyen, deren Zweck das Plündern und Verheeren der ganze Nutzen war. Außer einer geringen Anzahl bewaffneter Tyrannen, die in der Unterdrückung der schwächern ein Mittel fanden, eine außerordentliche Pracht zu unterhalten, waren alle Bewohner der verschiedenen Staaten genöthigt, sich mit dem zu befriedigen, was ihnen ein übel gebautes Land, und ein in die Gränzen jeder Provinz eingeschlossener Fleiß liefern konnte. Die grossen Begebenheiten, die aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, eine der glänzendsten Epochen in der Geschichte dieser Welt machen, verursachten in den Sitten keine so schleunige Veränderung, als man zu glauben geneigt ist. Einige Hanseestädte, einige italienische Freystaaten giengen zwar nach Cadix und Lissabon, welche grosse Niederlagen geworden waren, und holten da, was beyde Indien Seltenes, Kostbares schickten, aber der Verbrauch davon war durch die Unmacht, worinn sich die Nationen befanden, es zu bezahlen, gar sehr eingeschränkt. Sie lagen grösstentheils in einem gänzlichen

lichen Schlummer versenkt, und die meisten kannten die Vortheile und die Mittel, die in ihrem Gebiethe lagen, gar nicht.

Um dieser Trägheit ein Ende zu machen, gehörte ein Volk darzu, das aus nichts entstand, Leben und Licht in alle Gemüther, und Ueberfluß in alle Märkte verbreitete; das alle Erzeugnisse wohlfeiler verkaufen, und den Ueberfluß jeder Nation gegen das, was sie nicht hatte, umtauschen konnte; das dem Umlaufe der Waaren und des Geldes einen großen Betrieb zu geben im Stande war; das Bevölkerung, Ackerbau und alle Arten von Fleiß ermunterte, indem es den Verbrauch erleichterte und weiter ausdehnte. Alle diese Vortheile erhielt Europa von den Holländern. Man verzeiht es dem blinden Haufen, daß er genießt, ohne die Quellen des Glücks, das er besitzt, zu kennen; aber die Weltweisheit und Staatsklugheit müssen so viel als möglich das Andenken des Ganges ihrer Wohlthätigkeit verewigen, und wenn es möglich ist, dem Gang ihrer Wohlthätigkeit nachfolgen.

Als die edelmüthigen Bewohner der vereinigten Niederlande das Haupt über Meer und Tyranney erhoben, so sahen sie, daß sie die Grundlagen ihrer Freyheit nicht auf einen Boden stützen könnten, der ihnen nicht einmal den Lebensunterhalt darbot. Sie merkten, daß der Handel, der für die meisten Nationen nur eine Nebenangelegenheit, ein Mittel, die Masse und das Einbringen ihrer einheimischen Erzeugnisse zu vermehren, ist, der einzige Grund ihres Daseyns

werden

werden müßte. Ohne Land und ohne Erzeugnisse nahmen sie sich vor, Land und Erzeugnisse der andern Völker in Werth zu bringen, denn sie waren versichert, daß aus dem allgemeinen Glück ihr eignes entspringen würde. Der Ausgang bewies die Richtigkeit ihrer Staatskunde.

Ihr erster Schritt war, unter den Völkern Europas den Tausch der Erzeugnisse aus Norden gegen die aus Süden einzuführen. Alsbald wurden fast alle Meere mit holländischen Schiffen bedeckt. Alle handlungsfähigen Effecten kamen in ihren Häfen zusammen; alle wurden aus ihren Häfen nach den verschiedenen Orten ihrer wechselseitigen Bestimmung abgefertiget. Der Preis von allem ward festgesetzt, und zwar mit einer Mäßigkeit, welche die Mitwerbung aller andern verhinderte. Der Ehrgeitz, ihre Unternehmungen zu erweitern, und ihnen mehr Stätigkeit zu geben, flößte der Republik mit der Zeit die Eroberungssucht ein. Ihre Herrschaft erstreckte sich über einen Theil des ostindischen festen Landes, und über alle wichtigen Inseln auf dem dortigen Meere. Sie hielt die Küsten Afrikas, auf die sie das aufmerksame und vorhersehende Auge ihres nützlichen Ehrgeitzes geworfen hatte, durch ihre Festungen oder ihre Geschwader unter ihrer Bothmäßigkeit. Die einzigen Gegenden von Amerika, wo der Landbau den Saamen der wahren Reichthümer angelegt hatte, gehorchten ihren Gesetzen. Die Unermeßlichkeit ihrer Verbindungen begriff die ganze Welt in sich, deren Seele sie durch Fleiß und Arbeit war. Kurz, sie hatte die allgemeine Handlungsmonarchie erreicht.

So

So war der Zustand der vereinigten Niederlande beschaffen, als die Portugiesen sich wieder aus der Unmacht und Unthätigkeit erhoben, worein die spanische Tyranney sie versenkt hatte, und ihnen im Jahr 1661 den Theil von Brasilien wieder wegnahmen, den die Holländer von ihnen erobert hatten. Bey diesem ersten Stoß, den ihre Macht empfieng, wären die Holländer gänzlich aus der neuen Welt verjagt worden, wenn ihnen nicht noch einige kleine Inseln geblieben wären; unter andern Kurassao, das sie im Jahr 1634 den Spaniern, welche sie seit dem Jahr 1527 besaßen, wezgenommen hatten.

XVI.

Beschreibung der holländischen Insel Kurassao.

Dieser Fels, der nur drey Meilen von der Küste von Venezuela liegt, kann etwa zehn Meilen lang und fünf breit seyn. Er hat einen vortrefflichen Hafen, dem aber schwer beyzukommen ist. Wenn man aber einmal hinein ist, so trift man auch in seinem weitläufigen Becken alle Bequemlichkeiten an. Eine mit Einsicht angelegte, und immer wohl unterhaltene Festung dient zu seiner Vertheidigung.

Die Franzosen, die den Befehlshaber des Orts zum voraus bestochen hatten, landeten im Jahr 1673 fünf bis sechshundert Mann an der Zahl daselbst an.

Da

Da die Verrätherey entdeckt, und der Verräther gestraft worden war, so wurden sie von seinem Nachfolger ganz anders empfangen, als sie es erwarteten. Sie giengen mit der Schande wieder zu Schiffe, nichts verrichtet, als ihre Schwäche und die Ungerechtigkeit ihrer Anschläge gezeigt zu haben.

Ludwig XIV, dessen Hochmuth durch diesen unvorsichtigen Unfall beleidigt ward, gab dem d'Etrees fünf Jahre nachher achtzehn Kriegsschiffe und zwölf Flibustierfahrzeuge, um die Scharte auszuwetzen, die in seinen Augen den Glanz einer mit Wunderthaten angefüllten Regierung entstellte. Dieser Admiral nahte sich dem Ziel seiner Unternehmung, als seine Kühnheit und Hartnäckigkeit machten, daß seine Flotte an der Insel Daves scheiterte. Er brachte, was er konnte, von seinem Schiffbruch zusammen, und langte damit in ziemlicher Unordnung wieder in dem Hafen zu Brest an.

Seit dieser Zeit ist weder Kurassao, noch die darunter stehenden kleinen Inseln Aruba und Bonaire beunruhigt worden. Keine Nation hat darauf gedacht, einen unfruchtbaren Boden zu erobern, der nichts hat, als einiges Vieh, etwas Maniok, und etwas zur Nahrung der Sklaven geschicktes Gemüse, der aber gar kein zum Handel taugliches Erzeugniß liefert. Die St. Eustachiusinsel ist noch schlechter.

XVII.

Beschreibung der holländischen Insel St. Eustachius.

Diese Insel ist nur zwey Meilen lang und eine breit, und wird durch zwey Berge gebildet, die ein ziemlich enges Thal zwischen sich lassen. Der, welcher gegen Morgen steht, trägt die untrüglichen Spuren eines alten Vulkans an sich, und ist beynahe der Meeresfläche gleich ausgehöhlt. Der Rand dieses Abgrunds, der einen umgekehrten Kegel vorstellt, ist aus lauter Steinen gebildet, welche das erlittene Feuer gebrannt hat. Wie häufig auch die Regen sind, so setzt sich doch niemals kein Wasser in diesen Trichter. Es läuft ohne Zweifel durch die noch offenen Ausgänge des Vulkans ab, und kann vielleicht eines Tages ein Anlaß werden, ihn wieder zu entzünden, wenn sein Feuerheerd nicht ausgelöscht, oder auch nicht gar zu weit entfernt ist.

Einige aus St. Christoph vertriebene Franzosen flüchteten im Jahr 1629 dahin, und verließen es einige Zeit darnach, vielleicht weil hier kein anderes trinkbares Wasser war, als das man in Zisternen sammelte. Man weis nicht recht, zu welcher Zeit sie sich wegbegaben; aber es ist erwiesen, daß die Holländer im Jahr 1639 schon da angesessen waren. Sie wurden nachher durch die Engländer daraus verjagt, denen es Ludwig XIV. wieder abnahm. Dieser Fürst machte sein

Erobe-

Eroberungsrecht darauf in dem Breder-Traktat geltend, und widerstand der damals mit ihm verbündeten Republik, welche verlangte, daß ihr diese Besitzung wieder zurückgegeben werden möchte, weil sie ihr vor dem Kriege zugehört hätte. Als die Unterzeichnung des Traktats diesem Anspruch ein Ende gemacht hatte, so glaubte der französische Monarch, dessen Stolz eher der Großmuth als der Gerechtigkeit folgte, es sey unter seiner Würde, wenn er sich das Unglück seiner Freunde zu Nutzen machte. Er übergab den Holländern ihre Insel aus eignem Triebe, ob er gleich wußte, daß es eine natürliche Festung war, die ihm zur Erhaltung des ihm zugehörigen Antheils von St. Christoph viel nützen konnte.

Vor ihrem widrigen Schicksal bauten diese Republikaner nichts als Toback auf diesem Boden. Nach ihrer Wiedereinsetzung pflanzten sie an den dazu dienlichen Orten einige Zuckerrohre, die ihnen jährlich nicht mehr als 8 bis 900,000 Centner rohen Zucker lieferten.

XVIII.

Beschreibung der holländischen Insel Saba.

Die Kolonie schickte bald einige von den dortigen Einwohnern auf eine nahe dabey liegende unter dem Namen Saba bekannte Insel. Man muß fast bis auf den Gipfel dieses schrofen Felsen hinan glimmen, um ein wenig Erde zu finden. Es ist zum Gartenwerk sehr tüchtig. Häufiges

Regnen, davon das Wasser aber nicht liegen bleibt, macht, daß vortrefflich schmeckende Gewächse, und ganz wunderbar grosse Kohlköpfe darauf wachsen. Etlich und fünfzig europäische Familien, mit etwa hundert und fünfzig Negern bauen daselbst Baumwolle, die sie spinnen, und nachher Strümpfe daraus verfertigen, welche man an die andere Kolonien verkauft, und wovon das Paar manchmal auf zehn Thaler bezahlt wird. Nirgends in ganz Amerika ist das Frauenzimmer so schön, als auf Saba; sie behalten da ein frisches Ansehen, das man auf keiner andern Insel der Antillen an ihnen findet. Glückseliges Völkgen! Auf einen Felsen, zwischen Himmel und Meer erhoben genießest du dieser beyden Elemente, ohne ihre Stürme zu fürchten. Du athmest eine reine Luft; du lebst von Erdfrüchten; du bauest ein ungekünsteltes Erzeugniß, das dir ein bequemes Leben, ohne die Versuchung der Reichthümer verschafft; du beschäftigst dich mit einer nicht so wohl mühsamen, als nützlichen Arbeit; du besitzest im Frieden alle Vergnügungen der Mäßigkeit, Gesundheit, Schönheit, Freyheit. Da ist der Tempel des Friedens, von wo aus der Weise nach Lust die Irrthümer und Leidenschaften der Menschen betrachten kann, die einander wie die Wellen des Meeres an den reichen Küsten Amerikas, deren Raub und Besitz sie einander streitig machen und abjagen, treiben und stoßen. Da sieht man in der Ferne die europäischen Nationen, wie sie den Donner mitten in den Abgründen des Oceans, und unter die brennenden Sonne der Wendezirkel führen; wie sie immer von dem Feuer der Herrsch- und Habsucht ent-

entbrannt, sich mit Golde füllen, ohne davon jemals satt zu werden; wie sie in Strömen von Blut dieser Metalle, diese Perlen, diese Diamanten sammeln, womit sich diejenigen bedecken, welche die Völker ausplündern; wie sie unzählige Schiffe mit den köstlichen Tonnen beladen, aus welchen die Ueppigkeit den Purpur bekömmt, und aus welchen man die Lüste der Weichlichkeit, die Grausamkeit und alle Laster schöpft. Der ruhige Kolonist auf dem Felsen Saba sieht diesen Haufen Thorheiten, und spinnt ruhig seine Baumwolle.

XIX.

Beschreibung der zum Theil holländischen, zum Theil französischen Insel St. Martin.

Unter dem gleichen Himmelsstrich liegt St. Martin, das siebenzehn oder achtzehn Meilen im Umfang, aber weniger Boden hat, als diese Ausmessung anzukündigen scheint, weil seine Buchten häufig und tief sind. Indem das Weltmeer den Sand von einem Vorgebirge an das andere treibt, so bildet er an den Ufern viele grössere oder kleinere Seen, die meistens sehr fischreich sind. Das Innere des Landes ist mit vielen hohen Bergen erfüllt, die sich fast überall bis an das Meer ausdehnen. Sie waren mit kostbarem Holz bedeckt, ehe man sie dieses Schmucks beraubt hatte, um einen solchen Bau daselbst anzulegen, zu

welchem sie dienlicher, als die Ebenen und die Thäler waren. Der Boden ist durchgängig leicht, steinig, häufiger Trockenheit zu sehr ausgesetzt, und wenig fruchtbar; aber der Himmel ist rein, und das Klima ganz besonders gesund. An diesen Ufern ist die Schiffahrt sicher und leicht, und der vortreffliche Grund, den man zum Ankern daselbst findet, macht, daß man den Mangel der Häfen nicht so stark empfindet.

Die Holländer und Franzosen landeten im Jahr 1638 auf dieser wüsten Insel. Die erstern gegen Süden, die andern gegen Norden an. Sie lebten daselbst in Frieden, aber getrennt, als die Spanier, die mit beyden Nationen in offenen Krieg verwickelt waren, sie angriffen, schlugen, zu Gefangenen machten, und sich an ihrer Stelle niederließen. Der Sieger ward einer unnützen Besitzung, deren Erhaltung ihn so viel kostete, bald überdrüßig. Er verließ sie im Jahr 1648, nachdem er alles zerstört hatte, was er unmöglich mit sich fortschleppen konnte.

Diese Verheerung hinderte beyde Mächte, welche St. Martin schon besetzt gehabt hatten, nicht, sobald es erledigt war, einige Herumstreicher wieder dahin zu senden. Diese Kolonisten schwuren sich wechselsseitige Treue zu, und ihre Abkömmlinge blieben dieser Verbindlichkeit noch getreu, ungeachtet die beyden Hauptlande durch so viele Feindseligkeiten oft getrennt wurden. Nur die Anfangs zu ungleiche Theilung des Landes hat sich nach und nach mehr ausgeglichen. Von 10180 Vierecken Landes, jedes von 2500 Quadratruthen, die den Innhalt

der

der Insel ausmachen, besitzen die Franzosen nur noch 5900 Vierecke, und den Holländern ist es gelungen, 4176 sich zuzueignen.

Den Tobacksbau unternahmen am ersten in St. Martin die Unterthanen des Hofes von Versailles. Sie setzten an seine Stelle den Indigo, der wieder durch die Baumwolle und den Zucker ersetzt wurde, seitdem man vom Jahr 1769 an Fremden erlaubt hatte, sich auf dieser Insel niederzulassen. Man zählt gegenwärtig daselbst neunzehn Pflanzungen, die alle Jahr 1 Million Pfund rohen Zucker liefern, der schön weiß, aber von keiner Festigkeit ist; und eine größere Anzahl Höfe, die 200,000 Pfund Baumwolle liefern. Die Arbeiten werden durch 80 Familien geleitet, davon 32 Franzosen, die andere Engländer sind, und die beyde zusammen eine Bevölkerung von 351 Weissen von allem Alter und Geschlecht ausmachen. Sie haben nur 1200 Sklaven. Dies ist für den weitläufigen Bau zu wenig. Aber die Kolonisten des holländischen Antheils, welche die Eigenthümer der besten Ländereyen in dem Französischen sind, haben im Gebrauch, ihre Schwarzen nach dem nördlichen Theil zu senden, wenn die Arbeiten im südlichen geendiget sind. Vor dem Jahr 1763 war keine ordentliche Regierung in diesem schwachen und elenden Pflanzort. Zu dieser Zeit aber gab man ihr einen Befehlshaber, der noch keinen einzigen Seefahrer vom Hauptland herbeygezogen hat. Die Franzosen holen noch immer bey ihren Nachbarn ihre Bedürfnisse, und liefern ihnen ihre Erzeugnisse.

Die holländische Kolonie wird von 639 Weissen, und 3518 Schwarzen bewohnt, die 32 Zuckerpflanzungen bearbeiten, von welchen gemeiniglich 1,600,000 Pfund Zucker, und 130,000 Pfund Baumwolle geliefert wird. Dieses zu mittelmäßige Einbringen wird noch durch dasjenige vermehrt, das ein Salzteich in den nicht zu regnerischen Jahren einträgt. Von Sonnenaufgang an fahren Sklaven auf platten Schiffen dahin; sie sammeln den Tag über das Salz, das sich auf der Oberfläche des Wassers befindet, und kommen gegen Abend wieder an das Ufer, um den andern Morgen eine Arbeit wieder anzufangen, die nur in den Monaten Junius, Julius und August vorgenommen werden kann. Die benachbarten Inseln kaufen einen Theil dieses Erzeugnisses, dessen ganzer Werth sich auf 100,000 Thaler erstrecken kann. Hauptsächlich wird es in die Provinzen des nördlichen Amerikas geliefert, die auch den Rum und den Zucker der Kolonie abnehmen, während daß man die Baumwolle den großbritannischen Seefahrern überliefert. Für die so thätigen Handelsleute der Republik bleibt nichts, oder fast nichts übrig; wir müssen die Ursache anzeigen.

Die Niederlassung in St. Martin, ob sie schon holländisch ist, wird nicht von Holländern bewohnt. Kaum sieht man fünf oder sechs Familien von dieser Nation daselbst, die sich es sogar zu einer Art Schande anrechnen, von daher zu seyn. Alles übrige ist englisch, Menschen, Sprache und Sitten. Das Vorurtheil ist so weit getrieben worden, daß die Weiber oft nach Anguille, einer englischen Insel reisen, die nur zwey Meilen

davon

davon entfernt ist, um da zu gebähren, damit ihre Kinder nicht eines Ursprungs beraubt seyen, der im Lande allein als ruhmwürdig angesehen wird.

XX.

Vortheile, welche Holland aus seinen Inseln für den Handel zieht.

Die Besitzungen der vereinigten Provinzen auf dem großen Inselmeer von Amerika zeigen bis dahin dem ersten Anblick nach nichts wissenswerthes oder wichtiges. Besitzungen, die kaum eine Ladung für vier bis fünf mäßige Schiffe liefern, scheinen gar keiner Aufmerksamkeit würdig. Auch würden sie in die tiefste Vergessenheit sinken, wenn einige dieser Inseln, die dem Landbau nach nichts sind, dem Handel nach nicht recht viel wären. Wir meynen St. Eustachius und Kurassao.

Die Begierde, einen Schleichhandel mit den spanischen Provinzen in Amerika anzulegen, war der Beweggrund zur Eroberung von Kurassao. Man sahe gar bald eine große Menge holländischer Fahrzeuge dahin kommen. Sie waren groß und wohl bewaffnet, und führten überdieß eine auserwählte Mannschaft, deren Muth durch einen großen Vortheil angereitzt wurde. Ein jeder hatte in der Ladung seinen verhältnißmäßigen Theil, den er bis auf den letzten Blutstropfen gegen die Küstenbewahrer zu vertheidigen entschlossen war.

Die Spanier erwarteten nicht allzeit die Schleichhändler. Oft kamen sie selbst, in einer stäts gut angefüllten Niederlage, ihr Gold, ihr Silber, ihren Kakao, ihre Fieberrinde, ihren Toback, ihre Häute, ihr Vieh gegen Negersklaven, Leinwand, Seidenware, ostindische Zeuge, Gewürze, Queckſilber, Eisen- und Stahlarbeit zu vertauschen. Das war eine beständige Fortdauer von wechselseitigen Bedürfnissen, Beystand, Arbeiten und Reisen, unter zwey Nationen, die im Handel wetteiferten, und nach Reichthümern begierig waren.

Es hat sich zwar dieser doppelte Verkehr durch die Errichtung der Gesellschaft von Karaque und durch die Registerschiffe, die an die Stelle der Gallionen gekommen sind, etwas gemindert, aber die Verbindungen, die man mit dem südlichen Theil der französischen Kolonien von St. Domingo eingegangen, haben das Leere ein wenig ausgefüllt. Alles wird wieder lebhaft, sobald die zwey Kronen durch ihren Stolz oder durch den Stolz ihrer Nebenbuhler in die Kriegsnoth gestürzt sind. Selbst im besten Frieden erhält die Republik alle Jahre von Kurassao ein Duzend mit Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Toback und Leder beladene Schiffe, mit lauter Erzeugnissen, die auf fremdem Boden gewachsen sind.

Alles, was zu Kurassao einkömmt, bezahlt ohne Unterschied eins vom hundert Hafengeld. Die von Holland auskommenden Waaren haben den Vorzug, daß sie nie mit einer höhern Taxe belegt werden. Diejenigen, die aus andern europäischen

päischen Häfen kommen, müssen noch überdieß neun vom hundert bezahlen. Der Kaffee muß dieselbe Auflage tragen, weil man den Surinamschen begünstigen will. Alle andern amerikanschen Waaren zahlen nur drey vom hundert, aber unter der Bedingung, daß sie geradezu nach einer von den Rheden der Republik werden geschaft werden.

Die St. Eustachiusinsel war ehedem den gleichen Auflagen, wie Kurassao unterworfen, und gleichwohl machte es den grösten Handel von Guadelupe und Martinique, alle die Zeit über, da diese französische Kolonien dem verhaßten Joch des Monopols unterworfen waren. Diese Thätigkeit verminderte sich in der Maße, als die Eigenthümer dieser Inseln sich nach guten Grundsätzen bildeten, und ihre Schiffahrt ausbreiteten. Der Freyhafen von St. Thomas entriß sogar vollends den Holländern das wenige, was ihnen von Geschäften übrig geblieben war, als man endlich im Jahr 1756 die Parthie ergriff, die meisten festgesetzten Abgaben aufzuheben. Seit dieser nothwendigen Veränderung ist die St. Eustachiusinsel während der Streitigkeiten der Höfe von London und Versailles die Niederlage fast aller Waaren der französischen Kolonien unter dem Winde, und das allgemeine Vorrathshaus für alle ihre Bedürfnisse. Aber die Unterthanen der vereinigten Provinzen allein waren nicht die Triebfedern dieser großen Bewegung. Die Engländer und Franzosen kamen in der Rhede dieser Insel zusammen, um unter dem Schutz seiner Neutralität dauerhafte Handelsverbindungen anzulegen. Ein hol-

discher Paß, der nicht 300 Liv. *) kostete, deckte diesen Verkehr. Man theilte sie aus, ohne einmal zu fragen, woher derjenige sey, der dergleichen verlangte. Aus dieser großen Freyheit entstanden Geschäfte ohne Zahl, und die ganz sonderbar angelegt waren. So hatte die Handlung das Mittel gefunden, die Zwietracht einzuschläfern oder zu hintergehen.

So viele Geschäfte haben in St. Eustachius 6000 Weisse von verschiedenen Nationen, 500 Neger oder freye Mulatten, und 8000 Sklaven vereiniget. Ein Befehlshaber, von einem Rath unterstützt, ohne welchen nichts wichtiges entschieden werden kann, regiert unter der Oberaufsicht der westindischen Gesellschaft diese sonderbare Niederlassung, so wie auch die von Saba und St. Martin. Er hat seinen Wohnsitz bey einem sehr gefährlichen Ankerplatz, und gleichwohl dem einzigen der Insel, wo die Schiffe aus- und einladen können. Diese schlimme Rhede wird durch eine kleine Festung und eine Besatzung von 50 Mann beschützt; wenn sie mit Herzhaftigkeit und Einsicht vertheidigt würde, so würde wahrscheinlich auch der verwegenste Feind daselbst ohne Erfolg eine Landung wagen. Käme sie auch zu Stande, so hätte der Belagerer noch fast unübersteigliche Schwierigkeiten zu überwinden, um von der untern Stadt, wo die Vorrathshäuser sind, in die obere zu klettern, wohin sich die ganze Einwohnerschaft während der Nacht zieht. Indessen ist der Holländer, der eine gleiche Geschicklichkeit

*) Oder 137 fl. 30 kr.

lichkeit besitzt, das Wohl oder das Weh der andern zu seinem Nutzen anzuwenden, in der neuen Welt nicht genöthiget, sich blos an dem Einbringen eines erbettelten Handels zu begnügen. Die Republik besitzt auf dem festen Lande ein großes Gebiet, in der Gegend, die unter dem Namen Guyana bekannt ist, und baut es an.

XXI.

Physische Betrachtungen über Guyana.

Es ist ein weitläufiges Land, das gegen Morgen das Meer, gegen Mittag der Amazonenfluß, gegen Mittag der Orenoko, und gegen Abend der Rio-Negro benetzt, welcher diese zwey Flüsse, die grösten des mittäglichen Amerika vereinigt.

Diese sonderbare Insel zeigt uns drey auffallende Merkwürdigkeiten. Die verschiedenen Gattungen der Erde sind hier nicht wie anderswo lagerweise, sondern zufällig ohne Ordnung vermischt. An den benachbarten Hügeln passen die vorspringenden Winkel nicht zu den zurücktretten-den der andern. Die Körper, die man gemeiniglich für Kiesel ansahe, sind nichts als Lavastücke, die zu verwittern anfangen.

Aus diesen Beobachtungen folgt, daß auf diesem Theil des Erdbodens grosse Veränderungen vorgegangen sind, und daß sie das Werk unterirrdischen, heut zu Tag ausgelöschten Feuers sind; daß

daß die Entzündung allgemein war, denn man findet überall Massen von Eisenschlacken, nirgends aber findet man kalchartige Steine, welche wahrscheinlich alle gebrannt worden sind; daß der Ausbruch sehr beträchtlich gewesen seyn muß, und ein starkes Niedersinken verursacht hat, weil man sonst nirgends Vulkane als auf den höchsten Bergen antrift, und daß der einzige in diesen Gegenden, an dem man einen einzigen Krater bemerkt hat, nicht viel über hundert Fuß über die Meeresfläche erhaben ist.

In dem Zeitpunkt dieser grossen Naturbegebenheiten muß alles umgekehrt worden seyn. Die Felder müssen gänzlich unbedeckt, und wechselsweise den Regengüssen und der grösten Hitze ausgesetzt gewesen seyn. In diesem wechselsweisen Zustande können viele Jahrhunderte verflossen seyn, bevor der Boden wieder tüchtig geworden ist, Pflanzen, und nach und nach Bäume zu nähren. Gleichwohl könnte man sich irren, wenn man diese Begebenheit zuweit zurücksetzen wollte. Die wenige fruchtbare Erde, die man in Guyana findet, obwohl die verfaulten Bäume stets neue daselbst erzeugen, würde ein mächtiger Gegenbeweis wider ein sehr entferntes Alterthum seyn.

Im Innern des Landes ist also der Boden unfruchtbar, und wird es noch lange seyn. Das höhere Land, nemlich dasjenige, das nicht unter Wasser steht, oder sumpfig ist, ist meistens nichts, als eine Mischung von Thonerde und Kreide, in welcher nichts als Maniok, Ignamen, Pataten

und

und einige andere Pflanzen, die nicht tiefe Wurzel schlagen, wachsen. Noch faulen sie gemeiniglich bey den starken Regenzeiten, weil das Wasser nicht durchsinken kann. Selbst in demjenigen Boden, den man als gut erkennen kann, haben die Kaffeestauden, Kakaobäume, Baumwollenstauden nur eine kurze und nicht hinlängliche Dauer, um die Mühe des Pflanzers zu belohnen. So ist das Innere von Guyana fast ohne Ausnahme beschaffen.

Seine Küsten zeigen einen andern Anblick. Die zahlreichen Flüsse, die sich aus diesem weiten Raum in das Meer stürzen, setzen unaufhörlich an ihren Ufern und an der ganzen Küste eine erstaunliche Menge Saamen ab, welche in dem Schlamm keimen, und in weniger als zehn Jahren hochstämmige Bäume empor treiben, die unter dem Namen Lichtbäume (Rhizophora mangle) bekannt sind. Diese grossen Gewächse, welche mit tiefen Wurzeln an ihre Stämme befestiget sind, nehmen den ganzen Raum ein, wo man die Ebbe und Fluth empfindet, sie bilden daselbst grosse Wälder, die während der Fluthzeit vier oder fünf Fuß hoch mit Wasser, und wenn es abgelaufen ist, mit einem weichen und unzugänglichen Schlamm bedeckt sind.

An der Küste verändert sich dieses, vielleicht auf dem Erdboden einzige Schauspiel, alle Jahre. In denjenigen Gegenden, wo die Ströme den Sand hinwerfen und aufhäufen, verdirbt der Lichtbaum sehr bald, und die Wälder werden durch die Wellen dahingerissen, und verschwinden.

Diese

Diese Veränderungen geschehen nicht so oft an den Ufern der Flüsse, wo das von den Bergen während des Sturms herbeygeführte Sand durch den schnellen Zug des Wassers ausgebreitet wird.

Die nemlichen Veränderungen geschehen auch an der vierhundert Meilen langen Küste, die sich von dem Amazonenfluß bis an den Orenoko erstreckt. Ueberall zeigt sich an den Ufern ein Vorhang von Lichtbäumen, die wechselsweise zerstört, und durch den Schlamm und den Sand wieder erneuert sind. Vier oder fünf hundert Schritte hinter diesem Vorhang sind Sandfelder, die im Regenwasser stehen, das nicht ablaufen kann, und diese Sandfelder ziehen sich der Länge nach an den Seiten des Ufers in eine mehr oder weniger beträchtliche Tiefe fort, nachdem die Gebirge ferne oder nahe sind.

Seit dem Ursprung der Dinge waren diese unermeßlichen Moräste von nichts als kriechenden Thieren bewohnt. Das Genie des Menschen, des Ueberwinders einer undankbaren und widerspenstigen Natur hat ihre ursprüngliche Bestimmung verändert. Mitten in diesem stillstehenden ansteckenden und schlammigen Wasser hat die Freyheit drey der nützlichsten Kolonien errichtet, davon Surinam die vornehmste ist.

XXII.

Kolonien, welche die Holländer in Guyana an dem Surinam errichtet haben. Merkwürdige Umstände, die sich in dieser Kolonie zugetragen haben.

Die ungebauten Ufer dieses großen Flußes bekamen im Jahr 1634 ungefähr sechszig Engländer, die, so viel man urtheilen kann, nur so lange Zeit daselbst verblieben, als nöthig war, den bey ihrer Ankunft ausgesäeten Toback wieder einzuerndten.

Sechs Jahre hernach zeigten sich an diesem verlassenen Ort einige Franzosen, die ihre Unruhe damals in alle Gegenden trieb, und die ihre Flüchtigkeit verhinderte, sich irgendswo festzusetzen. Sie brachten die Eingebohrnen des Landes um, fiengen an, eine Festung zu bauen, und verschwanden.

Ihr Abzug führte im Jahr 1650 diejenige Nation wieder herbey, die diesen so lange Zeit vernachläßigten Theil der neuen Welt zuerst ihrer Aufmerksamkeit gewürdiget hatte. Die Kolonie hatte vierzig oder fünfzig Zuckerpflanzungen angelegt, als sie im Jahr 1667 von den Holländern angegriffen und weggenommen wurde, welche in ihrer Eroberung durch die Verträge von Breda geschützt wurden.

Seeland behauptete ausschlüßlich die nützliche Herrschaft dieser Eroberung, weil seine Schiffe und seine Truppen selbige gemacht hatten. Die andern Provinzen, die an den Kosten der Ausführung Theil genommen hatten, wollten, daß es ein gemeinschaftliches Gut seyn sollte. Dieser Streit erbitterte zu lange Zeit die Gemüther, bis man endlich im Jahr 1682 beschloß, daß Surinam der westindischen Gesellschaft überlassen werden sollte, mit der Bedingung, daß selbige an die Seeländer 572,000 Livres a) bezahlen, daß ihr Handel sich auf den Verkauf der Sklaven einschränken, und daß das Land allen Unterthanen und allen Seefahrern der Republik offen stehen sollte.

Obwohl diese große Gesellschaft die Einbildungskraft noch mit ihren alten Glückseligkeiten voll hatte, so begriffen sie doch bald, daß die nothwendigen Ausgaben, um eine unermeßliche Gegend in Werth zu setzen, ihre entnervten Kräfte überstiegen. Sie überließ das folgende Jahr ein Drittel ihrer Rechte an die Stadt Amsterdam, und ein Drittel einem reichen Bürger, Namens Van Aarssen, in einem verhältnißmäßigen Preis gegen das, was sie selbst bezahlt hatte. Diese wunderbare Einrichtung dauerte bis zum Jahr 1772, in welchem Zeitpunkt die Nachkömmlinge dieses Privatmannes ihr Eigenthum den zwey andern Gliedern der Gesellschaft für 1,540,000 Livres b) verkauften.

Die

---

a) Oder 262,166 fl. 40 kr.

b) — 705,833 fl. 20 kr.

Die Gesellschaft fand Surinam in alle die Unordnungen gestürzt, die eine lange Anarchie hervorbringt. Ihr Vorsteher wollte einige Policey, einige Gerechtigkeitspflege herstellen. Er wurde bey den Generalstaaten der Tyranney angeklagt, und im Jahr 1688 durch die Soldaten ermordet.

Das folgende Jahr wurde die Kolonie durch die Franzosen unter den Befehlen des Du Casse angegriffen. Die Geschicklichkeit des Anführers, und die Kräfte der braven Abentheurer vermochten nichts gegen eine Kolonie, wo die bürgerlichen und Soldatenunruhen die Köpfe in Gährung gebracht hatten, welche durch die unvermeidliche Gefahr sich vereinigten. Macouin Cassard war im Jahr 1712 glücklicher. Er setzte Surinam in Brandschatzung, und trug 1,370,160 Liv. *) in Zucker oder in Wechselbriefen davon. Dieses um so mehr unerwartete Unglück, als es zu einer Zeit geschahe, wo die Waffen der Republik sonst überall siegend waren, fiel den Pflanzern sehr zur Last, welche den Zehenden ihrer Kapitalien als Abgabe zu entrichten hatten.

Man beschuldigte die Gesellschaft, daß sie die Sorge für die Festungswerke vernachläßigt, daß sie zur Vertheidigung nur wenige und nur schlecht abgerichtete Truppen erwählt haben. Die Klagen erstreckten sich bald über noch wichtigere Gegenstände. Jeden Tag vermehrten sich die Ursachen oder der Vorwand zur Unzufriedenheit. Die Generalstaaten, von allen diesen Widersprüchen

a) Oder 627,990 fl.

ermüdet, trugen dem Statthalter auf, selbige auf die beste Art, wie es ihm dienlich schiene, beyzulegen. Diese höchste obrigkeitliche Person war noch nicht so glücklich gewesen, die Herzen zusammen zu stimmen, als man schon für das Wohl der Kolonie selbst zu sorgen hatte.

Kaum hatten sich die Engländer an den Ufern des Surinam festgesetzt, als verschiedene ihrer Sklaven in das Innere des Landes entflohen. Das Ausreissen vermehrte sich noch unter der holländischen Herrschaft, weil man anhaltendere Arbeit forderte, weil die Menge der Lebensmittel sich verminderte, und desto härtere Strafen auferlegt wurden. Diese Flüchtlinge sahen sich mit der Zeit in ziemlicher Menge, so daß sie eine eigene Völkerschaft ausmachten. Sie kamen truppenweise aus ihren Zufluchtsörtern, um sich Lebensmittel, Waffen und Feldbauinstrumente zu verschaffen, und führten noch andere Neger mit ihnen, die ihnen folgen wollten. Man machte einige Versuche, diese Einfälle zu verhindern. Aber alle waren vergeblich, und mußten es auch seyn. Weibische Soldaten, Officiere ohne Talente und ohne Ehre hatten eine unüberwindliche Abneigung für einen Krieg, wo man tiefe Moräste und dicke Wälder zu durchgehen hatte, um einen verwegenen und unversöhnlichen Feind anzutreffen.

Die Gefahr wurde endlich so groß, daß die Republik es für nöthig hielt, in den Jahren 1749, 1772 und 1774 einige ihrer besten Bataillonen der Kolonie zu Hülfe zu schicken. Alles, was diese aus Europa gekommenen brave Leute

nach

nach vielen und blutigen Gefechten bewirken konnten, war, den Pflanzern, die sich täglich in Gefahr sahen, zu Grunde gerichtet oder erwürgt zu werden, einige Ruhe zu verschaffen. Nach und nach mußte man die Unabhängigkeit verschiedener zahlreicher Horden, die unter sich selbst nicht verbunden, und durch beträchtliche Zwischenräume getrennt waren, anerkennen. Man muß ihnen jährliche Geschenke geben, und man hat sich verbunden, sie alle Vortheile eines freyen Handels genießen zu lassen. Diese neuen Nationen haben sich ihrerseits zu nichts verbunden, als ihre Mitverbundenen im Nothfall zu unterstützen, und ihnen jeden Sklaven, der auf ihren Grund und Boden flüchten würde, zurückzugeben. Um diesen verschiedenen Verständnissen das nöthige Gewicht zu geben, ließen sich die Bevollmächtigten der beyden handelnden Theile einen Einschnitt am Arm machen. Das daraus fließende Blut wurde in Gefässe aufgefangen, die mit Wasser und Erde angefüllt waren. Diese empörende Mischung wurde von beyden Seiten zum Zeichen der Treue getrunken. Wenn sie sich dieser äußersten Erniedrigung widersetzt hätten, so hätten diese unterdrückenden Oberherren von ihren ehemaligen Sklaven niemals den Frieden erhalten.

XXIII.

Welches waren die Grundfesten des Wohls der Kolonie von Surinam?

Nach so vielen verdrüßlichen Vorfällen ward die Kolonie blühender, als man je hoffen

konnte. Die Ursachen dieses erstaunenden Glücks müssen sonderbar und wichtig seyn.

Die ersten Europäer, die sich auf dieser barbarischen Insel niederließen, errichteten anfangs ihre Pflanzungen auf den Anhöhen, die insgesammt unfruchtbar waren. Man muthmaßte gar bald, daß die Regengüsse die Salze daraus ausgeschwemmt hätten, und daß aus diesen allmähligen Lagen eines vortrefflichen Schlamms die niedern Länder entstanden seyen. Einige glückliche Versuche bestättigten diese sinnreiche Muthmaßung, und man beschloß, eine so große Entdeckung zum Nutzen anzuwenden. Die Sache war nicht leicht, aber die Begierde zum glücklichen Erfolg überwog alle Hindernisse.

Diese grosse Ebenen werden von den Flüssen überschwemmt, die sie durchlaufen, dies geschieht aber nicht das ganze Jahr hindurch. Selbst in den Zeiten der Ueberschwemmung verbreiteten sich die Gewässer nur ein wenig vor, und ein wenig nach der Meersfluth. Während des Ablaufs ziehen sich die Flüsse unmerklich zurück, und stehen oft bey dem Zeitpunkt der Ebbe verschiedene Fuß tiefer, als der Boden, den sie sechs Stunden vorher bedeckten.

Wenn die Regen nicht häufig, und die Flüsse niedrig sind, so muß man sich mit dem Austrocknen abgeben. Diese Jahrszeit fängt im August an, und endigt sich im December. Während dieses Zeitpunkts wird der Raum, der vor den Ueberschwemmungen gesichert werden soll, mit

einem

einem hinlänglichen Damm umgeben, der das Wasser abtreiben kann. Selten giebt man ihm mehr als drey Fuß Höhe, weil es nicht gewöhnlich ist, daß man einen Boden zu einer Pflanzung erwählt, der mehr als zwey Fuß hoch überschwemmt wird.

An einem Ende des Damms, der mit der Erde des Grabens, den man ausgräbt, aufgeworfen wird, ist eine Wasserpumpe, die auf einer Seite gänzlich offen, auf der andern wie ein Schnabel umgebogen, und mit einer Klappe versehen ist, welche der Druck des Wassers von unten nach oben öffnet, und die durch ihr eigenes Gewicht niederfällt. Wenn die Bewegung des Meeres die Wellen emporhebt, so drücken die Flüsse an diese Klappe, und schließen sie so zu, daß die äußern Wasser nicht hinein können. Wenn hingegen die Flüsse tief stehen, so heben sie die innern und Regenwasser, wenn eines vorhanden sind, und laufen leicht ab.

Im Innern des Damms sind von einer Weite zu der andern einige schwache Rinnen angebracht. Sie endigen sich alle in einem Graben, mit dem die Pflanzung umgeben ist. Diese Vorsicht dient, den Boden zu erhöhen, und die überflüßige Feuchtigkeit, die auf ihm liegen bleiben könnte, abzuziehen.

Die Arbeit eines Jahrs ist hinlänglich, den Boden, den man ausersehen hat, einzufangen. Im zweyten Jahr wird er angebaut, und könnte im Anfang des dritten angepflanzt werden, wenn es

nicht unumgänglich nöthig wäre, ihn genugsame Zeit dem Einfluß des süssen Wassers auszusetzen, um die Wirkung des Meersalzes zu vermindern. Diese Nothwendigkeit setzt die Erndten mehr zurück, als man gerne wünscht, aber die Reichlichkeit derselben entschädigt den Verzug.

Die Kaffeestaude, die in den andern Kolonien fast insgemein an die Hügel gepflanzt ist, läßt frühe oder spat leere Stellen, die weder mit einer neuen Kaffeestaude, noch mit einer andern Pflanze wieder ausgefüllt werden können, weil die Platzregen sie nach und nach aller ihrer fruchtbaren Erde berauben. In Surinam ist es nicht so, diese kostbare Staude behält zwar daselbst ihre Kräfte nur ungefähr zwanzig Jahre lang, aber die jungen Pflanzen, die man zwischen die alten setzt, und die bestimmt sind, selbige zu ersetzen, machen, daß der Pflanzer diesen frühen Abgang nicht empfindet. Daher kömmt es, daß ihre Erndten nicht unterbrochen werden, sie sind sogar häufiger, als in allen andern Kolonien.

Die Anlage einer Zuckerpflanzung in diesen sonderbaren Morästen hat dies besondere, daß das Land von verschiedenen kleinen Kanälen durchschnitten ist, die zur Wegführung der Zuckerrohre dienen. Sie endigen sich alle in den großen Kanal, welcher durch einen seiner Ausgänge das Wasser aufnimmt, wenn es steigt, und durch den andern eine Mühle treibt, wenn es abläuft. In diesen Pflanzungen ist die erste Erndte nicht von der besten Eigenschaft, aber die Zeit giebt ihr, wenigstens nahe zu, alle Vollkommenheit. Man

kann

kann diesen Erfolg mit weniger Ungeduld in einer Gegend erwarten, wo die Zuckerrohre bey ihren fünften und sechsten Trieben noch eben so vielen Zucker geben, als man anderwärts von den neu gepflanzten erhält. Eine der vornehmsten Ursachen dieser Fruchtbarkeit mag die Leichtigkeit seyn, mit welcher die Kolonisten in der trockenen Jahrszeit ihre Pflanzungen umgeben können. Die beständige Feuchtigkeit, welche diese Methode in der Erde erhält, scheint den Benetzungen vorzuziehen zu seyn, die man anderwärts mit großem Kosten errichtet, und die man sich nicht einmal überall verschaffen kann.

Seitdem es den Holländern gelungen ist, das Meer in der neuen, wie in der alten Welt zu bändigen, hat ihr Anbau guten Fortgang. Sie haben sie bis auf zwanzig Meilen vom Meer hineingetrieben, und dadurch ihren Pflanzungen eine Annehmlichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen gewußt, die man nicht in den blühendsten, englischen und französischen Besitzungen antrift. Ueberall sind geräumige und wohl angelegte Gebäude, vollkommen nach der Schnur gezogene Terrassen; Küchengärten von ungemeiner Nettigkeit; die vortrefflichsten Baumgärten; Alleen nach dem besten Ebenmaaß angelegt. Man sieht nicht ohne Rührung so viele Wunder in weniger als einem Jahrhundert in ursprünglich eckelhaften und ungesunden Morästen hervorgebracht. Aber eine ernsthaftere Ursache mäßigt die große Bezauberung bald. Die Kapitalien, die diese Verschwendungen wegnehmen, würden weislicher zu Vermehrung der kaufbaren Erzeugnisse angewandt seyn.

Ein Mittel, das die Arbeiten am meisten aufgemuntert hat, ist die erstaunliche Leichtigkeit gewesen, womit die Kolonisten Kapitalien haben bekommen können. Sie bekamen alles Geld, was sie nur brauchen konnten, zu sechs vom hundert, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Pflanzungen eine Hypothek für den Gläubiger seyn, und daß sie ihm, bis er gänzlich bezahlt wäre, alle ihre Erzeugnisse um den in der Kolonie gangbaren Preis liefern sollten.

XXIV.

Gegenwärtiger Zustand von Surinam, und Größe seiner Schulden.

Vermittelst dieser Hülfe sind an den Ufern des Surinam und Kommawineflußes, der Flüsse Kottika und Pericka 430 Pflanzungen angelegt worden. Im Jahr 1775 gaben sie 24,320,000 Pfund rohen Zucker, der in Holland für 8,333,400 Liv. a) verkauft wurde; 15,387,000 Pfund Kaffee, den man um 8,580,934 Liv. b) verkaufte; 970,000 Pfund Baumwolle, die 2,372,255 Liv. c) galt; 790,854 Pfund Kakao, den man für 616,370 Liv. d) verkaufte; 152,844 Pfund Farbholz, welches für 14,788 Liv. e) verkauft wurde.

Diese

---

a) Oder 3,819,475 fl.
b) — 3,931,678 fl. 5 kr.
c) — 1,087,283 fl. 32 —
d) — 279,169 fl. 55 —
e) — 6777 fl. 50 —

Diese Erzeugnisse, welche zusammen 19,917,747 Liv. *) betrugen, wurden durch 70 Schiffe auf die Rheden der Republik gebracht. Die Anzahl dieser Schiffe würden zugenommen haben, wenn die 560,000 Maaß Syrupp und die 166,000 Maaß Rum, die nach Nordamerika geliefert werden, den Weg nach Europa genommen hätten. Sie wird sich vermehren, wenn der Toback, mit dem man sich zu beschäftigen angefangen hat, den Erfolg hat, den man hoft.

Die sämmtlichen Arbeiten dieser Pflanzungen beschäftigten im Jahr 1775 60,000 Sklaven von allem Alter und Geschlecht. Sie standen unter den Befehlen von 2824 Herren, Weiber und Kinder ungerechnet. Die Weissen waren aus verschiedenen Ländern und verschiedenen Religionen. So weit gehet der Handlungsgeist, daß er alle Vorurtheile von Nation oder Religion bey dem allgemeinen Vortheil, der die Menschen verbinden soll, schweigen macht.

Was sollen die eiteln Benennungen, Juden oder Christen, Franzosen oder Holländer bedeuten? Unglückliche Bewohner einer Erde, die so mühsam zu bauen ist! Seyd ihr nicht Brüder? Warum wollt ihr einander aus einer Welt treiben, in der ihr nur einen Tag zu leben habt? Und was ist das noch für ein Leben, dessen Genuß euch streitig zu machen ihr die rasende Grausamkeit habt? Haben nicht Himmel und Erde, und alle Elemente genug gegen euch gethan, ohne daß

*) Oder 9,128,967 fl. 22 kr.

daß ihr noch zu allen den Plagen, womit euch die Natur umgiebt, dem Mißbrauch der geringen Kräfte, die sie euch gab, um ihnen zu widerstehen, hinzufüget?

Paramabiro, der Hauptort der Kolonie Surinam, ist eine kleine angenehm gelegene Stadt. Die Häuser sind daselbst schön und bequem, ob sie gleich nur von Holz und auf Backsteinen, die aus Europa kommen, gebaut sind. Der fünf Meilen von dem Ort liegende Hafen ist unverbesserlich. Er nimmt alle vom Hauptlande zur Abholung der Waaren aus der Kolonie kommende Fahrzeuge ein.

Die Gesellschaft, welcher diese große Kolonie gehört, hat Staatsausgaben zu bestreiten. Der oberste Regent hat sie in den Stand gesetzt, diese Verbindlichkeit zu erfüllen, indem er ihr erlaubte, einige Taxen zu erheben, die man ohne Einwilligung des Staats und der Einwohner nicht erhöhen kann. Eine Kopfsteuer von 100 Sols a) für jeden Erwachsenen, Freyen oder Sklaven, und von 60 Sols b) für jedes Kind war ehemals die stärkste dieser Abgaben. Im Jahr 1776 wurde sie in eine andere weniger beschimpfende, nemlich in 6 vom 100 auf die Erzeugnisse des Landes, auf die Handelsgewinnste und die Besoldungen der verschiedenen Aemter verwandelt. Indessen hat man nicht aufgehört, $2\frac{1}{2}$ vom Hundert von den aus der Kolonie gehenden, und

a) Oder 2 fl. 17 kr.
b) — 1 fl. 22 —

und 1½ vom Hundert von den einkommenden Waaren zu entrichten. Diese Auflagen reichen kaum zu dem großen Gegenstand, zu welchem sie bestimmt sind, hin, und selten bleibt einiger Vortheil für die Gesellschaft.

Außer den Abgaben, die für die Gesellschaft erhoben werden, ist noch eine ziemlich beträchtliche auf die Erzeugnisse der Kolonie, welche die Bürger unter sich selbst zu Bestreitung ihrer verschiedenen Bedürfnisse, besonders zu Bezahlung von dreyhundert freygelassenen Negern, welche die Pflanzungen vor den Einfällen der flüchtigen Neger bewahren müssen, errichtet haben.

So vieler Auflagen ungeachtet, und trotz der Verbindlichkeit, daß die Kolonie 77,000,000 Livres *) verzinsen mußte, war sie doch zu derjenigen Zeit blühend, wo ihre Erzeugnisse einen sichern und vortheilhaften Absatz hatten. Als aber der Kaffee die Hälfte seines Preises in dem Handel verlor, so verfiel alles in die gröste Unordnung. Der Schuldner, der nicht bezahlen konnte, sahe sich von seiner Pflanzung vertrieben. Der Gläubiger, selbst der unbarmherzigste fand seine Kapitalien nicht wieder. Der eine wie der andere waren zu Grunde gerichtet. Die Herzen sind noch erbittert, die Gemüther niedergeschlagen, und es ist schwer, den Zeitpunkt vorauszusehen, wo sich Eintracht und Thätigkeit wieder emporschwingen werden. Wir wollen sehen, wie während dieser schlimmen Lage das Schicksal von Berbice beschaffen war.

XXV.

*) Oder 35,291,666 fl. 40 kr.

XXV.

Stiftung der Kolonie von Berbice. Ihre ehemaligen Unglücksfälle. Ihr gegenwärtiges Elend.

Diese Kolonie, die gegen Morgen durch den Fluß Korentin, und gegen Abend durch die Landschaft Demerary begränzt ist, hat nur eine Küste von zehn Meilen. Im Innern des Landes hat sie keine Hindernisse, bis an denjenigen Theil der Kordilleren, die man unter dem Namen der blauen Berge kennt. Der große Fluß, von dem sie ihren Namen hat, und der an seiner Mündung von einer Bank von Sand und Schlamm gehindert ist, hat 14 bis 15 Fuß Tiefe, bald aber erhält er 40, und man findet die Schiffahrt auf demselben bis auf 36 Meilen von dem Meer leicht, als so weit die entferntesten Pflanzungen gehen.

Im Jahr 1626 wurde die erste Grundlage zu dieser Kolonie gelegt. Da sie in einer Gegend errichtet wurde, welche unter die Vergünstigungen der westindischen Kompagnie gehörte, so behielt sich diese damals mächtige und sehr geschützte Gesellschaft einige Rechte bevor, und besonders den ausschlüßlichen Verkauf der Sklaven. Der Anbau des Zuckers und Orleans, womit man sich einzig und allein beschäftiget, hatte noch keinen großen Fortgang gewonnen, als im Jahr 1689

einige

einige französische Abentheurer das Land verheerten, und nicht eher davon giengen, als bis man ihnen 44000 Liv. a) versprach, die aber niemals bezahlt wurden. Im Jahr 1712 thaten die Franzosen noch einen Einfall in die Kolonie, endlich versprachen die Einwohner, um dieser Plünderung zu entgehen, und von diesen fremden Gästen befreyt zu werden, 660,000 Liv. b). Die Schwarzen, der Zucker, der Mundvorrath, den man lieferte, betrug eine Summe von 28,654 Livres 4 Sols c). Das übrige sollte in Europa von den Pflanzungsinnhabern, die alle in der Provinz Seeland waren, bezahlt werden. Es sey aus Unvermögen, oder aus Recht, so widersetzten sie sich einer Verbindlichkeit, die ohne ihre Einwilligung eingegangen worden war. Drey reiche Privatleute von Amsterdam erfüllten diese Verbindlichkeit, und so wurden sie allein Herren von Berbice.

Ihr Betragen war klug und gemäßigt. Sie stellten die alten Pflanzungen wieder her, sie führten eine bessere Denkungsart unter denjenigen ein, die sie bearbeiteten. Zu den schon bekannten Pflanzungen fügten sie noch den Kakaobau bey, aber ihre Kapitalien reichten nicht zu, die Kolonie auf denjenigen Grad von Wohlstand zu bringen, dessen sie fähig schien. Um diese große Absicht zu erfüllen, hielt man ein Kapital von 7,040,000 Livres d) für nöthig, und es wurden

1600

---

a) Oder 20,166 fl. 40 kr.
b) — 302,500 fl. — —
c) — 13,133 fl. 10 kr.
d) — 3,226,666 fl. 40 kr.

1600 Aktien, jeder zu 4400 Livres a) errichtet. Man konnte deren nur 941 anbringen, auf welche die Käufer nicht mehr als 42 vom Hundert bezahlten, daher befand sich das neue Kapital auf 1,573,352 Livres b) herabgesetzt, davon man 1,320,000 Livres c) der alten Gesellschaft, welche ihr ganzes Eigenthum abtrat, bezahlen mußte, so daß nur 273,352 Livres d) baares Geld übrig blieben. Dies war sehr wenig zu dem Endzweck, den man sich vorgesetzt hatte, die Interessenten selbst waren so sehr davon überzeugt, daß sie im Jahr 1730 verlangten, daß alle Unterthanen des Staats die Erlaubniß erhalten sollten, nach Berbice zu schiffen, und sich daselbst niederzulassen, mit der Bedingung, daß Jeder in Amerika für jeden Weissen und Schwarzen, den er auf seiner Pflanzung anstellen würde, 6 Livres e) Kopfsteuer bezahlen sollte, ferner 55 Livres f) für jede Pflanzung als Religionsbeysteuer, $2\frac{1}{2}$ vom Hundert für alle Waaren, die in die Kolonie ein- und ausgeführt würden, und 3 Livres g) in Europa für jede Tonne, die er aus den Häfen der Republik ausführen, und eben so viel für jede Tonne, die er dahin senden würde. Mit Hülfe dieser Einkünfte verband sich die Gesellschaft, alle Ausgaben,

---

a) Oder 2016 fl. 40 kr.
b) — 721,119 fl. 40 kr.
c) — 605,000 fl. — —
d) — 125,286 fl. 20 kr.
e) — 2 fl. 45 kr.
f) — 25 fl. 12 kr.
g) — 1 fl. 22 kr.

gaben zu bestreiten, welche die Regierung, die Vertheidigung, die Policey und die Gerechtigkeitspflege dieser Kolonie erfordern würden. Die Generalstaaten billigten diesen Plan, und gaben ihm durch einen Schluß vom 6 December 1732 die gesetzmäßige Bestätigung.

Ein sehr lebhafter Betrieb war die glückliche Folge dieser neuen Einrichtung. Alles gieng gut vor sich, als im Jahr 1756 die Weissen, und zwar die Weissen allein von einer ansteckenden Krankheit ergriffen wurden, die sieben Jahr lang dauerte, und den grösten Theil derselben tödtete. Die Schwäche, in welche dieses Unglück Berbice versetzt hatte, brachte im Jahr 1763 die Sklaven zu der Verwegenheit, sich zu empören. Bey der ersten Nachricht dieser Unruhe entflohen zwanzig Soldaten und einige Kolonisten, welche der ansteckenden Krankheit entgangen waren, in vier Schiffe, die in dem Fluß lagen, und bald hernach in eine Schanze, die am Meer erbaut war. Die Hülfe, die man ihnen von allen Seiten herbeysandte, setzte sie endlich in den Stand, in ihre Pflanzungen zurückzukehren, und selbst die Neger zu bändigen, aber sie regierten über nichts mehr, als über Ruinen und Leichname.

Die mit den Einwohnern zu Grund gerichtete Gesellschaft war gezwungen, 8 vom Hundert von ihren Aktienbesitzern zu verlangen, welches ihr eine Summe von 330,000 Liv. a) abwarf, und dann 1,100,000 Livres b) von der Provinz Hol-

a) Oder 151,250 fl. b) Oder 504,166 fl. 40 kr.

Holland zu 2½ vom Hundert zu entlehnen. Da diese Summen noch nicht hinreichten, um ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, so erhielt sie im Jahr 1774 von der Republik die Erlaubniß, daß die bis daher erhobenen Auflagen in der Folge verdoppelt seyn sollten. Diese neuen Taxen stürzten den Kolonisten, der ohnehin schon durch den gänzlichen Verlust seiner Kakaobäume, und den erstaunlich niedrigen Preis des Kaffees muthlos gemacht worden war, vollends in die Verzweiflung. Noch immer geht diese Niederlassung, auf welche man so grosse Hoffnungen gestützt hatte, blos rückwärts.

Die Kolonie zählt nur noch 104 Pflanzungen, die meistens unbeträchtlich, die von einer Entfernung zur andern an dem Berbice, oder an dem Kanyefluß, der sich in den erstern drey Meilen vom Meer ergießt, zerstreut sind. Man sieht 7000 Sklaven daselbst von allem Alter und Geschlecht, und 250 Weisse, ohne die Soldaten zu zählen, die eben soviel ausmachen können. Was jährlich an Kaffee, Zucker und Baumwolle eingeerndtet wird, bringen vier oder fünf Schiffe nach dem Hauptland, wo dessen Verkauf nicht über 1,000,000 oder 1,200,000 Liv. a) beträgt. Auf dieses Erzeugniß sollte man ein Interesse von 6 vom Hundert nehmen, welches die Kolonisten von ungefähr 1,760,000 Livres b), die sie entlehnt haben, zu bezahlen versprachen. Diese Verbindlichkeit aber sind sie nicht im Stande zu erfüllen. Die Gläubiger müssen sich mit 4, 3, auch gar 2 vom Hundert begnügen. Verschiedene erhalten gar nichts.

Obwohl

---

a) Oder 458,333 fl. 20 kr. bis 550,000 fl.
b) — 806,666 fl. 40 kr.

Obwohl nach dem im Jahr 1772 den Generalstaaten übergebenen Ueberschlag die jährlichen Ausgaben der Oberherrschaft die Summe von 190,564 Liv. a) in Europa und Amerika nicht übersteigen, so ist doch die Gesellschaft nichts desto weniger in einer verzweifelten Lage. Vom Jahr 1720 bis 1763 haben die zusammenberechneten Dividenden nicht über 61 vom Hundert betragen, welches auf ein gemeines Jahr nicht mehr als $1\frac{18}{43}$ beträgt. Nach diesem Zeitpunkt geschahe keine Theilung mehr. Auch haben die Aktien, die jede 2200 Liv. b) gekostet, keinen Gang mehr. Man würde nicht 110 Liv. c) dafür erhalten. Von der Kolonie von Essequebo muß man sich andere Begriffe machen.

XXVI.

Alter der Kolonie von Essequebo. Wie sie empor kommen konnte, nachdem sie so lange Zeit in Unthätigkeit gesteckt hatte.

Dieser Fluß, der von dem von Berbice zwanzig Meilen entfernt ist, zog zuerst die Holländer an sich, welche, wie andere Europäer gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts Guyana mit ihren Räubereyen in der Hoffnung überzogen, daselbst Gold zu finden. Man weis eigentlich nicht, in

a) Oder 87,341 fl. 50 kr.
b) — 1008 fl. 20 kr.
c) — 50 fl. 25 kr.

welchem Zeitpunkt sie sich zu Essequebo festgesetzt haben, aber erwiesen ist, daß sie die Spanier im Jahr 1595 von da vertrieben.

Diese Republikaner waren wieder auf ihren Posten zurückgekehrt, als sie im Jahr 1666 neuerdings von den Engländern daraus vertrieben wurden, die sich aber selbst kein ganzes Jahr darauf halten konnten. Diese Niederlassung, die allzeit sehr gering gewesen war, war nach der Wiedereinnahme nichts mehr. Im Jahr 1740 gaben ihre Erzeugnisse keine Ladung für ein einziges Schiff ab.

Zwey oder drey Jahre hernach warfen einige Kolonisten von Essequebo ihre Augen auf den sehr nahe befindlichen Fluß Demerary. Die Ufer befanden sich sehr fruchtbar, und diese Entdeckung hatte die günstigsten Folgen.

Seit einiger Zeit war durch die blutigen und verderblichen Kriege, welche Surinam gegen die in den Wäldern zusammen gerotteten Neger führen mußte, die Urbarmachung der Ländereyn daselbst aufgehalten worden. Berbice seinerseits war durch die Empörung der Sklaven in Unruhe gesetzt. Die westindische Gesellschaft ergriff diesen günstigen Augenblick, um unternehmende Menschen aus allen Nationen herbeyzurufen. Diejenigen, die daselbst mit einem kleinen Vermögen ankämen, empfiengen ein Stück Landes mit einiger Unterstützung umsonst. Sie waren so gar versichert, daß sie nach vollbrachten ersten Arbeiten lehnungsweise und unter sehr mäßigen Bedingungen den

Werth

Werth von Dreyfünfteln der angebauten Pflanzung erhalten konnten. Diese Einrichtung wurde eine fruchtbare Quelle des Fleißes, der Thätigkeit, und der Haushaltung. Im Jahr 1769 zählte man an den Ufern des Demerary schon 130 Pflanzungen, auf welchen der Zucker, der Kaffee und die Baumwolle mit Erfolg gebaut wurden. Die Anzahl der Pflanzungen hat seit diesem Zeitpunkt zugenommen, und muß sich noch sehr vermehren.

XXVII.

Unordnungen, die in den holländischen Kolonien vorgehen.

So ist der Zustand der drey Kolonien, welche die Holländer nach und nach in Guyana errichtet haben, beschaffen. Er ist bedauernswürdig, und wird es noch lange seyn, wo nicht die Regierung in ihrer Weisheit, in ihrer Freygebigkeit, oder in ihrer Herzhaftigkeit ein Mittel findet, die Pflanzer von der drückenden Last ihrer Schulden, die sie gemacht haben, zu befreyen.

Die Regierungen haben in neuern Zeiten das Beyspiel zu den Geldanlehnungen gegeben. Die Leichtigkeit, sie mit einem mehr oder weniger beschwerlichen Interesse zu erhalten, hat sie beynahe alle zu Kriegen angereitzt, oder darinnen unterstützt, welche ihre natürlichen Kräfte nicht erlitten hätten. Diese Sucht hat die Städte, die Provinzen, die verschiedenen Gesellschaften auch ergriffen. Die grossen

Handelsgesellschaften haben diesen Gebrauch noch mehr erweitert, und er ist endlich unter kühnen Menschen, die ihr Charakter antrieb, ausserordentliche Unternehmungen zu machen, ganz gemein geworden.

Die Holländer, welche nach dem Verhältniß ihres Landes und ihrer Bevölkerung mehr Geld bey ihnen angehäuft hatten, als keine andere Nation, und die in ihrem Gewerbe, so ausgebreitet es auch war, doch nicht Mittel genug fanden, es anzulegen, suchten es auf eine nützliche Art in den öffentlichen Kassen aller Nationen, und selbst bey den Unternehmungen der Privatpersonen anzuwenden. Ihr Geld hat vorzüglich zur Urbarmachung einiger fremden, und besonders ihrer Kolonien in Amerika gedient. Aber die Vorsicht, die sie gehabt haben, sich die Pflanzungen ihrer Schuldner als Unterpfand verschreiben zu lassen, hat nicht die Wirkung gehabt, die sie davon erwarteten. Man hat ihnen die Kapitalien nicht wieder ersetzt, ja selbst die Interessen nicht mehr davon bezahlt, als die Waaren ihren ehemaligen Preis verloren. Die mit den arm gewordenen Pflanzern errichteten Verträge fielen um 50, 60, bis 80 von ihrem ursprünglichen Werth.

Dies ist eine verderbliche Unordnung. Vergeblich würde man es untersuchen wollen, ob man die Ursache dem Geitz der in Amsterdam wohnenden Kaufleute, oder der Unthätigkeit, oder den thörichten Verschwendungen der jenseits des Meers versetzten Kolonisten zuschreiben soll. Diese Untersuchungen würden das Uebel nicht kleiner machen.

machen. Man muß unnütze Fragen müßigen Köpfen überlassen. Sie mögen schreiben, sie mögen sich zanken! Wenn es keinen großen Nutzen hat, so bringt es auch keinen großen Schaden. Aber bey einer Feuersbrunst helffen nicht Reden, sondern Thathandlungen. Während daß man seine Zeit verlieren würde, die Ursache des Feuers zu untersuchen, welche Verheerungen es angerichtet, und wie weit es sich verbreitet, würde das Gebäude in Asche verwandelt seyn. Eine dringende Sorge muß die Generalstaaten beschäftigen. Sie sollen die Holland unterworfene große Gegend zwischen dem Fluß Pumoron und Marony aus der Unruhe setzen, die sie einschläfert, aus dem Elend, das sie niederdrückt, und sollen hernach die übrigen Hindernisse aufheben, die dem guten Fortgang so hartnäckig sich widersetzen.

Diejenige, die vom Klima herkömmt, scheint am schwersten zu überwinden zu seyn. In dieser Gegend ist das Jahr in beständig anhaltende Regen und außerordentliche Hitze getheilt, Man muß unaufhörlich die mit der sorgfältigsten Arbeit gewonnenen Erndten gegen eckelhafte kriechende Thiere vertheidigen. Man läuft Gefahr, durch die langwierige Wassersucht, oder durch alle Arten von Fieber umzukommen. Das Ansehen hat keine Macht über diese Plagen der Natur. Das Mittel, wenn es eines giebt, kann nur das Werk der Zeit, der Bevölkerung und des Anbaues seyn.

Das, was die Gesetze thun können und thun sollen, ist, diejenigen Besitzungen, die auf ein blindes Ungefähr hin besondern Gesellschaften über-

lassen sind, die sich wenig oder gar nicht um die einzelnen Theile der Regierung eines Landes, das ihrem Monopol unterworfen ist, bekümmern, mit dem Körper der Republik zu vereinigen. Alle Reiche haben sich früher oder später überzeugt, wie unnütze es sey, die in der andern Welt eroberten Provinzen privilegirten Gesellschaften zu überlassen, deren Interesse selten mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmt. Sie sahen endlich ein, daß die Entfernung die Natur der bestimmten oder stillen Verträge zwischen Regierung und Unterthanen nicht verändert; daß wenn die Unterthanen gesagt haben, wir wollen gehorchen, wir wollen dienen, wir wollen zur Errichtung, zur Unterhaltung der öffentlichen Macht beytragen, und daß wenn die Regierung geantwortet hat: wir wollen euch von innen durch Polizey und Gesetze, von aussen durch Unterhandlungen und Waffen schützen, beyde Verbindlichkeiten von der einen und der andern Seite erfüllt werden müssen, und dies von einem Ufer des Flußes bis an das andere Ufer; daß wenn der festgesetzte Schutz aufhört, der Gehorsam und die versprochene Unterstützung von rechtswegen auch aufhören; daß wenn man die Unterstützung fordern würde, nachdem der Schutz aufgehört hat, die Regierung in eine tyrannische Räuberey ausarten würde; daß man eines Eides der Treue gegen sie enthoben sey, daß man die Freyheit habe, sich von einem schlechten Herrn loszumachen, und sich einen andern zu geben; daß man in den Stand der völligen Freyheit eintrette, und das Vorrecht wieder erlange, diejenige Regierungsform einzuführen, die man für dienlich erachtet. Hieraus haben sie geschlossen,

daß

daß ihre Unterthanen der neuen Welt eben so vieles Recht, als die in der alten haben, nur von der Regierung abzuhängen, und daß ihre Kolonien unter dem unmittelbaren Schutz des Staats blühender seyn würden, als unter einem entlehnten Schutz. Der Erfolg hat die Richtigkeit dieser Aussichten allgemein bewiesen. Nur die vereinigten Provinzen sieht man ihrem ersten Plan getreu bleiben. Diese Blindheit kann nicht von Dauer seyn. Wenn sie zerstreut seyn wird, so wird die Veränderung ohne einen Stoß erfolgen, weil keine der Gesellschaften, die man vernichten muß, ein Interesse hat, solche zu hindern; sie wird sogar ohne Mühe zu Stande kommen, weil keine dieser Gesellschaften ein einziges Schiff hat, noch einigen Handel treibt. Dann erst werden die holländischen Besitzungen von Guyana ein Ganzes ausmachen, das eines Widerstandes fähig ist.

Im gegenwärtigen Zustand würden Berbice und Essequebo kaum einen herzhaften Freybeuter zurücktreiben, und sie würden gezwungen seyn, bey der Annäherung des schwächsten Geschwaders zu kapituliren. Der Theil gegen Morgen, der dem Einfall seiner Wichtigkeit wegen mehr ausgesetzt ist, wird besser vertheidigt. Die Einfahrt in den Fluß Surinam ist der vielen Sandbänke wegen sehr schwer. Indessen können doch Schiffe, die nicht über zwanzig Fuß Wasser ziehen, daselbst einfahren, wenn die Fluth ist. Zwey Meilen von der Mündung stürzt sich der Kommawinefluß in den Surinam. Bey dieser Vereinigung haben die Holländer ihre Vertheidigung angebracht. Sie haben eine Batterie an dem Surinam, eine andere an

dem rechten Ufer des Kommawine angelegt, und eine Citadelle, Amsterdam genannt, an dem linken Ufer. Diese Werke bilden einen Triangel, deren Feuer, das sich kreuzt, die doppelte Absicht hat, zu verhindern, daß die Schiffe nicht weiter vorwärts in den einen oder den andern Fluß kommen können. Der Festung, die mitten in einem kleinen Moraft stehet, ist nur durch eine Hochstraße beyzukommen, auf welcher das Geschütz alle Annäherung hindert. Sie hat nur eine Besatzung von 8 oder 900 Mann nöthig. Von vier Bollwerken bestrichen, mit einem Wall von Erde, einem breiten Graben voll Wasser, und einem guten bedeckten Weg umgeben, hat sie übrigens weder Pulvermagazine, noch gewölbte Magazine, noch eine Art von Kasematten. Drey Meilen weiter oben findet man an dem Surinam eine bedeckte Batterie, die bestimmt ist, den Hafen und die Stadt von Paramabiro zu decken. Man nennt sie Seeland. Eine ähnliche Batterie, die man Someswelt nennt, bedeckt den Kommawine in einer ungefähr gleichen Entfernung. Die Kolonie hat ihre Militz, 1200 Mann regulirte Truppen, und zwey Kompagnien Artillerie zur Beschützung.

Vereiniget mit dieser Kolonie die beyden andern, macht aus diesen getrennten Ländereyen ein ganzes, und sie werden sich wechselsweise unterstützen. Die Republik selbst, die gewohnt ist, ein wachsames Auge auf eine Besitzung zu haben, die nun ganz besonders ihr Eigenthum geworden ist, wird sie mit aller Macht beschützen. Ihr Land- und Seemacht wird angewandt werden, sie vor den Gefahren, die ihr von Europa aus drohen

könnten, zu verwahren, und sie von den Unruhen zu befreyen, die sie in dem Lande selbst beständig in Bewegung setzen. Die Holländer üben in Guyana Grausamkeiten an den Schwarzen aus, die auf den übrigen Inseln unbekannt sind. Die Leichtigkeit, in einem so unermeßlichen Lande die Flucht zu nehmen, hat wahrscheinlich zu dieser ausserordentlichen Grausamkeit den Anlaß gegeben. Auf den geringsten Verdacht läßt ein Herr seinen Sklaven in Gegenwart aller andern tödten, jedoch mit der Vorsichtigkeit, daß er die Weissen davon entfernt, weil solche allein vor Gericht gegen diesen Mißbrauch der öffentlichen Gewalt zeugen könnten.

Diese Grausamkeiten haben nach und nach eine beträchtliche Menge dieser bedauernswürdigen Opfer eines schändlichen Geitzes in die Wälder gejagt. Man hat ihnen heftige und blutige Schlachten geliefert, ohne daß man sie hätte zerstören können. Man mußte zuletzt ihre Unabhängigkeit anerkennen, und seit diesen merkwürdigen Verträgen haben sie verschiedene Horden errichtet, in denen sie in ziemlichen Frieden die nothwendigsten Lebensmittel hinter dem Rücken der Kolonie bauen.

Andere Schwarzen haben ihre Werkstätte verlassen. Diese allzeit herumirrenden Flüchtlinge überfallen hartnäckig bald die eine, bald die andere Gränze, um Unterhalt zu rauben, und um die Pflanzungen ihrer alten Tyrannen zu Grunde zu richten. Vergebens sind die Truppen in einer beständigen Thätigkeit, um einen so gefährlichen Feind im Zaum zu halten, oder zu überraschen. Geheime Nachrichten ziehen ihn aus aller Gefahr der Fallstricke, und lenken seine Einfälle gegen die unvertheidigten Oerter.

Es dünkt mich, jenes sklavische Volk in Aegypten zu sehen, welches, nachdem es in die Wüsten Arabiens geflohen war, vierzig Jahre herumirrte, alle benachbarten Völker heimsuchte, sie anfiel, ihnen wechselsweisen Abbruch that, und durch leichte und häufige Einfälle die Eroberung von Palästina verbreitete. Wenn die Natur von ungefähr einen große Seele in einem festen Körper, einen starken Kopf unter der Wolle eines Negers bildete; wenn ein Europäer nach dem Ruhm trachtete, der Rächer der seit 200 Jahren unterdrückten Nation zu seyn; ja wenn selbst ein Mißionär die beständige Neigung und immer zunehmende Meynung gegen das veränderliche und vorübergehende Reich der Gewalt zu rechter Zeit zu nützen weis, so — — aber muß die Barbarey unsrer europäischen Polizey blutige und verderbliche Wünsche einem gerechten und sanftmüthigen Menschen einflößen, der nur auf Mittel denkt, den Frieden und das Glück allen Menschen zu versichern?

Die Republik wird dem Untergang ihrer Besitzungen zuvorkommen, wenn sie den Grillen und den Raserеyen ihrer Unterthanen einen heilsamen Zaum anlegt. Sie wird auch wirksame Maaßregeln ergreifen, um die Früchte ihrer Arbeiten auf ihre Rheden zu bringen, welche bis auf unsere Tage zu oft davon abgelenkt worden sind.

Die grösten Eigenthümer des holländischen Guyana leben in Europa. Man sieht in der Kolonie fast nichts, als die Verwalter dieser reichen Leute, oder diejenigen, denen ihr geringes Vermögen nicht erlaubt hat, die Sorge für ihre Pflanzungen frem-

fremden Händen anzuvertrauen. Das, was solche Einwohner verbrauchen, kann eben nicht beträchtlich seyn. Auch bringen die Seefahrer, die dahin reisen, um die Erzeugnisse der Kolonie zu holen, nur die Dinge mit, die zu den ersten Bedürfnissen nöthig sind, und selten und nur wenige Sachen für die Pracht. Und noch dazu sind die holländischen Kaufleute genöthigt, diese Verproviantirung, wie schwach sie auch ist, mit den Engländern im nördlichen Amerika zu theilen.

Diese Fremdlinge wurden anfangs nur deswegen aufgenommen, weil man ihre Pferde nicht entbehren konnte. Da es gar zu schwer ist, dort welche zu ziehen, und auch vielleicht aus andern Ursachen, so hat diese Erlaubniß fortgedauert. Die Pferde dienen dermaßen den Menschen zu Pässen, daß ein Schiff, welches nicht eine seiner Größe gemäße Anzahl mitbrächte, gewiß nicht in die Häfen der Kolonie gelassen würde. Aber wenn sie auf der Fahrt sterben, so braucht man nur die Köpfe zu zeigen, um die Erlaubniß zu erhalten, alle eßbaren Waaren zu verkaufen. Durch ein Gesetz ist es verboten, ihnen etwas anders zur Bezahlung zu geben, als Syrup und abgezogene Zuckerwasser, aber man kehrt sich nicht viel daran. Die neuen Engländer mit dem Recht, das sie mißbraucht haben, alles einzuführen, was sie nur wollen, bringen die kostbarsten Waaren der Kolonie heraus, und lassen sich noch Geld, oder Wechselbriefe auf Europa geben. So ist das Recht des Stärkern beschaffen, dessen sich die republikanischen Nationen nicht nur gegen die andern Nationen, sondern auch unter sich selbst bedienen.

Die

Die Engländer verfahren mit den Holländern ungefähr, wie die Athenienser mit den Einwohnern der Insel Melos. Von jeher, sagten jene den Meliern, hat der Schwächere dem Stärkern nachgegeben; wir haben dies Gesetz nicht gemacht; es ist so alt als die Welt, und wird auch eben so lange dauern. Dieser Grund, der den Ungerechten so gut ansteht, machte, daß nachher Athen von Lacedämon bezwungen, und durch die Römer zu Grunde gerichtet ward.

XXVIII.

Der Verlust, den Holland erlitten, sollte die Republik wegen ihrer Besitzungen in Amerika sehr aufmerksam machen.

Die vereinigten Provinzen haben auf ihre Besitzungen in der andern Welt nicht die Aufmerksamkeit verwandt, die sie verdienten, obgleich die Wunden, die Schlag auf Schlag ihrem Glück beygebracht wurden, wohl fähig waren, ihnen die Augen zu öffnen. Wenn Holland der Wirbel seines Flors nicht geblendet hätte, so müßte es in dem Verlust von Brasilien die ersten Quellen seines Verfalls erblickt haben. Als der Republik diese Besitzung geraubt wurde, die in ihren Händen die erste Kolonie der Welt werden konnte, und die Fehler, oder die unbeträchtliche

Größe

Größe ihres Gebiets in Europa decken mußte, sahe sie sich genöthiget, weiter nichts zu seyn, als was sie vor ihrer Eroberung gewesen war, nemlich der Faktor der übrigen Nationen. Damals entstand in der Masse ihrer wirklichen Reichthümer eine Lücke, deren Stelle nachher durch nichts ersetzt worden ist.

Die Folgen der Schiffahrtsakte, welche England abfaßte, waren für Holland nicht minder nachtheilig. Von der Zeit an hörte diese Insel auf, dem Handel der Republik zinsbar zu seyn, ward ihre Mitwerberin, und erhielt gar bald ein entscheidendes Uebergewicht in Afrika, Asien und Amerika über sie.

Hätten alle andere Nationen die englische Staatsklugheit angenommen, so wär Holland seinem Untergang nahe. Zum Glück für diesen Staat, kannten oder wünschten die Könige nicht genugsam das Wohl ihrer Unterthanen. So wie indessen das Licht in die Gemüther gedrungen ist, so hat jeder Staat versucht, den für ihn schicklichen Handel zu unternehmen. Mit jedem Schritte, den man auf dieser Bahn gethan hat, ist den Holländern etwas abgegangen. Der gegenwärtige Gang der Dinge läßt glauben, daß über lang oder kurz jedes Volk ein der Beschaffenheit seines Gebiets und den Gränzen seines Fleißes angemessenes Seewesen haben wird. In diesem Zeitpunkt, nach welchem alles das Schicksal der Nationen hinzureißen scheint, wird der Holländer, der seinen Reichthum eben so sehr durch die Trägheit

heit und Unwissenheit seiner Nachbarn, als durch seine Sparsamkeit und Erfahrung erworben hat, zu seiner natürlichen Armuth gebracht werden.

Es steht freylich nicht in der Macht der menschlichen Vorsicht, diese Veränderung zu verhüten, allein man mußte sie nicht beschleunigen, wie es die Republik dadurch gethan hat, daß sie eine Hauptrolle in den Unruhen, durch die Europa so oft geplagt worden ist, zu spielen suchte. Die habsüchtige Staatsklugheit unsers Jahrhunderts hätte ihr die Kriege verziehen, die sie zum Besten ihres Handels angefangen oder geführt hat. Aber wer könnte die billigen, worinn sie ihr unmäßiger Ehrgeitz und ungegründete Besorgniß verwickelt hat? Sie hat müssen zu übermäßigem Aufborgen ihre Zuflucht nehmen. Wenn man die von den Generalstaaten, von jeder der Provinzen, und von den Städten gemachten Schulden, welche alle, eine sowohl als die andern Staatsschulden sind, zusammen nimmt, so wird man finden, daß sie sich auf 2000,000,000 Liv. *) belaufen, deren, obschon auf dritthalb Procent herabgesetzte Zinsen die Masse der Auflagen unerhört vergrößert hat.

Andere mögen untersuchen, ob diese Auflagen vernünftig angelegt worden sind, ob sie mit der gehörigen Sparsamkeit erhoben werden. Es ist genug, hier zu bemerken, daß ihre Wirkung darinn bestanden ist, die Waaren, die zur höchsten Nothdurft gehören, und folglich den Tagelohn der-

*) Oder 916,666,666 fl. 40 kr.

dermaßen zu vertheuern, daß der Nationalfleiß dadurch den härtesten Stoß erlitten hat. Die Wollen, Seiden, Gold und Silbermanufakturen, und eine Menge anderer sind gefallen, nachdem sie lange gegen den Fortgang der Auflagen und der Theurung gekämpft haben. Wenn der Frühling zu gleicher Zeit hohe Fluthen und das Schmelzen des Schnees mitbringt, so muß ein Land durch das Austretten der Flüsse überschwemmt werden. . . Sobald die Menge der Auflagen macht, daß der Preis der Lebensmittel steigt, so läuft der Arbeiter, der das, was er braucht, theurer bezahlen muß, ohne mehr Lohn zu verdienen, aus den Werkstätten und Fabriken. Holland hat aus dem Schiffbruch seiner Manufakturen nur die gerettet, die keine Mitwerbung von Seiten anderer Nationen zu befürchten hatten.

Der Ackerbau der Republik, wenn es erlaubt ist, die Heringsfischerey mit diesem Namen zu belegen, hat nicht weniger gelitten. Diese Fischerey, die man lange Zeit hindurch die Goldgrube des Staats nannte, wegen der Menge Menschen, die sich davon nährten, ja Vermögen dadurch erwarben, hat nicht nur um die Hälfte abgenommen, sondern der Profit aus derselben, so wie aus dem Wallfischfang ist nach und nach auf nichts herabgesunken. Auch schließen diejenigen, die noch diese beyden Arten von Fischerey treiben, ihre Kapitalien dazu nicht in Geld zusammen. Es tritt niemand dazu in Gesellschaft, als Handelsleute, welche die Schiffe, das Thauwerk, die Geräthschaft und den Proviant hergeben. Der Profit besteht fast nur in dem Verkauf

dieser

dieser Waaren, für welche sie das Einbringen der Fischerey bezahlt macht, die selten mehr abwirft, als die Ausrüstungskosten. Die Unmöglichkeit, in der sich Holland befindet, einen einträglichern Gebrauch von seinen zahlreichen Kapitalien zu machen, hat noch allein die Ueberbleibsel dieser ersten Quelle des allgemeinen Flors gerettet.

Die ungeheuern Abgaben, wodurch die Manufakturen der Republik zerstört, und der Profit aus ihren Fischereyen auf so etwas geringes herabgesetzt worden sind, hat auch ihrem Seewesen viel engere Schranken gesetzt. Die Holländer bekommen alle Materialien zu ihrem Schiffbau aus der ersten Hand. Sie befahren das Meer selten auf ihrem bloßen Ballast. Sie leben mit außerordentlicher Mäßigkeit. Die Leichtigkeit, womit sich ihre Schiffe regieren lassen, erlaubt ihnen, nicht viel Mannschaft darauf zu nehmen; und diese immer vortreffliche Mannschaft wird wohlfeil zusammen gebracht, wegen der Menge Matrosen, die in einem Lande leben, wo alles Meer oder Ufer ist. Ungeachtet so vieler Vortheile, zu denen noch der geringe Zins für das Geld kömmt, haben sie sich doch genöthiget gesehen, die Fracht in Europa mit den Schweden, den Dänen, und zumal den Hamburgern zu theilen, bey welchen alle Triebfedern der Schiffahrt nicht mit solchen Lasten belegt sind.

Die Commissionen haben zugleich mit der Fracht, aus der sie entspringen, in den vereinigten Niederlanden abgenommen. Da Holland eine große Niederlage geworden war, so wurden die Waaren

von

von allen Seiten dahin geschickt, als auf einen Markt, wo man sie am geschwindesten, sichersten und vortheilhaftesten los werden konnte. Die fremden Kaufleute ließen sie oft auf eigene Rechnung dahin schaffen, um so mehr, da sie einen wohlfeilen Kredit da fanden, bis zu den zwey Drittheilen oder drey Viertheilen des Werths der dahin gesandten Waaren. Dieses Verfahren brachte den Holländern den doppelten Vortheil zuwege, ihre Kapitalien ohne Gefahr anzubringen, und Commissionen zu bekommen. Die Profite des Handels waren damals so beträchtlich, daß sie diese Kosten wohl abwerfen konnten. Anjetzt aber ist der Verdienst so eingeschränkt, seitdem mehrere Einsichten die Mitwerbung so vermehrt haben, daß der Verkäufer dem Käufer alles ohne Dazwischenkunft irgend eines Mittelmannes zuschicken muß. Und wenn es ja in gewissen Fällen nöthig befunden wird, sich eines solchen zu bedienen, so wird man lieber unter gleichen Umständen sich derjenigen Häfen bedienen, wo die Waaren gar kein Ein- und Ausfuhrgeld bezahlen.

Die Republik hat auch den Assekurationshandel, den sie ehedem, so zu sagen, ausschlußweise trieb, sich aus der Hand reissen sehen. In ihren Häfen liessen ehedem alle Gegenden Europas ihre Ladungen zum großen Vortheil der Assekuranten versichern; denn, indem diese ihr Risiko theilten und vervielfältigten, ermangelten sie selten, sich zu bereichern. Nachdem aber der Untersuchungsgeist in alle Dinge, in die philosophischen sowohl, als ökonomischen eingedrungen ist, so hat man überall

den Vortheil dieser Spekulation eingesehen. Der Gebrauch derselben ist allgemein geworden, und was die andern Völker hierinn gewonnen haben, das hat Holland nothwendig verloren.

Aus diesen Betrachtungen folgt, daß alle Handlungszweige der Republik ungeheure Abnahme erlitten haben. Vielleicht wären sie sogar zu Grunde gegangen, wenn die Masse ihres baaren Geldes, und ihre außerordentliche Sparsamkeit sie nicht in den Stand gesetzt hätten, sich mit einem Profit von drey Procent zu begnügen, worauf unsrer Meynung nach das Einbringen ihrer Handlungsgeschäfte angesetzt werden muß. Eine so große Lücke ist durch das Anlegen der Kapitalien der Holländer auf Zinsen nach England, nach Frankreich, nach Oesterreich, nach Sachsen, nach Dänemark, ja sogar nach Rußland, welches man auf 1600,000,000 Livres *) ansetzen kann, ausgefüllt worden.

Der Staat verbot ehemals diesen Handlungszweig, der anjetzt der wichtigste geworden ist. Wenn das Gesetz beobachtet worden wäre, so wären die Kapitalien, die man den Fremden geliehen hat, unbenützt im Lande liegen geblieben, weil die Handlung die Kapitalien, die sie brauchen kann, in so großer Menge findet, daß man nur das geringste hinzufügen dürfte, so würden sie, statt vortheilhaft zu seyn, wegen der übermäßigen Mitwerbung nachtheilig werden. Der große Ueberfluß des Geldes würde schon damals die vereinigten

*) Oder 733,333,333 fl. 20 kr.

nigten Niederlande auf den Punkt erhoben haben, wo übermäßige Reichthümer die Armuth nach sich ziehen. Ein unzähliger Haufen Kapitalisten hätte mitten unter ihren Schätzen nichts zu leben gehabt.

Der entgegengesetzte Gebrauch ist die gröste Hülfe der Republik geworden. Ihr den benachbarten Nationen geliehenes baares Geld hat ihr alle Jahre durch die daraus entspringenden Zinsen eine vortheilhafte Bilanz verschaft. Die Schuld ist immer noch in vollem Bestande, und bringt immer einerley Zinse ein.

Wir werden nicht die Keckheit haben, zu berechnen, wie lange die Holländer eine so angenehme Verfassung noch genießen werden. Der Augenschein berechtiget uns nur zu sagen, daß die Regierungen, die zum Unglück der Völker das abscheuliche System des Borgens angenommen haben, ihm über lang oder kurz entsagen müssen, und daß der Mißbrauch, den sie damit getrieben, sie wahrscheinlich zwingen wird, bankerott zu machen. Alsdann wird die große Hülfe der Republik in ihrem Ackerbau bestehen.

Dieser Ackerbau kann zwar in den Gegenden von Breda, Herzogenbusch, Zütphen und Geldern weiter getrieben werden, als gegenwärtig, allein er kann doch niemals recht beträchtlich werden. Das Gebiet der vereinigten Niederlande ist so eingeschränkt, daß ein Sultan fast Recht hatte, zu sagen, indem er die Wuth, womit die Spanier und Holländer darum fochten, betrachtete, daß, wenn es ihm gehörte, er es durch seine

Schanzgräber in das Meer werffen lassen würde. Der Boden taugt nur für die Fische, die vor den Holländern darauf waren. Man hat mit eben so vielem Nachdruck, als Wahrheit gesagt, alle vier Elemente wären daselbst nur erst aus dem Groben gearbeitet.

Das Daseyn der Republik in Europa ist ihrer natürlichen Lage wegen, mitten in einem eigensinnigen und heftigen Element, von dem sie umgeben sind, das ihnen unaufhörlich drohet, und gegen welches sie eine eben so kostbare Gewalt, als zahlreiche Armeen erfordern, zu unterhalten genöthiget sind; in Ansehung furchtbarer Nachbarn, die einen auf dem Meere, die andern auf dem festen Lande; in Ansehung der Unfruchtbarkeit eines Bodens, der ihr nicht einmal das, was zur täglichen Nothdurft erfordert wird, liefert, nur erbettelt. Ohne ihre eigenen Reichthümer könnten ihre Magazine, die heute voller fremder Waaren, und Morgen leer sind, oder überfüllt bleiben, wenn es andern Nationen gefallen wird, ihnen solche entweder zu liefern, oder aufzuhören, solche von ihnen zu begehren. Allen Arten von Mangel ausgesetzt, werden ihre Einwohner gezwungen seyn, auszuwandern, oder auf ihren Kassen Hunger zu sterben, wenn man sie nicht unterstützen kann, oder ihnen die Unterstützung versagt. Wenn die Völker über ihr Interesse besser aufgeklärt werden, und sich entschließen, ihre Erzeugnisse selbst in die verschiedenen Gegenden des Erdbodens zu führen, und auf ihren Schiffen diejenigen zurückzuführen, die sie dagegen bekommen, was wird aus unnützen Fuhrleuten werden?

Wenn

Wenn sie keine Materie erhalten, deren Besitzern frey steht, die Ausfuhr zu verbieten, oder einen hohen Werth darauf zu setzen, was wird aus ihren Manufakturen werden? Es sey nun, daß das Schicksal einer Macht von der Klugheit, oder von der Thorheit andrer Mächte abhängt, so ist sie immer gleich stark zu bedauern. Ohne die Entdeckung der neuen Welt wäre Holland nichts. England wenig; Spanien und Portugal wären mächtig; Frankreich wäre das, was es ist, und immer bleiben wird, unter welchen Herren und und unter welche Regierung es auch komme. Eine lange Folge von widrigen Zufällen kann es ins Unglück stürzen, aber dieses Unglück wird kurz dauern, indem die Natur immer daran arbeitet, diese Unglücksfälle wieder gut zu machen; und dies ist der erstaunliche Unterschied zwischen einem durch seinen Grund und Boden armen und reichen Volk. Dieses letztere kann alle Nationen entbehren, die es hingegen nicht leicht entbehren können. Seine Bevölkerung muß beständig zunehmen, wenn nicht eine schlechte Verwaltung deren Fortgang hindert. Verschiedene auf einander folgende Jahre einer allgemeinen Hungersnoth werfen es nur in einen vorübergehenden Uebelstand, wenn die Klugheit des Regenten sorgfältig ist. Es hat beynahe keines Alliirten nöthig. Die vereinigte Staatskunst aller andern Mächte würde ihm nur seine Waaren lassen, wodurch es blos die Last des Ueberflußes, und die Verminderung seines Aufwandes empfinden würde; eine Wirkung, die zum Vortheil seiner Kräfte, die es erschöpft, und seiner Sitten, die es verdürbt, ausschlagen müßte. Den wahren

Reichthum besitzt es; es hat nicht nöthig, ihn von weitem zu holen. Was kann der Ueberfluß, oder das Metall, das ihn vorstellt, für oder wider sein Glück? Nichts.

Dieser Vortheile in Europa beraubt muß die Republik solche von Amerika verlangen. Ihre Kolonien, ob sie wohl geringer, als der meisten andern Nationen ihre sind, die welche daselbst errichtet haben, werden ihre Erzeugnisse verschaffen, die ihr Eigenthum allein seyn werden. Sobald sie eine Landmacht wird, so wird sie Mitwerber auf allen Handelsplätzen mit den Nationen, denen sie vorher blos die Waaren verführte. Die vereinigten Provinzen zur Würde eines Staats erhoben, werden endlich aufhören, nur ein großes Magazin zu seyn. Sie werden in dem andern Welttheil diejenige Festigkeit finden, welche ihr der unsrige versagte. Wir wollen nun sehen, ob Dänemark die nemlichen Bedürfnisse, und die nemlichen Quellen hat.

XXIX.

Begebenheiten, welche das Ansehen Dänemarks verändert haben.

Dänemark und Norwegen, die jetzt unter einem Herrn stehen, machten im achten Jahrhunderte zwey verschiedene Reiche aus. Indessen sich das eine durch die Eroberung von England her-

vor-

vorthat, besetzte das andere die Orkaden, die Feroeinseln und Island mit Menschen. Seine thätigen Bewohner, von der Unruhe angetrieben, die ihre Vorfahren, die Skandinavier beständig beseelt hatte, ließen sich sogar in Grönland, welches man guten Grund hat, mit dem amerikanischen festen Lande für zusammenhängend zu halten, im neunten Jahrhundert nieder. Man glaubt sogar, durch die über die nordischen Denkmähler verbreitete Finsterniß hindurch zu erblicken, daß diese kühnen Seefahrer im eilften Jahrhundert schon ihre Reisen bis an die Küsten von Neufowndland und von Labrador getrieben, und einige Menschen daselbst gelassen haben. Es ist also wahrscheinlich, daß die Norweger dem Christoph Colombo den Ruhm streitig machen können, die neue Welt entdeckt zu haben, aber sie waren dort, ohne es zu wissen.

Die Kriege, die Norwegen aushalten mußte, bis es mit Dänemark vereinigt ward, die Hindernisse, welche die Regierung seinen Seereisen entgegen stellte, die Vergessenheit und Unthätigkeit, worein diese kühne Nation verfiel, machte, daß sie zugleich mit ihren grönländischen Kolonien die Besitzungen oder den Verkehr, den sie in Amerika haben mochte, verlor.

Der genuesische Seefahrer hatte schon seit länger, als einem Jahrhundert den Anfang zur Eroberung dieser Gegend für Spanien gemacht, als die damals nur ein Volk ausmachenden Dänen und Norweger die Augen auf die andere Halbkugel richteten, der sie näher lagen, als alle

Völker, die sich derselben bemächtiget hatten. Aber da sie durch den kürzesten Weg dahin gelangen wollten, so schickten sie im Jahr 1619 den Hauptmann Munk aus, um eine nordwestliche Durchfahrt im stillen Meere zu suchen. Seine Bemühungen liefen eben so fruchtlos ab, als die so vieler anderer Seefahrer, seiner Vorgänger und seiner Nachfolger.

Es läßt sich glauben, daß die Fruchtlosigkeit eines ersten Versuchs Dänemark nicht abgeschröckt haben würde. Wahrscheinlicher Weise hätte es mehr Schiffe nach Amerika abgeschickt, bis es ihm gelungen wäre, dort einträgliche Besitzungen anzulegen. Wenn es diese entfernten Gegenden aus den Augen ließ, so wurde es dazu durch einen hartnäckigen und unglücklichen Krieg, der es demüthigte, quälte, und bis zum Jahr 1660 beunruhigte, gezwungen.

Die Regierung wandte die ersten Augenblicke der Ruhe dazu an, ihre Wunden zu untersuchen. Gleich allen gothischen Regierungen war sie unter ein gewähltes Oberhaupt, die Grossen des Reichs, oder den Senat und die Stände getheilt. Der König hatte kein anderes Recht, als im Senat den Vorsitz zu führen, und die Armee zu kommandiren. Der Senat regierte in dem Zeitraum zwischen den Reichstagen. Letztere bestanden aus der Klerisey, dem Adel und dem Bürgerstande, und entschieden alle grosse Angelegenheiten.

Ob diese Staatsverfassung gleich das Bild der Freyheit darstellt, so war doch Dänemark nichts weniger als frey. Die Klerisey hatte seit der Reformation allen ihren Einfluß verloren. Die Bürger hatten noch nicht Reichthümer genug erworben, um Ansehen zu haben. Diese beyden Stände wurden durch den Adel, der noch immer von dem Lehensgeist, welcher alles auf die Gewalt zurückbringt, voll war, zu Boden gedrückt. Die kritische Lage, worinn man sich befand, flößte diesem Korps weder die Billigkeit, noch die Mäßigung, die es nöthig hatte, ein. Seine Weigerung, nach Verhältniß des Vermögens seinen Antheil der öffentlichen Lasten zu tragen, erbitterte die andern Glieder des Staats. Aber anstatt ein stolzes Geschlecht auszurotten, welches die Vortheile der Gesellschaft genießen wollte, ohne deren Beschwerde zu tragen, entschloßen sie sich zu einer unbegränzten Dienstbarkeit, und boten selbst die Hände zu Fesseln, womit man sie mit Gewalt zu belegen niemals hätte wagen dürfen, oder es vielleicht vergebens versucht hätte.

Wer würde bey diesem sonderbaren und erniedrigenden Auftritt sich nicht selbst fragen: Was ist dann ein Mensch? Was ist dann jene angebohrne und eingewurzelte Würde, die man ihm beymißt? Ist er zur Unabhängigkeit oder zur Sklaverey gebohren? Was ist die schwache Heerde, die man eine Nation nennt? Und wenn man den ganzen Erdball durchläuft, und sich die gleiche Erscheinung, die gleiche Niederträchtigkeit, mehr oder weniger merklich, von einem

Pol

Pol bis zum andern zeigt, ist es dann möglich, daß nicht das Mitleiden erlösche, und daß man nicht in der Verachtung, die darauf folgt, auszurufen versucht werde: Niederträchtige, dumme Völker! Weil die Fortdauer der Unterdrückung euch keine Thätigkeit einflößt, weil ihr euch an unnütze Seufzer haltet, während daß ihr brüllen könntet; da ihr Millionen Weise seyd, und es leidet, daß euch ein Duzend Kinder, mit kleinen Stecken bewaffnet, nach ihrem Willen führen, so gehorchet. Gehet, ohne uns mit euern Klagen zu belästigen, und lernet wenigstens, unglücklich seyn, wenn ihr nicht wüßt, frey zu seyn.

Kaum waren die Dänen das Eigenthum eines einzigen Oberhaupts geworden, als sie in eine Art von Schlafsucht verfielen. Auf die grossen Bewegungen, welche dann immer entstehen, wenn wichtige Rechte im Streit sind, folgte die falsche Ruhe der Sklaverey. Ein Volk, das sich verschiedene Jahrhunderte hindurch auf dem Schauplatz der Welt hervorgethan hatte, stellte nun gar nichts mehr auf demselben vor. Es erhob sich aus dem Nichts, worein es der Despotismus versenkt hat, nicht weiter, als daß es im Jahr 1671 eine kleine Insel in Amerika, die unter dem Namen der St. Thomasinsel bekannt ist, besetzte.

XXX.

Die Dänen lassen sich auf den Inseln St. Thomas, St. Johann und St. Croix nieder.

Diese zu äußerst nach Westen hinliegende Insel der Antillen war ganz öde, als die Dänen es unternahmen, sich da festzusetzen. Die Engländer legten ihnen anfangs Hindernisse in den Weg, unter dem Vorwande, daß einige Landstreicher aus ihren Mitteln ehedem angefangen hätten, Ländereyen daselbst urbar zu machen. Das britische Ministerium that diesen Drückungen Einhalt, und die Kolonie hatte einen schnellern Fortgang, als man von allen Pflanzungen erwarten konnte, die ein sandiges Erdreich, das nur fünf Meilen lang, und etwa dritthalb breit war, gestattete. Diese Fortschritte, die damals in dem amerikanischen Inselmeer sehr selten waren, hatten eine besondere Ursache.

Der Churfürst von Brandenburg hatte im Jahr 1681 eine Gesellschaft nach Westafrika errichtet. Der Gegenstand dieser Gesellschaft war, Sklaven zu kaufen; aber man mußte sie auch verkaufen, und der Absatz konnte nur in der neuen Welt geschehen. Man schlug dem Hof von Versailles vor, sie in ihren Besitzungen anzunehmen, oder St. Croix zu überlassen. Da beyde Anerbietungen zugleich verworfen wurden,

so wandte Friedrich Wilhelm seine Absichten auf St. Thomas. Dänemark willigte im Jahr 1685 darein, daß die Unterthanen dieses unternehmenden Fürsten ein Handelshaus in der Insel errichteten, und daselbst frey handelten, wenn sie die Abgaben bezahlten, und sich zu einer jährlichen Summe verständen. Hierauf hofte man, den spanischen Kolonien, die mit England und Holland unzufrieden waren, die Schwarzen liefern zu können, deren sie unaufhörlich benöthiget waren. Da der Vertrag nicht statt hatte, und sich die Bedrückungen in St. Thomas selbst stäts vermehrten, so waren die Unternehmungen der Brandenburger allzeit mehr oder weniger unglücklich. Ihr Vertrag, der anfangs nur auf dreyßig Jahre gieng, wurde gleichwohl erneuert. Einige von ihnen waren sogar noch im Jahr 1731 daselbst, aber ohne Geschäfte und ohne Privilegien.

Dem sey wie ihm wolle, so haben weder die Erzeugnisse, noch die Unternehmungen der Brandenburger St. Thomas den Glanz gegeben, den es erhielt. Das Meer hat dort einen vortrefflichen Hafen angelegt, der fünfzig Schiffe bergen kann. Ein so kostbarer Vortheil machte, daß ihn die englischen, französischen und holländischen Flibustiere besuchten, die den Preis ihres Raubes den Abgaben entziehen wollten, welche man in den Besitzungen ihrer Nationen von ihnen verlangte. Die Seeräuber, die ihre Prisen zu weit unten erobert hatten, um sie nach den Windinseln zu schaffen, giengen nach St. Thomas, und verkauften sie da. Dies war die Freystatt aller Kauffahrteyschiffe, welche hier einen neutralen

Hafen

Hafen fanden, wenn man sie in Kriegszeiten verfolgte. Es war die Niederlage für allen Umsatz, den die benachbarten Völker anderswo weder so leicht, noch so sicher hätten verrichten können. Von da aus rüstete man täglich reich beladene Boote zu einem andern verbotenen Handel mit den spanischen Küsten aus, von woher man viele Metalle und köstliche Waaren zurückbrachte. Kurz St. Thomas war ein Ort, wo wichtige Handel geschlossen wurden.

Aber Dänemark hatte keinen Vortheil von diesem starken Verkehr. Fremde wurden dadurch reich, die nachher wegzogen. Ein alle Jahr nach Afrika gesandtes Schiff, das nach Amerika segelte, seine Sklaven da verkaufte, und mit einer dagegen empfangenen Ladung nach Europa zurückkehrte, war die einzige Art von Verkehr, den das Hauptland mit seiner Pflanzstadt hatte. Er unterhielte sich durch die Urbarmachung der St. Johannesinsel, die nicht weit von St. Thomas liegt, aber nur halb so groß ist. Dieser schwache Anfang hätte auf der Krabbeninsel, oder der Insel Borriquen geschehen müssen, wo man zwey Jahr vorher versucht hatte, sich festzusetzen.

Diese Insel, die acht bis zehn Meilen im Umfange haben mag, hat ziemlich viel Berge, die aber weder dürr, noch schrof, noch eben sehr hoch sind. Der Boden der dazwischen liegenden Thäler scheint sehr fruchtbar, und ist durch zahlreiche Quellen gewässert, deren Wasser vortrefflich seyn soll. Die Natur hat ihm zwar keinen Hafen, aber die besten bekannten Rheden

in Menge geschenkt. Man findet allerwegen Ueberreste von Wohnungen, Alleen von Zitron- und Orangenbäumen, die da beweisen, daß die Spanier aus Porto-Rico, welches nur fünf bis sechs Meilen davon liegt, ehedem darauf gewohnt haben.

Als die Engländer sahen, daß eine so gute Insel wüste lag, fiengen sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts an, einige Pflanzungen dort anzulegen. Man ließ ihnen nicht die Zeit, die Früchte ihrer Bemühungen einzuerndten. Sie wurden durch die Spanier überfallen, welche alle erwachsenen Mannspersonen ohne Barmherzigkeit ermordeten, die Weiber und Kinder aber mit sich nach Porto-Rico nahmen. Diese Begebenheit hinderte die Dänen nicht, im Jahr 1717 einige Einrichtungen zu treffen, um sich da niederzulassen. Aber die Unterthanen Großbritanniens beriefen sich auf ihr altes Recht, und schickten einige Wagehälse dahin, die aber von den Spaniern anfangs geplündert, und nachher weggejagt wurden. Die Eifersucht dieser Tyrannen der neuen Welt geht so weit, daß sie sogar Schifferbooten wehren, sich einem Ufer zu nähern, woran sie nur ein Eigenthumsrecht haben, ohne es auszuüben. Sie verdammen die Krabbeninsel zur ewigen Einöde, und wollen sie weder bewohnen, noch daß sie jemand anders bewohne; sie sind zu träg, um sie anzubauen, und zu unruhig, um thätige Nachbarn darauf zu leiden. Eine solche nach einer ausschließenden Herrschaft gierige Denkungsart hat Dänemark gezwungen, seine Absichten von der Krabbeninsel weg, und auf St. Croix zu wenden.

Diese

Diese Insel verdiente mit mehrerm Recht die Herrschsucht der Nationen rege zu machen. Sie ist achtzehn Meilen lang, und drey bis vier breit. Im Jahr 1643 ward sie durch die Holländer und Engländer besetzt. Ihr Neid auf einander brachte gar bald Zwietracht unter sie. Da die erstern im Jahr 1646 in einem hartnäckigen und blutigen Gefecht überwunden wurden, so sahen sie sich genöthiget, ein Gebiet zu verlassen, auf welches sie grosse Hoffnungen gegründet hatten. Der Sieger arbeitete daran, sich in seiner Eroberung festzusetzen, als er im Jahr 1650 auch durch zwölf hundert Spanier, die auf fünf Schiffen anlangten, angegriffen und vertrieben ward. Ihr Triumph dauerte nur einige Monate. Was von diesem zahlreichen Korps zur Vertheidigung der Insel übrig geblieben war, trat sie an hundert und sechszig Franzosen, die im Jahr 1651 aus St. Christoph abgesegelt waren, um sich in den Besitz derselben zu setzen, ohne Widerstand ab.

Diese neuen Bewohner ließen es ihr erstes seyn, ein Gebiet, um das man so heftig gestritten hatte, zu untersuchen. Bey einem außer dem vortrefflichen Boden fanden sie nur einen mäßigen Fluß, der mit dem Meer fast wagrecht stehend, in einer gar keinen Fall habenden Gegend langsam fortfloß, und nur ein salziges Wasser hatte. Zwey bis drey Quellen, die man tiefer in der Insel hinein fand, ersetzten die Mängel dieses Flußes nur sehr unvollkommen. Es gehörte Zeit dazu, Zisternen zu bauen. Die Brunnen gaben nur selten Wasser. Die Luft hatte für die neuen Kolonisten eben so wenig reizendes.

Eine flache und mit alten Bäumen bedeckte Insel erlaubte den Winden eben nicht, die bösen Dünste, womit die Moräste den Dunstkreis anfüllten, wegzujagen. Es war nur ein Mittel, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen; das bestand darinn, die Wälder abzubrennen. Alsbald legen die Franzosen Feuer daran, setzen sich auf ihre Schiffe, und betrachten vom Meer aus Monate lang den Brand, den sie auf der Insel angelegt haben. Sobald er ein Ende genommen, so steigen sie wieder ans Land.

Man fand die Felder hierauf ganz unerhört fruchtbar. Der Toback, die Baumwolle, der Roku, der Indigo, der Zucker, alles gerieth da, eins so schön als das andere. So groß war der Zuwachs dieser Kolonie, daß sie eilf Jahr nach ihrer Stiftung acht hundert zwey und zwanzig Weisse, mit einer verhältnißmäßigen Anzahl Schwarze zählte. Sie gieng mit starken Schritten dem schönsten Flor entgegen, als man ihrer Thätigkeit Fesseln anlegte, die sie in Abnahme brachten. Ihr Verfall war so schleunig, als ihr Aufkommen. Es blieben ihr nur noch hundert sieben und vierzig Mannspersonen sammt den dazu gehörigen Weibern und Kindern, und sechs hundert drey und zwanzig Neger übrig, als diese Menschen im Jahr 1696 nach San: Domingo geschaft wurden.

Unbekannte Privatleute, Schriftsteller, die mit den Absichten der Regierungen, mit ihren geheimen Unterhandlungen, mit dem Charakter der Minister, mit dem Interesse der Beschützer und

der

der Beschützten unbekannt sind; die sich schmeicheln, die wahre Ursache einer Begebenheit, mitten unter einer Menge wichtiger oder thörichter Ursachen aufzufinden, die alle gleich viel dazu können beygetragen haben; die nicht denken, daß unter diesen Ursachen die natürlichste oft die unwahrhafteste ist; die nach einer überdachten Lesung einer Zeitung oder einer Monatschrift urtheilen, als ob sie lebenslang am Ruder des Staats gezogen, und den Rathschlägen der Könige beygewohnt hätten; die niemals weiter von der Wahrheit entfernt sind, als wenn sie selbige am besten durchdrungen zu haben glauben; die eben so abgeschmackt bey dem Guten, als bey dem Bösen, das sie von Nationen sagen, sind, nachdem sie eine günstige oder ungünstige Meynung von den Ministerialgeschäften hegen; diese Art von Träumer, die sich als wichtige Leute betrachten, weil sie die Sucht haben, sich mit grossen Dingen abzugeben, und sich überzeugen, daß die Höfe nichts beschließen, als nach den erhabenen Absichten einer tiefsehenden Staatsklugheit, haben sich eingebildet, der Hof von Versailles hätte St. Croix nur darum verachtet, weil er alle kleine Inseln verlassen wollte, um alle Macht, allen Arbeitstrieb, alle Kolonisten auf die grossen zusammen zu bringen. Sie haben sich geirrt. Diese Veränderung war das Werk der Finanzpächter, welche fanden, daß ihnen der Schleichhandel zwischen St. Croix und St. Thomas nachtheilig war. Von jeher schadete das Finanzwesen dem Handel, und zehrte die Brust aus, von der es Nahrung erhält. Die Insel blieb bis zum Jahr 1733 ohne Kolonisten und ohne Landbau. Zu dieser

Zeit trat Frankreich das Eigenthum derselben für 738,000 Liv. a) an Dänemark ab, welches sehr bald die Burg und Festung Christianstadt dahin baute.

Dies war die Zeit, da es schien, als wenn diese Macht tiefe Wurzeln in Amerika schlagen sollte. Zum Unglück ließ sie ihren dortigen Landbau unter der Tyranney eines ausschließenden Privilegiums seufzen. Fleißige Menschen aus allen Sekten, und zumal mährische Brüder waren nicht im Stande, dieses große Hinderniß zu übersteigen. Man versuchte es zu verschiedenenmalen, das Wohl des Kolonisten mit dem Interesse seiner Unterdrücker zu verbinden; allein alle Mittel waren fruchtlos. Beyde Parthien lagen immer in einem haßvollen Streit mit einander; nicht aber in dem Wettstreit des Fleißes. Endlich kaufte die Regierung, die gelinder gesinnt war, als man es ihrer Verfassung nach hoffen durfte, der Gesellschaft im Jahr 1754 ihre Rechte und ihre Effekten ab. Der Preis ward auf 9,900,000 Livres b) festgesetzt. Ein Theil davon ward baar, und das übrige mit Verschreibungen auf die königliche Schatzkammer, welche Zinse trugen, bezahlt. Darauf ward die Schiffahrt nach den Inseln allen Unterthanen des dänischen Reichs frey gegeben.

XXXI.

---

a) Oder 338,250 fl.

b) — 4,537,500 fl.

XXXI.

Unglücklicher Zustand der dänischen Inseln. Was die Regierung thun sollte, ihr Schicksal zu mildern?

Am ersten Jenner 1773 zählte man auf St. Johann 69 Pflanzungen, unter denen 27 zum Zuckerbau, und 42 zu geringern Erzeugnissen gewiedmet waren. St. Thomas hatte eben die Anzahl mit der nemlichen Bestimmung, aber sie waren beträchtlicher, gegen 345, die man in St. Croix sahe, waren 150 mit Zuckerrohr besetzt. Auf den zwey erstern Inseln erlangt das Eigenthum diejenige Ausdehnung, die ihm der Kolonist zu geben im Stande ist, nur in der letztern ist jede Pflanzung auf 3000 dänische Fuß Länge, und 2000 Breite eingeschränkt.

St. Johann wird von 110 Weissen, und 2324 Sklaven bewohnt. St. Thomas von 336 Weissen, und 4296 Sklaven. St. Croix von 2136 Weissen, und 22244 Sklaven. In St. Johann sind keine Freygelassene, in St. Thomas sind deren nur 52, und in St. Croix 155. Gleichwohl schränken sich die nöthigen Ceremonien, um die Freyheit zu gestatten, auf eine blosse Einregistrirung bey einem Gerichtshof ein. Wenn eine so große Leichtigkeit diese Handlung der Wohlthätigkeit nicht häufiger bewirkt hat, so ist es wohl deswegen, weil sie denen, die Schulden

gemacht hatten, untersagt war. Man befürchtete, die Schuldner möchten in die Versuchung gerathen, auf Kosten ihrer Gläubiger freygebig zu seyn.

Dieses Gesetz dünkt mich sehr klug, ich denke, wenn es gemildert würde, könnte es auch in unsern Gegenden seinen Nutzen haben. Ich billige es sehr, daß jeder Bürger, der Ehrenstellen bey Hof, bey den Armeen, bey der Kirche, bey den Gerichten bekleidet, solcher Vorzüge eine Zeitlang beraubt seyn solle, wenn er gesetzmäßig durch Gläubiger verfolgt wird, und daß er deren unwiderbringlich beraubt seyn soll, wenn die Gerichte den Schuldner als Falliten erklärt haben. Es dünkt mich, man würde mit mehr Zutrauen leihen, und mit mehr Vorsicht entlehnen. Ein andrer Vortheil von einer solchen Einrichtung würde dieser seyn, daß bald die niedern Stände, Nachahmer der Gebräuche und Vorurtheile der höhern Klasse der Bürger, die nemliche Beschimpfung fürchten würden, und daß die Treue bey den Verbindlichkeiten ein Charakter der Nationalsitten werden könnte.

Die jährlichen Erzeugnisse der dänischen Inseln schränken sich auf ein wenig Kaffee, auf viele Baumwolle, auf 17 bis 18,000,000 Pfund rohen Zucker, und eine verhältnißmäßige Menge Rum ein. Ein Theil dieser Waaren wird den Engländern geliefert, welche die Eigenthümer der besten Pflanzungen sind, und die Sklaven liefern können. Ganz richtige Verzeichnisse, die wir vor Augen haben, beweisen, daß von dem Jahr 1756 bis 1773 diese Nation in den dänischen Niederlassungen

der

der neuen Welt für 2,307,686 Liv. 11 Sols a) verkauft, und für 3,197,047 Liv. 5 Sols 6 Deniers b) weggeführt hat. Nordamerika erhält auch einige dieser Erzeugnisse, als Austausch gegen sein Vieh, Holz und Mehl. Das übrige wird auf ungefähr vierzig Schiffen, die von 120 bis 400 Tonnen führen, nach dem Hauptland gebracht. Der gröste Theil wird daselbst verbraucht, und nicht viel mehr davon in Teuschland, oder in der baltischen See als für 1 Million Livres verkauft.

Die baufähigen Ländereyen sind in den dänischen Inseln nicht alle im Gang, und diejenigen, die man bearbeitet, könnten verbessert werden. Nach dem Zeugniß derjenigen, die am besten davon unterrichtet sind, könnte das Erzeugniß dieser Besitzungen um ein Drittel, vielleicht um die Hälfte vermehrt werden.

Ein groſses Hinderniß der Vermehrung dieser Reichthümer ist die äußerst gezwungene Lage der Kolonisten. Sie sind der Regierung 4,500,000 Livres c), dem Handelsstand des Hauptlandes 1,200,000 Livres d), und den Holländern, deren unermeßliche Kapitalien, die sie unmöglich alle selbst benützen können, sie nöthigen, die Gläubiger aller Nationen zu seyn, 26,630,170 Liv. e) schuldig.

Die

---

a) Oder 1,057,689 fl. 40 kr.
b) — 1,465,313 fl. 20 kr.
c) — 2,062,500 fl. — —
d) — 550,000 fl. — —
e) — 12,205,494 fl. 35 kr.

Die Habsucht der Schatzkammer legt dem Fleiß neue Hindernisse in Weg. Die Lebensmittel und die Waaren, die Dänemark nicht eigen sind, oder die nicht auf dänischen Schiffen dahin gebracht werden, bezahlen vier vom Hundert bey ihrer Abfahrt aus Europa. Die National- und die fremden Schiffe zahlen alle gleich sechs vom Hundert bey ihrer Ankunft auf der Insel. Man fordert daselbst 18 Livres a) für jeden ankommenden Neger, und 4 Livres 10 Sols b) Kopfsteuer. Ziemlich starke Abgabe auf das Stempelpapier, eine Auflage von 9 Livres c) auf jedes tausend Quadratfuß Landes, den Zehenden des Werths der verkauften Höfe. Die Erzeugnisse sind bey ihrer Ausfuhr aus der Kolonie alle einer Abgabe von fünf vom Hundert, und drey vom Hundert in allen Häfen des Hauptlandes unterworfen, ohne das zu rechnen, was der Rum beym Handverkauf abwirft. Diese vereinigten Abgaben verschaffen der Krone ein Einkommen von 8 bis 900000 Livres d).

Es ist Zeit, daß der Hof von Koppenhagen diese vielfachen und drückenden Auflagen abschaffe. Ein wohl durchdachtes Interesse sollte freylich allen Mächten, die Besitzungen in der neuen Welt haben, dieses Betragen einflößen. Aber Dänemark ist besonders zu dieser Freygebigkeit verbunden. Seine Pflanzer sind mit so abscheulichen Schul-

---

a) Oder 8 fl. 15 kr.
b) — 2 fl. 3 kr.
c) — 4 fl. 7 kr.
d) — 366,666 fl. 20 kr. 412,500 fl.

Schulden beladen, daß sie die Kapitalien niemals werden heimgeben, ja nicht einmal die verfallenen Zinse bezahlen können, wo nicht die Schatzkammer ihr Interesse gänzlich bey Seite setzt.

Aber kann man einen solchen Zug von Klugheit weder in Dänemark noch anderswo erwarten, so lange die öffentlichen Ausgaben die Einkünfte übersteigen; so lange die widrigen Begebenheiten, welche bey der gegenwärtigen Ordnung oder Unordnung der Dinge sich beständig erneuern, die Regierungen nöthigen, die Last der schon zu sehr beschwerten unglücklichen Unterthanen doppelt oder dreyfach zu machen; so lange die Räthe der Regenten ohne gewiße und durchdachte Absicht arbeiten werden; so lange die Minister sich so betragen werden, als wenn das Reich oder ihre Verwaltung sich morgen endigen sollten; so lange der Nationalschatz durch unerhörte Betrügereyen erschöpft, und sein Bedürfniß nur durch ausschweifende Entwürfe ersetzt seyn wird, deren verderbliche Folgen nicht bemerkt, oder wegen kleiner augenblicklicher Vortheile vernachläßigt werden, und um mich eines kräftigen aber wahren, erschütternden, aber als Gleichniß dienenden Bildes, wegen desjenigen zu bedienen, was in allen Ländern vorgeht, so lange die Thorheit, der Geitz, die Verschwendung, die Verwilderung oder die Tyranney den öffentlichen Schatz so weit dürftig oder raubgierig gemacht haben, daß man die Erndten verbrennen wird, um recht geschwind den Werth der Asche zu haben.

Wenn die Schatzkammer in Dänemark von Ungefähr klüger und freygebiger würde, als sie es bisher gewesen ist, und in keinem Ort der Welt ist, so würden vielleicht die Inseln St. Thomas, St. Johann und St. Croix glücklicher werden, und ihre Erzeugnisse könnten vielleicht bis auf einen gewissen Punkt die Stelle des geringen Werths derjenigen ersetzen, die das Hauptland hervorbringt.

XXXII.

Flüchtige Uebersicht der dänischen Macht.

Die europäischen Lande, die itzt das dänische Reich ausmachen, waren ehemals von einander unabhängig. Staatsveränderungen, und zwar gröstentheils sonderbare, haben sie unter ein Haupt gebracht. Im Mittelpunkt dieses seltsam zusammengesetzten Ganzen liegen einige Inseln, worunter die beträchtlichste Seeland heißt. Auf derselben befindet sich ein vortrefflicher Hafen, der im eilften Jahrhundert ein bloßes Fischernest war, im dreyzehnten schon eine Stadt, im fünfzehnten die Hauptstadt des Reichs, und nach dem Brand vom Jahr 1728, der sechszehn hundert und fünfzig Häuser einäscherte, ein schöner Ort ward. Diesen Inseln nach Mittag zu liegt die lange und schmale Halbinsel, welche die Alten die cimbrischen Chersones nannten. Die wichtigsten und gröstten Theile desselben haben nach und nach

die

die dänische Macht unter dem Namen Jütland, Schleswig, Holstein vermehrt. Sie sind in einem mehr oder weniger blühenden Zustand gewesen, nach Verhältniß, wie sie die Unbeständigkeit des Oceans empfunden haben, der sich bald von ihren Ufern abwendet, und sie bald überschwemmt. Man sieht in diesen Gegenden einen beständigen Kampf zwischen den Menschen und dem Meer, einen Kampf, der immer mit abwechselndem Erfolg getrieben worden ist. Die Einwohner eines solchen Landes werden frey seyn, sobald sie gewahr werden, daß sie es nicht sind. Nicht Seeleuten, nicht Inselbewohnern, nicht Völkern in gebirgigen Gegenden kann der Despotismus lange Zeit ein erniedrigendes Joch auflegen.

Norwegen, das unter Dänemark steht, ist zu dieser Knechtschaft eben so wenig geschaffen. Es ist mit Steinen und Felsen bedeckt, und wird nach verschiedenen Richtungen durch hohe Berge durchschnitten, die keines Anbaues fähig sind. Man findet in Lappland nur eine geringe Menge von Wilden, die des Fischfangs wegen an der Küste wohnhaft sind, oder in erschröcklichen Wüsteneyen herumstreifen, und von der Jagd, von ihrem Pelzwerk und von ihren Rennthieren leben. Island ist ein elendes Land, das hundertmal von Vulkanen und Erdbeben umwühlt worden ist, und in seinem Schooß immer harzige Materien enthält, die alle Augenblick einen Aschenhaufen daraus machen können. Was Grönland anbetrift, das man gemeiniglich für eine Insel hält, das aber nach den Muthmaßungen der Erdbeschreiber mit Amerika in Westen zusammen

hängen soll, so ist das ein weitläufiges unfruchtbares Land, das die Natur zu einem ewigen Eis verdammt. Wenn jemals diese Gegenden Menschen haben, so werden sie von einander, und alle vom König von Dänemark unabhängig werden, der darüber zu herrschen meint, weil er sich, ohne daß ihre wilden Bewohner etwas davon wissen, einen Herrn derselben nennt.

Das Klima der dänischen Inseln in Europa ist nicht so strenge, als man es ihrer geographischen Breite nach denken sollte. Wenn in den Meerbusen, womit sie umgeben sind, die Schiffahrt bisweilen unterbrochen ist, so geschieht es nicht sowohl durch die daselbst entstehenden, als durch die vom Wind dahin getriebenen Eisschollen, die, so wie sie sich anhäufen, dort zusammenfrieren. Wenn man das nördliche Jütland ausnimmt, so haben die an Teutschland gränzenden Provinzen mit letztern einerley Himmelsluft. Die Kälte ist sogar auf den norwegischen Küsten sehr gemäßigt. Es regnet dort oft im Winter, und der bergische Hafen ist kaum einmal im Jahr durch das Eis gesperrt, da die Häfen zu Amsterdam, Lübeck, und Hamburg es zehnmal im Jahr sind. Zwar wird dieser Vortheil durch die dicken und beständigen Nebel, die Dänemark zu einem unangenehmen und traurigen Aufenthalt, und die dortigen Einwohner finster und melancholisch machen, theuer erkauft.

Die Menschenzahl ist in diesem Reich der Größe nicht angemessen. In den entferntesten Zeiten entvölkerte es sich durch beständige Auswanderungen. Die hieraus folgenden Räubereyen unterhielten

diese

diese Entvölkerung. Die Anarchie hinderte den Staat, sich von so vielen Uebeln zu erholen. Der doppelte Despotismus des Fürsten über die Mitbürger, die sich unter dem Namen des Adels für frey halten, und des Adels über ein knechtisches Volk tödtet auch die geringste Hoffnung zu einer größern Bevölkerung. Die vereinigten Listen aller dänischen Staaten außer Island setzten die im Jahr 1771 Gestorbnen nur auf 55125, so daß nach der Rechnung von 32 Lebenden gegen einen Todten nur 1,764,000 Menschen herauskämen.

Viele andere Ursachen ungerechnet, widersetzt sich die Last der Auflagen ihrer Glückseligkeit. Es liegen deren beständige auf den Ländereyen, willkührliche auf den Personen, alltägliche auf den Lebensbedürfnissen. Diese Unterdrückung ist um so strafbarer, als die Regierung ein sehr beträchtliches Domän besitzt, und in dem Sund eine sichere Hülfe hat. Sechs tausend neun hundert und dreyßig Schiffe, die den Rechnungen vom Jahr 1768 nach jährlich in das balthische Meer hinein oder herausfahren sollen, bezahlen an diesem berühmten Paß ungefähr ein Procent von allen aufhabenden Waaren. Diese Art von Zoll, die zwar schwer zu erheben ist, dem Staat aber 2,500,000 Liv. *) einbringt, wird auf der Rhede zu Helsingör, unter dem Schutz der Festung Kroneuburg erhoben. Schon seit langer Zeit laden dieser Ort und die Lage von Kopenhagen Dänemark

*) Oder 1,144,833 fl. 20 kr.

umsonst ein, eine Niederlage da anzulegen, wo alle, sowohl nördliche als südliche Völker hinkämen, und ihre Erzeugnisse und Arbeit dort vertauschten.

Mit den aus den Abgaben, den Domängütern, den Zöllen und den auswärtigen Subsidien entspringenden Geldern unterhält der Staat eine Armee von fünf und zwanzig tausend Mann, die ganz aus Fremden besteht, und für die schlechteste Militz in Europa gehalten wird. Seine Flotte steht dagegen in dem besten Ruf. Sie besteht aus 27 Linienschiffen, und 31 geringern Kriegeschiffen. Vier und zwanzig tausend eingeschriebene Matrosen, die grösstentheils immer in Bewegung sind, setzen Dänemark in den Stand, jede Operation zur See vorzunehmen. Die Kriegskosten hat der Staat seit verschiedenen Jahren mit andern zur Aufmunterung der Manufakturen und Künste vermehrt. Man füge noch 4,000,000 Livres a) zur Befriedigung der Bedürfnisse und der Einfälle des Hofs hinzu, und eine ungefähr gleiche Summe zur Bezahlung der Zinse einer Staatsschuld von 70,000,000 Livres b), so wird man die 23,000,000 Livres c), aus denen das Einkommen der Krone besteht, verwendet finden.

Wenn

---

a) Oder 1,833,333 fl. 20 kr.

b) — 32,083,333 fl. — —

c) — 10,541,666 fl. 40 kr.

Wenn die Regierung im Jahr 1736 Schmuck, Gold und Silber zu tragen deswegen verboten hat, damit von diesem Einkommen nichts verloren gehe, so werden wir so frey seyn, zu sagen, daß es leichtere Mittel dazu in den Händen hatte. Sie müßte die Menge von Fesseln abschaffen, unter deren Zwang der Verkehr der Unterthanen unter einander steht, und die den freyen Handel der verschiedenen Theile der Monarchie verhindern. Man hätte den Handel mit Island, mit Grönland, mit den barbarischen Staaten, den Wallfischfang allen Nationalseefahrern eröffnen sollen. Man hätte den Handel mit den Inseln Ferroe, der thörichter Weise in den Händen des Landesherrn war, dem Volk überlassen sollen. Man hätte alle Glieder des Staats von der ihnen im Jahr 1726 auferlegten Verbindlichkeit befreyen sollen, sich mit Wein, Salz, Brandwein und Toback nur von Koppenhagen aus zu versorgen.

Dem gegenwärtigen Zustand der Dinge zu Folge sind die Ausfuhrsartikel ziemlich eingeschränkt; nach den Theilen des teutschen festen Landes hin bestehen sie in fünf bis sechs tausend Ochsen, drey bis vier tausend Pferden zur Reuteren, und einigem Korn, das an die Schweden und Holländer verkauft wird. Seit einigen Jahren verbraucht Dänemark selbst den Waitzen, den Finnland und Aland ehedem in das Ausland schickten. Diese beyden Inseln verkaufen sowohl als Seeland nichts weiter, als die prächtigen Züge, die von allen Liebhabern schöner Pferde

so

so hoch gehalten werden. Norwegen giebt Heringe, Holz, Mastbäume, Theer und Eisen zum Handel her. Aus Lappland und Grönland kömmt Pelzwerk. Von Island aus bekömmt man Stockfische, Oel von Wallfischen, Seehunden und Seekälbern, Schwefel und die wollüstigen Bettfedern, die unter dem Namen Eiderdaunen so bekannt sind.

Wir wollen hier in den Nachrichten, die wir, weil vom dänischen Handel die Rede war, geben mußten, einhalten. Sie sind hinreichend, um diese Macht zu überzeugen, daß sie das gröste Interesse dabey hat, ganz allein den Genuß und den Handel aller Erzeugnisse ihrer Inseln in Amerika in Händen zu haben. Je mehr die Besitzungen dieser Krone in der neuen Welt eingeschränkt sind, so wie sie es unter der heißen Zone immer seyn werden, je aufmerksamer muß sie darauf seyn, keinen Vortheil aus denselben entgehen zu lassen.

Wir wollen ihr und allen andern Verwaltungen der Erde die Lehre geben, daß die Krankheiten der Reiche sich nicht selbst heilen; daß sie je älter je schwerer werden, und daß sehr selten glückliche Umstände die Kur erleichtern; daß es beynahe allzeit gefährlich ist, sowohl das Gute, das man zu bewirken sich versprechen, als das Böse, das man auf der Stelle auszuwurzeln hoffen könnte, auf entferntere Zeiten hinaus zu verschieben; daß gegen ein Beyspiel, wo der Erfolg bey schneller Hülfe günstig war, die Geschichte uns tausend liefert,

liefert, wo sie fehlte, weil man die günstige Gelegenheit versäumte, und zu lange wartete; daß der Kampf eines Regenten allzeit ein Kampf gegen alle ist, wenn nicht verschiedene unter ihnen ein gemeinschaftliches Interesse haben; daß die Bündnisse nichts, als vorbereitete Verrätherenen sind; daß die Macht einer schwachen Nation nur durch unmerkliche Stufen, und durch angewandte Kräfte wächst, welchen die Eifersucht anderer Nationen immer entgegen ist, wofern sie sich nicht durch die Verwegenheit eines ungeduldigen und furchtbaren Genies plötzlich aus ihrer Mittelmäßigkeit emporschwingt; daß man lange Zeit auf dieses Genie warten kann, und daß es sodann alles für alles wagt, indem sein Versuch eben so leicht das gänzliche Verderben, wie die gänzliche Vergrößerung hervorbringen kann.

Wir wollen Dänemark besonders sagen, daß, indem es die Erscheinung dieses Genies erwartet, das sicherste ist, seine gegenwärtige Lage zu fühlen, und das klügste, sich zu überzeugen, daß, wenn die Mächte vom ersten Rang selten Fehler ungestraft begehen, die geringste Nachläßigkeit von Seiten geringerer Mächte, denen weitläufige und reiche Länder keine schnelle und große Hülfe darbieten, nicht anders, als von den traurigsten Folgen seyn kann.

69-245
Volkoff
10-30-68

Wir wollen ihm nicht verhelen, daß alle kleine Staaten bestimmt sind, sich zu vergrößern, oder zu verschwinden; und daß derjenige Vogel, der ein unfruchtbares Klima bewohnt, uud zwischen dürren Felsen lebt, nur ein Raubvogel seyn kann.

Ende des zwölften Buchs.

E783
R 274p
v.6